This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

H8525.20.8

Harvard College
Library

Gratis

Gottfried August Bürger's

sämmtliche Werke.

Siebenter Band.

Göttingen, 1833.

In der Dieterichschen Buchhandlung.

48,525.20.8

HARVARD COLLEGE LIBRARY

GIFT OF

1946

47-21
5.8
47-4

Gottfried August Bürger's

vermischte Schriften.

Fünfter Theil.

Göttingen, 1833.
In der Dieterichschen Buchhandlung.

Inhalt

des

siebenten Bandes.

Vermischte Schriften. Fünfter Theil.

I.

Seite

Anthia und Abrokomas. Aus dem Griechischen des Xenophon von Ephesus. 3

II.

Über Poesie und Kunst. 109

1. Ueber die Wirkung des Schleiers in Werken der darstellenden Kunst. 111

Seite

2. Aus Daniel Wunderlich's Buche.
Vorrede. 118
I. Von Eintheilung des Schauspiels. 121
II. Herzensausguß über Volks-Poesie. 123
III. Zur Beherzigung an die Philosophunculos. . 134
3. Von der Popularität der Poesie. 140
4. Briefwechsel mit Boie über die Lenore. Mit Anmerkungen von Voß. 151
5. Vorrede zur ersten Ausgabe der Gedichte. . . . 190
6. Vorrede zur zweiten Ausgabe der Gedichte. . . 203

III.

Gedichte. 233

An ein Maienlüftchen. 235
Stutzertändelei. 235
An Themire. Travestirt nach dem Horaz. 238
Die Menagerie der Götter. 241
Fortunens Pranger. 244

Seite

Prognosticon. 251

Auf einen literarischen Händelsucher. 251

Geweihtes Angebinde zu Luise'ns Geburtstage. 252

Neu-Seeländisches Schlachtlied. 254

Der Edelmann und der Bauer. 255

Aufgegebene Liebeserklärung an Sophie, nach vorgeschriebenen Endreimen. 256

Als Elise sich ohne Lebewohl entfernt hatte. 257

Schnick und Schnack. 257

Der versetzte Himmel. 259

Aruspex und Professor. 260

Bullius. 260

An Madame B., geb. M. 261

Gebet der Weihe. 261

Kampfgesetz. 263

Der Vogel Urselbst, seine Recensenten und der Genius. 264

Ueber eine Dichterregel des Horaz. 273

Unterschied. 274

Seite

Unmuth. 274

Entsagung der Politik. 275

Unter zwei Uebeln lieber das kleinste. 275

An Reinhard. 275

Mittel wider die Agrypnie. 276

Räthsel. 276

Anfang einer Bearbeitung des Froschmäuslers.

1. Inhalt des ganzen Werks. 276

2. Von Bröselbiebs, des Mäusekönigs Sohns, Kundschaft mit dem Froschkönig. 278

Vermischte Schriften.

Fünfter Theil.

I.

Anthia und Abrokomas.

Aus dem Griechischen

des

Xenophon von Ephesus.

Anthia und Abrokomas.

Aus dem Griechischen des Xenophon von Ephesus *).

Vorrede des Übersetzers.

Eigentlich sollt' ich nun wohl hier mein Original loben. Allein — leider! weiß ich selbst zu gut, daß ich viel was Gescheidteres hätte thun können, als ein albernes Romänlein verdeutschen. Dieses brauchte mir also kein Kunstrichter erst zu sagen; auch dürft' es überhaupt der Mühe kaum werth seyn, nur eine Achtelseite von dieser Übersetzung voll zu kunstrichtern. Denn sie mußte bisweilen vom Original abweichen, damit sich das Ding nicht noch schlechter lesen ließe.

Indessen hatt' ich doch, bei aller jener Überzeugung, vor etwa sechs Jahren ganz vernünftige und triftige Ursachen, sie zu verfertigen und drucken zu lassen. Da ich aber nachher befürchtete, sie möchte meinem Geschmack viel bei dem Publicum anhängen, so war mir die Lust dazu schon seit lieber langer Zeit vergangen. Neulich einmal erinnerten mich einige meiner Freunde wieder daran. „Ei!

*) Abgedruckt nach der ersten Ausg. Leipz. 1775.

Freund, laßt ſie immerhin drucken, da ſie einmal fertig iſt. Was wird denn nicht all überſetzt und gedruckt? Habt Ihr ein paar Wochen mit Überſetzen verdorben, ſo kann ja wohl wieder Jemand einige Stunden mit Leſen verſchwenden. So intereſſant, als viele Anecdotes intéressantes, die auf den Nachttiſchen herum poltern, mag ja das Werklein des Monsieur de Xenophon leicht ſeyn, und hin und wieder ſind Schilderei und Ausdruck ganz lieblich, ſüß und artig. Und denn — aus dem Griechiſchen überſetzt klingt doch auch nicht übel. Laßt's immer drucken, Freund; das Honorarium iſt heuer mit zu nehmen! — "

„Meinethalben denn!" ſagt' ich.

Den 25. September 1775.

Erstes Buch.

Einem angesehenen Manne zu Ephesus, mit Namen Lykomedes, gebar seine Gattin, Themisto, aus eben der Stadt, einen Knaben, den er Abrokomas hieß, und welcher weder in Jonien, noch irgendwo an Schönheit seines gleichen fand. Mit jedem Tage seines zunehmenden Alters wuchsen seine Reize, und mit dem Körper verschönerte sich zugleich seine Seele, denn er trieb jede Wissenschaft zur Bildung des Geistes und Leibes. Immerdar übt' er sich auf der Zither, in Reiten und in den Waffenkünsten. Daher war er bei allen Ephesiern und ihren Nachbarn wohlgelitten, und Jedermann hegte von ihm die größte Hoffnung, daß er einst ein vortrefflicher Bürger werden würde. Sie begegneten dem Knaben nicht anders, als einem Gotte; ja Manche fielen sogar nieder, seine Vollkommenheiten anzubeten. Dieß machte den Knaben so ausnehmend eitel, daß er bald selbst mit den Gaben seines Geistes, und noch viel mehr mit der Schönheit seines Körpers sich zu brüsten anfing. Alles, was sonst schön hieß, verachtet' er neben sich, und that nicht anders, als ob seines Auges und Ohres nichts weiter würdig wäre. Wenn er von einem wohlgebildeten Jünglinge oder schönen Mädchen

hörte, so verlacht' er den Erzähler, als einen, der nicht wüßte, wie Abrokomas allein nur reizend wäre. Auf Amor'n, den er für keinen Gott halten wollte, sah er mit Geringschätzung herab, und sagte: Niemand, der nicht selbst Schuld daran wäre, könnte verliebt, und einem solchen Gott unterthan werden. Lächerlich war ihm jeder Tempel und jedes Bild Amor's; denn er dünkte sich viel größer, als Amor, an Gewalt und Schönheit. So viel war aber auch gewiß, neben Abrokomas sah man sich nach keinem Gemälde um, lobte man die schönste Bildsäule nicht. Hierüber mußte sich wohl Amor endlich entrüsten. Der stolze, zänkische, unerbittliche Gott sann auf Fallstricke, und zog mit seinen schärfsten Pfeilen, in's heftigste Gift der Liebe getaucht, gegen seinen Verächter zu Felde.

Nun wurde gerade damals das Fest der Diana gefeiert. Sieben Stadien sind von der Stadt bis an ihren Tempel. Alle Mädchen des Landes mußten in ihrem köstlichsten Schmuck einen feierlichen Aufzug dorthin machen, und so auch die Jünglinge, die Eines Alters mit dem Abrokomas waren. Abrokomas, der damals sechzehn Jahre zählte und in das Jünglingsalter trat, führte den Zug der Letztern an. Eine große Menge Einheimischer und Fremder sahen das Schauspiel mit an, denn man pflegte bei dieser Feier den

Mädchen Bräutigame und den Jünglingen Bräute aus-zusuchen. Der Zug ging nach dieser Ordnung: Zuerst kamen Opfer, dann Fackeln, dann Körbe und Räucher-werk; zuletzt aber Pferde, Hunde und Geräthe zur Jagd, auch Einiges zum Kriege, das Meiste aber doch zum Frieden. Jedes Mädchen hatte sich gleichsam für seinen künftigen Bräutigam geschmückt. Den Zug der Mädchen führte Anthia, Megämedes und Evippe'ns Tochter, ebenfalls aus Ephesus, an. Anthia, damals vierzehn Jahr alt, war ein wunderschönes Mädchen, und übertraf alle ihre Gespielinnen. Gegenwärtig erhöhte der Schmuck der Kunst noch ihre na-türliche Anmuth. Blondes Haar, verloren geflochten und sanft herunterwallend, zerwehten die Lüfte. In ihrem le-bendigen Auge hatten sich Scherz und Ernst verschwistert, und ihr die Miene des gefälligen und doch sittsamen Mäd-chens gegeben. Ihr aufgeschürztes Purpurgewand, mit zar-tem Rauchwerk überall verbrämt, entdeckte die schönsten Arme und Schenkel. Von ihrer Schulter hingen Köcher und Bogen, die Hand führte den Jagdspieß, und hinten-nach folgten ihr Hunde. Oft beteten die Ephesier, bei ih-rem unvermutheten Anblick im Haine, sie statt Dianen an. Als sie nun so vor ihrem Zuge einhertrat, erhob das erstaunte Volk ein allgemeines Freudengeschrei. Hier

hieß es, sie wäre die Göttin, und dort, sie wär' eine ihrer Nymphen. Alles aber neigte sich voll Verehrung, und pries ihre Eltern selig. In jedes Zuschauers Munde war nur die schöne Anthia; und der Name Anthia scholl überall, so lange das Chor der Mädchen vorüber zog. Als aber Abrokomas mit den Jünglingen herbeitrat, vergaß, so lieblich auch der Anblick der Mädchen gewesen war, dennoch Alles der Mädchen, was den Abrokomas sah. Jedermann wandte nach ihm sein Auge, und rief, entzückt von seinem Anblicke: „Ach, ein schöner Jüngling! Abrokomas! Nein, dem ist Keiner gleich! Der ist das Bild des schönsten Gottes!" Einige fügten noch hinzu: „Welch ein Brautpaar! Abrokomas und Anthia!" — Dieß war der Anfang von Amors Verfolgung, und mit schnellen Schritten rückt' er seinem Ziele bald näher.

Als der Zug beim Tempel angelangt war, verließ er seine bisherige Ordnung. Männer und Weiber, Jünglinge und Mädchen drangen bunt durch einander hinein zum Opfer. Sobald hier Anthiens und Abrokomas Blicke einander begegneten, fing Beiden das Herz an schneller zu schlagen. Abrokomas wollte wegsehen; aber er konnte nicht, denn der Gott, der sein Auge regierte, fesselte es unauflöslich an das schöne Mädchen. Anthie'n gings nicht an-

ders. Durch ihre großen offenen Augen stahl sich Abrokomas Schönheit unvermerkt tief in ihr Herz. Bald vernachläßigte sie den Anstand eines Opfermädchens. Immer hatte sie was zu reden, daß es Abrokomas gegenüber hören sollte, und entblößte von ihren Reizen, so viel sie konnte, damit Abrokomas ihrer gewahr würde. Dieser, dem nichts entging, wurde, da er sich ganz dem lieblichen Anblick überließ, mit Leib und Seele der Sclave des Liebesgottes. Nach vollbrachtem Opfer schieden Beide, mißvergnügt über die schleunige Trennung, von dannen. Beide wandten noch öfters sich um, blieben stehen, um sich noch einmal anzuschauen, und fanden immer neuen Vorwand, länger zu verweilen.

Nachdem sie wieder in ihren Wohnungen angelanget, wurden sie erst ihres Übels recht inne. Die unvergeßliche Erinnerung jenes wechselsweisen Anschauens fachte die Flammen ihrer entzündeten Herzen immer mehr an. Den übrigen Theil des Tages ward ihre Sehnsucht so heiß und lechzend, daß Beide beim Schlafengehen die heftigsten Qualen empfanden. Abrokomas zerraufte sein Haar, riß seine Kleider herab, und rief: „O ich Elender! Was sind das für Qualen! So ist denn endlich der standhafte Abrokomas, der die Liebe verschmähte, und ihrem Gotte Hohn

ſprach, überwunden, gefangen, und der Sclave eines Mädchens geworden? Ja, jetzt däucht mir, daß noch Jemand ſchöner iſt, als ich! Jetzt nenne ich Amorn einen Gott! — Aber, o weichherziger Menſch! Iſt es denn gar nicht möglich, tapfer zu bleiben? Nicht möglich, auszudauern? Und noch weiter vor Amorn den Vorzug zu behaupten? Soll und muß mich denn ein Gott, der weiter nichts, als den Namen hat, überwinden? — Schön iſt zwar das Mädchen . . . aber was denn nun weiter? . . Auch noch unverlobt iſt das ſchöne Mädchen . . . Weg, Abrokomas, weg mit ſolchen Gedanken! Amor ſoll und ſoll dein Oberherr nicht werden." So rief er; aber der Gott ſetzte ihm nur immer heftiger mit Qualen zu, je mehr er widerſtrebte. Endlich, da er nicht mehr aushalten konnte, warf er ſich zur Erde und ſchrie: „Du haſt überwunden, o Amor, und dir ſtolze Trophäen über den ſpröden Abrokomas erſtritten! Siehe, hier liegt dein Gedehmüthigter im Staube! O ſchone! ſchone! Ich ergebe mich dir, du Herrſcher aller Sterblichen! Verwirf nicht mein Flehen, und räche meinen Frevel nicht zu hart! Ich kannte dich noch nicht, als ich mich über dich erhob. O Amor, ſchenke mir dieſe Anthia, und kehre deinen gerechten Zorn gegen die Widerſpänſtigen nunmehr in Huld gegen den flehenden Be-

siegten!“. Also fleht' er; aber Amor hörte deßwegen noch lange nicht auf, zu zürnen, sondern gedachte, noch erst viel härter jene Verachtung an ihm zu rächen.

Anthia war indessen nicht minder übel daran. Ihren Schlummer störten unerträgliche Qualen, die sie dennoch vor den Anwesenden verhehlen mußte. „Ach, ich Arme! seufzte sie in ihrem Innersten, was ist mir widerfahren? Ist es Liebe, was ich fühle? Ist es möglich, daß sie in ein so junges Herz, wie das meinige, schon ihre Schmerzen sendet? Nicht anders! Ich brenne für den Abrokomas, den schönsten, aber auch übermüthigsten Jüngling. Aber, o ihr unsterblichen Götter! was soll aus dieser Liebe, was aus dieser Marter endlich werden? Unbiegsam und stolz ist mein Liebling, und ich bin ein armes eingeschränktes Mädchen! Wer soll mir beistehen? Wem kann ich mich und meine Leidenschaft anvertrauen? Und wie und wo darf ich mich dem Abrokomas entdecken?“ —

Also klagt Einer, wie der Andere, die ganze Nacht durch; Jedem schwebte die Gestalt des Andern vor Augen, und Jeder faßte das Bild des Andern tief ins Herz und Gedächtniß. Mit Anbruch des folgenden Tages ging zwar Abrokomas wieder an seine gewöhnlichen Uebungen, und das Mädchen an den Dienst der Göttin; aber die Unruhe

ſprach, überwunden, gefangen, und der Sclave eines Mädchens geworden? Ja, jetzt däucht mir, daß noch Jemand ſchöner iſt, als ich! Jetzt nenne ich Amorn einen Gott! — Aber, o weichherziger Menſch! Iſt es denn gar nicht möglich, tapfer zu bleiben? Nicht möglich, auszudauern? Und noch weiter vor Amorn den Vorzug zu behaupten? Soll und muß mich denn ein Gott, der weiter nichts, als den Namen hat, überwinden? — Schön iſt zwar das Mädchen . . . aber was denn nun weiter? . . Auch noch unverlobt iſt das ſchöne Mädchen . . . Weg, Abrokomas, weg mit ſolchen Gedanken! Amor ſoll und ſoll dein Oberherr nicht werden." So rief er; aber der Gott ſetzte ihm nur immer heftiger mit Qualen zu, je mehr er widerſtrebte. Endlich, da er nicht mehr aushalten konnte, warf er ſich zur Erde und ſchrie: „Du haſt überwunden, o Amor, und dir ſtolze Trophäen über den ſpröden Abrokomas erſtritten! Siehe, hier liegt dein Gedehmüthigter im Staube! O ſchone! ſchone! Ich ergebe mich dir, du Herrſcher aller Sterblichen! Verwirf nicht mein Flehen, und räche meinen Frevel nicht zu hart! Ich kannte dich noch nicht, als ich mich über dich erhob. O Amor, ſchenke mir dieſe Anthia, und kehre deinen gerechten Zorn gegen die Widerſpänſtigen nunmehr in Huld gegen den flehenden Be-

siegten!“. Also fleht' er; aber Amor hörte deßwegen noch lange nicht auf, zu zürnen, sondern gedachte, noch erst viel härter jene Verachtung an ihm zu rächen.

Anthia war indessen nicht minder übel daran. Ihren Schlummer störten unerträgliche Qualen, die sie dennoch vor den Anwesenden verhehlen mußte. „Ach, ich Arme! seufzte sie in ihrem Innersten, was ist mir widerfahren? Ist es Liebe, was ich fühle? Ist es möglich, daß sie in ein so junges Herz, wie das meinige, schon ihre Schmerzen sendet? Nicht anders! Ich brenne für den Abrokomas, den schönsten, aber auch übermüthigsten Jüngling. Aber, o ihr unsterblichen Götter! was soll aus dieser Liebe, was aus dieser Marter endlich werden? Unbiegsam und stolz ist mein Liebling, und ich bin ein armes eingeschränktes Mädchen! Wer soll mir beistehen? Wem kann ich mich und meine Leidenschaft anvertrauen? Und wie und wo darf ich mich dem Abrokomas entdecken?“ —

Also klagt Einer, wie der Andere, die ganze Nacht durch; Jedem schwebte die Gestalt des Andern vor Augen, und Jeder faßte das Bild des Andern tief ins Herz und Gedächtniß. Mit Anbruch des folgenden Tages ging zwar Abrokomas wieder an seine gewöhnlichen Uebungen, und das Mädchen an den Dienst der Göttin; aber die Unruhe

der verwichenen Nacht hatte ihre Glieder ganz ermüdet, hatte das Feuer der Augen geschwächt, und das Roth ihrer Wangen gebleicht. Wenig half es ihnen, sich den Tag über im Tempel zu sehen, da ihnen die Furcht wehrte, einander ihr geheimes Gefühl zu offenbaren. Nichts blieb dem Abrokomas übrig, als nach dem Mädchen verstohlen hinzuseufzen und zu weinen, welches jedoch mitleidsvoll seine Seufzer vernahm. Denn Anthia litt nicht minder, als er; ja, es ging ihr gewisser Maßen noch schlimmer. Wenn sie wahrnahm, daß andere Mädchen und Weiber nach ihm hingafften, und das thaten sie alle, so stieg ihre Unruhe aufs höchste, weil sie ihm minder zu gefallen fürchtete. Beide thaten Gelübde für einander zur Göttin; doch wußte Keiner, daß sie der Andere that.

Solche Qualen waren von so jungen fühlbaren Herzen unmöglich lange zu ertragen. Mit Schrecken nahmen Abrokomas Eltern, Lykomedes und Themisto, den täglichen Abfall seiner Schönheit, die Erschlaffung seines jugendlichen raschen Muthes wahr, und wiewohl sie aus dem, was sie gesehen und gehört, allerlei Muthmaßungen machten, so war es ihnen doch unmöglich, die wahre Ursache mit Gewißheit zu ergründen. Eben so bange wurde dem Megamedes und der Evippe, als sie Anthiens Reize, ohne s

wissen, wovon? so dahin welken sahen. Man nahm zwar zu Priestern und Wahrsagern seine Zuflucht, welche unter dem Gemurmel allerlei unverständlicher Zauberspräche den Geistern Sühnopfer und Gaben darbrachten, indem das Übel, nach ihrem Vorgeben, von den unterirdischen Göttern herrührte; auch opfert' und betete Lykomedes täglich für seinen Abrokomas. Aber da war keine Errettung für Keinen von Beiden, die das Feuer verhohlner Liebe immer weiter aufzehrte. Als nun endlich Beide so gefährlich und zuletzt todt krank darnieder lagen, und nichts zu entdecken war, so beschlossen die Eltern beider Liebenden, sie zum Orakel zu senden, und dasselbe sowohl um Ursach', als Heilungsmittel der Krankheit zu befragen.

Diesem Entschlusse zufolge wurden sie nach dem Tempel des Kolophonischen Apollo, der unweit Ephesus in einer Entfernung von achtzig Stadien liegt, versendet, woselbst das Orakel Beiden eine gemeinschaftliche Weissagung in diesen Versen aussprach:

Beginn und Endschaft aller Pein
Ist dein, wie sein, und sein, wie dein,
Und bald sollt Ihr erlöset seyn.

Doch weh! Eu'r Lebensloos ist Qual!
Flucht und Verfolgung überall!
Durch Meer und über Berg und Thal.

Horch! wie des Räubers Säbel schwirrt!
Wie des Barbaren Kette klirrt!
Und Ihr in dunkeln Grüften girrt!

Von Kreuzesschmach, vom Flammentod
Errettet dich des Nilstroms Gott.
Wenn Schändung deiner Keuschheit droht,
Erbarmt sich Isis deiner Noth.

Glück zu nun! Leid und Lied ist aus!
Willkommen wieder in eur Haus!

Diese Weissagung setzte die Eltern in große Bestürzung und angstvolle Ungewißheit, was für eine nähere Beschaffenheit es wohl um die Krankheit, die Flucht und Verfolgung, die Ketten und Grüfte, und die Hülfe jener ägyptischen Gottheiten haben möchte, indem der dunkele Orakelspruch ihnen keine gänzliche Befriedigung hierüber gab. Nach langem Hin- und Hersinnen däucht' es ihnen am

besten, die Strenge der Weissagung dadurch zu mildern, daß sie ihre Kinder, deren gegenseitige Liebe sie immer mehr erriethen, mit einander vermählten, und dann auf eine kurze Zeit in die Fremde versendeten, gleichsam, als ob das Orakel dieß gemeint hätte, und dem Willen des Schicksals dadurch ein leichtes Genügen geschehen würde.

Dieser Entschluß brachte in der Stadt eine Menge fröhlicher Schmäuse zuwege, und die künftige Verbindung war das allgemeine Gespräch der Einwohner. Jedermann pries bald den Einen, bald den Andern von den Liebenden hierüber glückselig. Wer aber war wohl froher, als Abrokomas und Anthia! Keiner bebte nun vor dem fürchterlichen Orakelspruche mehr; denn sie dachten, die gegenwärtige Wollust sey der künftigen Leiden schon werth. Man eilte bald die Hochzeit zu vollziehen, beging vorher die Nachtfeier, und schlachtet' eine erstaunliche Menge von Opferthieren. Allein so sehr man auch eilte, däuchte doch jeder Augenblick dem Brautpaare zu lange. Als nun endlich die erwünschte Nacht herandämmerte, wurde das Mädchen, beim Scheine der Kerzen, mit Hochzeitsgesängen und Glückwünschen nach dem Brautgemache begleitet. Ein goldenes Bett, in Form eines babylonischen Zeltes, mit Purpurmatten umhangen und auf mancherlei Weise prächtig ausgeschmückt, war das

Brautbett. In die Umhänge waren gaukelnde Liebesgötter gewirkt, wovon einige ihre Göttin, denn auch ihr Bildniß durfte nicht fehlen, bedienten, andere aber auf Spatzen herum ritten. Einige suchten Blumen zusammen, und andere flochten Kränze daraus. Auf einer andern Seite war der Kriegsgott, nicht in seiner Rüstung, sondern im weichern Gewande der Wollust, abgebildet; denn er war eben auf dem Wege zu seiner geliebten Cythere begriffen, und ein Liebesgott mit brennender Fackel voran war sein Führer. In dieses Zelt führte man Anthien, übergab sie den Armen des Abrokomas, und verschloß die Thüren.

Beide waren von gleichem Gefühle durchdrungen, und lange wollt' es Keiner wagen, den Andern anzureden, oder nur die Augen gegen ihn aufzuschlagen. Außer sich vor Scham und Wonne lagen sie da; vor wollüstiger Ahndung leuchten ihre Busen, und süße, nie gefühlte Schauer durchdrangen ihr ganzes Wesen. Endlich erholte sich Abrokomas zuerst, und schlang seine Arme um Anthien, deren Gefühl in Thränen ausbrach. „O selige Nacht! rief der entzückte Jüngling, endlich, endlich bist du mir doch einmal erschienen! Ach! der traurigen, die ich durchquälen mußte, waren auch allzu viele. O du süßes, theures Mädchen! theurer mir, als das Licht meiner Augen! Sage mir doch,

bist du denn nun auch wohl recht von Herzen froh? Sey es, liebstes Mädchen, denn du sollst an mir einen Gemahl haben, wie ihn ein gutes Weib nur immer wünschen mag.“ So sprach er, und küßte ihre Thränen, die ihm süßer, als jeder Nektar, und kräftiger, denn jede Arznei, für seine Qualen waren. „Ach, Abrokomas, hub das schüchterne Mädchen endlich an, dünk' ich dir auch wohl schön, und gefall' ich dir, da du selbst so reizend bist? — Aber warum, du Liebster, warum mußtest du einen so langen sauern Kampf gegen die Liebe kämpfen? Ach! meine eigene Marter zeigt mir hinlänglich an, wie viel du gelitten habest. Aber dafür nimm auch nun diese Thränen hin, und laß dein schönes Haar diesen Becher der Liebe einschlürfen. Komm, wir wollen uns innig an einander schmiegen und umschlingen, unsere Kränze mit diesen Thränen tränken, und ihnen unsere Liebe mittheilen.“ So sprach sie, umschlang schmeichelnd den Nacken des Geliebten, und trocknet' ihre Augen mit seinen Locken. Nachdem sie die Kränze wieder in Ordnung gebracht, fügten sie küssend Lippen an Lippen, und jeder Gedanke, jedes Gefühl ward aus der Seele des Einen in die Seele des Andern durch Küsse gesendet. Sie, als sie seine Augen küßte, rief: „O wie oft habt ihr mich betrübet! Den ersten Pfeil der Liebe habt ihr in mein

Herz geschossen! Allein, ihr vormals so stolzen, nun aber so zärtlichen Augen habt mir auch hiernächst die schönste Wohlthat erwiesen, ihr habet Liebe in Abrokomas Busen eingelassen. O, dafür küss' ich euch nun tausend Mal, und gebiete meinen Augen, auf jeden eurer Winke zu achten. Ach! möchtet ihr immer mich nur anschauen, und euerm Besitzer nie eine andere Schönheit verrathen. Den meinigen soll gewiß nimmermehr ein Anderer schöner scheinen, als Abrokomas. Empfanget die Huldigung der Herzen, die Ihr überwunden habet, und erhaltet sie in ewigem Gehorsam." So schmeichelten die beiden Liebenden einander, bis sie, in Eins geschlungen, allmälich zur Ruhe sanken. Sie genossen die ersten Früchte der Liebe, und eiferten die ganze Nacht durch um die Wette, zu zeigen, welcher von Beiden der Zärtlichste wäre.

Der Genuß der süßen Stunden, nach denen sie sich so lange gesehnt, ließ sie am andern Morgen vergnügt und munter erwachen. Der Blick in ihr künftiges Leben stellte ihnen nunmehr dasselbe als einen beständigen Festtag, voll Wohlleben, dar; und sie vergaßen ganz des Orakelspruches. Aber das Schicksal vergaß ihn so wenig, als die Gottheit, die ihn ertheilet hatte. Die Eltern schickten sie indessen, nach dem gefaßten Entschlusse, aus der Stadt, damit sie

fremde Länder und Städte sähen; denn sie dachten, so viel es anginge, die Weissagung dadurch zu mildern, daß sie dieselben eine Zeit lang von Ephesus entfernten. Man bereitete demnach Alles zu ihrer Reise, die nach Ägypten gehen sollte. Große Schiffe wurden mit erfahrnen Schiffern besetzt, wurden mit allen Bedürfnissen, mit vielen und mancherlei Kleidern, mit Silber und Gold und Überfluß an Lebensmitteln versehen. Man opferte Dianen für eine glückliche Fahrt. Das ganze Volk vereinigte seine Gelübde mit den ihrigen, und Jedermann weinte, als ob seine eigenen Kinder davon zögen. Am Tage der Abreise versammelte sich eine Menge von Dienern und Mägden, und als das Schiff eben auslaufen wollte, alle Ephesier sie zu begleiten . . .*).

Aber nun stieg dem Lykomedes und der Themisto Alles wieder ins Gedächtniß. Der Orakelspruch, ihr Sohn, die Wanderschaft; und ihr Muth sank ganz und gar darnieder. Eben so viel erlitten auch Megamedes und Evippe; doch

*) Hier ist in der ersten Cocchischen Ausgabe eine Lücke, und eine andere ist mir nicht bekannt. Ich weiß nicht, ob diese und andere sind ausgefüllt worden, da Dorville den Cocchischen Abdruck noch ein Mal mit der Handschrift hat vergleichen lassen, wie Ruhnken im Elogio Hemsterhusii meldet.

Herz geschossen! Allein, ihr vormals so stolzen, nun aber so zärtlichen Augen habt mir auch hiernächst die schönste Wohlthat erwiesen, ihr habet Liebe in Abrokomas Busen eingelassen. O, dafür küss' ich euch nun tausend Mal, und gebiete meinen Augen, auf jeden eurer Winke zu achten. Ach! möchtet ihr immer mich nur anschauen, und euerm Besitzer nie eine andere Schönheit verrathen. Den meinigen soll gewiß nimmermehr ein Anderer schöner scheinen, als Abrokomas. Empfanget die Huldigung der Herzen, die Ihr überwunden habet, und erhaltet sie in ewigem Gehorsam." So schmeichelten die beiden Liebenden einander, bis sie, in Eins geschlungen, allmälich zur Ruhe sanken. Sie genossen die ersten Früchte der Liebe, und eiferten die ganze Nacht durch um die Wette, zu zeigen, welcher von Beiden der Zärtlichste wäre.

Der Genuß der süßen Stunden, nach denen sie sich so lange gesehnt, ließ sie am andern Morgen vergnügt und munter erwachen. Der Blick in ihr künftiges Leben stellt' ihnen nunmehr dasselbe als einen beständigen Festtag, voll Wohlleben, dar; und sie vergaßen ganz des Orakelspruches. Aber das Schicksal vergaß ihn so wenig, als die Gottheit, die ihn ertheilet hatte. Die Eltern schickten sie indessen, nach dem gefaßten Entschlusse, aus der Stadt, damit sie

fremde Länder und Städte sähen; denn sie dachten, so viel es anginge, die Weissagung dadurch zu mildern, daß sie dieselben eine Zeit lang von Ephesus entfernten. Man bereitete demnach Alles zu ihrer Reise, die nach Ägypten gehen sollte. Große Schiffe wurden mit erfahrnen Schiffern besetzt, wurden mit allen Bedürfnissen, mit vielen und mancherlei Kleidern, mit Silber und Gold und Überfluß an Lebensmitteln versehen. Man opferte Dianen für eine glückliche Fahrt. Das ganze Volk vereinigte seine Gelübde mit den ihrigen, und Jedermann weinte, als ob seine eigenen Kinder davon zögen. Am Tage der Abreise versammelte sich eine Menge von Dienern und Mägden, und als das Schiff eben auslaufen wollte, alle Ephesier sie zu begleiten . . .*).

Aber nun stieg dem Lykomedes und der Themisto Alles wieder ins Gedächtniß. Der Orakelspruch, ihr Sohn, die Wanderschaft; und ihr Muth sank ganz und gar darnieder. Eben so viel erlitten auch Megamedes und Evippe; doch

*) Hier ist in der ersten Cocchischen Ausgabe eine Lücke, und eine andere ist mir nicht bekannt. Ich weiß nicht, ob diese und andere sind ausgefüllt worden, da Dorville den Cocchischen Abdruck noch ein Mal mit der Handschrift hat vergleichen lassen, wie Ruhnken im Elogio Hemsterhusii meldet.

hatten sie etwas mehr Zuversicht, als jene, da sie auf den Ausgang der Weissagung sahen. Jetzt erhob sich das Getöse der Schiffer; die Uferseile wurden gelöset; und der Steuermann nahm seinen Platz ein. Das Schiff entschwamm dem Ufer, und die Stimmen der Schiffenden und der Zuschauer am Ufer schollen vermischt empor in die Lüfte. „O ihr geliebten Kinder, riefen diese, werden wir euch auch wieder sehen?“ Und jene: „Werden wir euch wohl wieder umarmen, Ihr Eltern?“ Beider Lebewohl wurde von Thränen und Schluchzen begleitet. Jeder rief den Seinigen noch einmal beim Namen, um ihn desto stärker ins Gedächtniß zu fassen. Megamedes nahm eine Schale, und indem er sie ausgoß, betet' er so laut, daß sie ihn im Schiffe hören konnten. „Lebet tausend Mal wohl, meine Kinder, und entrinnet der Strenge der Weissagung! Möchten euch doch die Epheſier wohlbehalten wieder empfangen! Möchtet ihr doch euer geliebtes Vaterland wieder erreichen! Sollt' es aber anders ergehen, so wisset, daß wir den Jammer nicht überleben werden. Wir senden euch auf eine traurige, aber nothwendige Wanderschaft.“ So rief er, bis seine Stimme von Thränen erstickt wurde, da denn endlich das Volk zur Stadt zurückkehrte, und den Eltern, so viel möglich, Trost und Muth einzusprechen suchte.

Aber Abrokomas und Anthia lagen sich einander in den Armen und ließen ihren Gedanken den Lauf, bedauerten ihre Eltern, und sehnten sich, bange vor dem Orakelspruche, und voll Mißtrauen gegen die Fremde, nach ihrer Vaterstadt zurück. Diesen Tag hatten sie glücklichen Wind, und nach vollbrachtem Laufe langten sie zu Samos, Juno's heiliger Insel, an, wo sie erst Opfer und Gebet verrichteten, und dann, nach eingenommener Mahlzeit, mit Einbruche der Nacht weiter reisten. Sie hatten die beste Reise, und hielten mit einander lange Gespräche. „Werden wir auch immer beisammen leben dürfen?“ — Abrokomas seufzte tief herauf; denn er dacht' an dasjenige, so ihm bevorstand. „Anthia, sagt' er, mein liebstes, mein theuerstes Mädchen! die Götter werden ja unsere Trennung verhüten. Aber wie, wenn wir dennoch dazu bestimmt sind? Was dann anfangen? Laß uns schwören, meine Geliebte, daß du unbefleckt bleiben und keinem andern Manne dich ergeben willst, und daß ich eben so nimmermehr ein anderes Weib berühren will.“ Als dieses Anthia vernahm, schluchzte sie heftig. „Und das kannst du dir einbilden, Abrokomas, daß ich nach der Trennung von dir einen Andern lieben könnte? Ich, die ich keine Minute ohne dich leben kann? Ja, ich schwöre dir's bei der Göttin unsers Vaterlandes, der großen Diana den

Epheſier, und bei dem Meere, das wir durchſchiffen, und bei dem Gotte, der uns Beide ſo heftig verfolget, daß ich auch den Augenblick, in welchem ich von dir getrennet ſeyn muß, nicht leben, und die Sonne ſchauen möchte.“ So rief Anthia; ſo ſchwur Abrokomas; und die Zeit macht' ihre Schwüre immer heiliger. Indeſſen lief das Schiff vor Kous und Knidus vorüber. Bald erſchien die ſchöne große Inſel der Rhodier. Hier, ſagten die Schiffer, müßten ſie landen, theils Waſſer einzunehmen, theils zu raſten, denn ſie würden nnn eine lange Fahrt haben.

Das Schiff lief ein, und das Volk ſtieg an's Land. Auch Abrokomas betrat das Geſtade, Anthien am Arme. Alle Rhodier liefen herbei, bewunderten die Schönheit dieſes jungen Paares, und Keiner konnte ſich des lauten Ausrufs enthalten, wenn er ſie anſah, oder vorüberging. Einige ſagten, es wären Götter angelanget; Andere beteten ſie an, und ſuchten ihre Huld zu erwerben. Bald erſchollen die Namen Anthia und Abrokomas durch die ganze Stadt. Ihnen zu Ehren wurden öffentliche Gebete und eine Menge von Opfern angeſtellet, und man beging den Tag ihrer Ankunft nicht anders, als einen Feſttag. Sie aber beſahen die ganze Stadt, und hingen eine güldene Rüſtung im Sonnentempel auf, worüber ſie dieſe Ueberſchrift zum Gedächtniſſe ſetzten:

Zwei Fremde weihen diese Rüstung dir,
Abrokomas und Anthia von Ephesus.

Nachdem sie sich noch einige Tage auf der Insel verweilet, und die Schiffsleute indessen mit frischem Vorrathe sich versehen, setzten sie ihre Reise weiter fort. Alle Einwohner von Rhodus begleiteten sie an's Schiff. Ein glücklicher Wind blies, als sie ausliefen, und sie hatten eine recht vergnügte Fahrt. Diesen Tag und die folgende Nacht durchschifften sie das so genannte Ägyptische Meer. Tages darauf legte sich der Wind; es entstand eine Stille; die Fahrt ging sehr langsam; das Schiffsvolk wurde sorglos und träge, und stellte allerlei Gelage an, wobei man sich wacker betrank. Hier begann die Weissagung erfüllt zu werden. Dem Abrokomas träumte, er säh' ein Weib, fürchterlich, und größer, als andere Sterbliche, in einem blutrothen Gewande. Diese gerieth' an das Schiff, und verbrannt' es, wobei das ganze Schiffsvolk zu Grunde ging. Er nur allein, nebst Anthien, entschwamm noch zuletzt dem Untergange. Erschrocken fuhr er aus diesem fürchterlichen Traume auf, welcher bald wahr wurde.

Von ungefähr kreuzte daselbst ein großes Phönizisches Raubschiff mit drei Ruderbänken. Es schien, als ob es Ladung hätte, und war sowohl zahlreich, als tapfer besetzt

Die Räuber hatten erfahren, daß unser Schiff voll Gold und Silber, Sclaven und vieler andern Sachen von Werth wäre. Daher beschlossen sie, anzugreifen, den Widerstand nieder zu machen, und die Uebrigen, die sie des Kampfes unwürdig schätzten, sammt der Beute nach Phönizien zum Verkauf abzuführen. Der Anführer der Seeräuber hieß Korymbus, ein hochgewachsener Jüngling, mit wilden Augen und langen verworrenen Haaren. Sobald ihr Entschluß gefaßt war, näherten sie sich allmälich dem Schiffe des Abrokomas. Endlich, um die Mittagsstunde, da Einige in trägem Schlafe, Andere aber mit geschwächtem Magen danieder lagen, schoß Korymbus schnell mit seinem Schiffe herbei. Jählings sprangen die Räuber, mit bloßen Schwertern in den Händen, herüber. Einige stürzten sich erschrocken ins Meer, und kamen um; Andere aber, die zu widerstehen wagten, wurden niedergehauen. Abrokomas und Anthia liefen dem Korymbus entgegen, fielen nieder, und umschlangen die Kniee des Räubers. „Herr, sprachen sie, unsere Güter und uns selbst nimm hin, und mach' uns zu Sclaven, nur schon' unser Leben, und tödte nicht die, so sich dir freiwillig unterthan geben. Bei diesem Meer und bei deiner Rechten flehen wir hierum dich an. Führ' uns weg, wohin du willst, und verkauf' uns, wie deine Scla-

ven. Eine Huld aber gewähr' uns nur, überlaß uns Beide Einem Herrn." Korymbus hörte sie an, und gebot den Bürgern, ihrer zu schonen. Die kostbarsten Sachen von der Ladung, nebst Anthien und dem Abrokomas, desgleichen einigen wenigen Sclaven, nahm er mit sich. Dann zündet' er das Schiff an, und alle Uebrigen mußten verbrennen, weil er's für unsicher und unmöglich hielt, sie Alle mitzunehmen. Es war ein erbärmlicher Anblick, wie diese in dem Raubschiffe davon geführt wurden, und jene ihnen aus den Flammen nachriefen: „Wo werdet ihr hingeschleppt, ihr Gebieter? Welches fremde Land, welche unbekannte Stadt wird euch aufnehmen?" Diese versetzten: „O glückselig seyd ihr, daß es euch zu sterben gelinget, ehe ihr Banden getragen, und die Sclaverei unter Räubern erfahren!" So riefen sie; und diese wurden weggeführet, jene aber verbrannten. Nur der alte Hofmeister des Abrokomas, ehrwürdig von Ansehen, und seines Alters wegen mitleidswerth, der es nicht ertragen konnte, daß man ihm seinen Abrokomas entriß, sprang in die Wellen, und schwamm dem Räuberschiffe nach. „Wohin, rief er, wohin, mein Sohn, entfernest du dich? In welchen Umständen, Abrokomas, verlässest du deinen alten Lehrer? Tödte mich Elenden lieber mit deiner Hand, und begrabe dann meine Gebeine. Denn

Die Räuber hatten erfahren, daß unser Schiff voll Gold und Silber, Sclaven und vieler andern Sachen von Werth wäre. Daher beschlossen sie, anzugreifen, den Widerstand nieder zu machen, und die Uebrigen, die sie des Kampfes unwürdig schätzten, sammt der Beute nach Phönizien zum Verkauf abzuführen. Der Anführer der Seeräuber hieß Korymbus, ein hochgewachsener Jüngling, mit wilden Augen und langen verworrenen Haaren. Sobald ihr Entschluß gefaßt war, näherten sie sich allmälich dem Schiffe des Abrokomas. Endlich, um die Mittagsstunde, da Einige in trägem Schlafe, Andere aber mit geschwächtem Magen da nieder lagen, schoß Korymbus schnell mit seinem Schiffe herbei. Jählings sprangen die Räuber, mit bloßen Schwertern in den Händen, herüber. Einige stürzten sich erschrocken ins Meer, und kamen um; Andere aber, die zu widerstehen wagten, wurden niedergehauen. Abrokomas und Anthia liefen dem Korymbus entgegen, fielen nieder, und umschlangen die Kniee des Räubers. „Herr, sprachen sie, unsere Güter und uns selbst nimm hin, und mach' uns zu Sclaven, nur schon' unser Leben, und tödte nicht die, die sich dir freiwillig unterthan geben. Bei diesem Meer und bei deiner Rechten flehen wir hierum dich an. Führ' uns weg, wohin du willst, und verkauf' uns, wie deine Sclaven

ven. Eine Huld aber gewähr' uns nur, überlaß uns Beide Einem Herrn." Korymbus hörte sie an, und gebot den Würgern, ihrer zu schonen. Die kostbarsten Sachen von der Ladung, nebst Anthien und dem Abrokomas, desgleichen einigen wenigen Sclaven, nahm er mit sich. Dann zündet' er das Schiff an, und alle Uebrigen mußten verbrennen, weil er's für unsicher und unmöglich hielt, sie Alle mitzunehmen. Es war ein erbärmlicher Anblick, wie diese in dem Raubschiffe davon geführt wurden, und jene ihnen aus den Flammen nachriefen: „Wo werdet ihr hingeschleppt, ihr Gebieter? Welches fremde Land, welche unbekannte Stadt wird euch aufnehmen?" Diese versetzten: „O glückselig seyd ihr, daß es euch zu sterben gelinget, ehe ihr Banden getragen, und die Sclaverei unter Räubern erfahren!" So riefen sie; und diese wurden weggeführet, jene aber verbrannten. Nur der alte Hofmeister des Abrokomas, ehrwürdig von Ansehen, und seines Alters wegen mitleidswerth, der es nicht ertragen konnte, daß man ihm seinen Abrokomas entriß, sprang in die Wellen, und schwamm dem Räuberschiffe nach. „Wohin, rief er, wohin, mein Sohn, entfernest du dich? In welchen Umständen, Abrokomas, verlässest du deinen alten Lehrer? Tödte mich Elenden lieber mit deiner Hand, und begrabe dann meine Gebeine. Denn

wie kann ich ohne dich leben?“ — So rief der arme Greis, und als er verzweifelte, den Abrokomas zu erreichen, überließ er sich den Wellen, die ihn begruben. Dieser Anblick war dem Abrokomas der allerschmerzlichste. Umsonst streckt' er seine Hände dem Greise entgegen, und flehte die Räuber an, ihn mitzunehmen. Ohne darauf zu achten, schifften sie immer weiter, und landeten nach einer Fahrt von drei Tagen vor ihrer Vaterstadt Tyrus in Phönizien an. . . .

Sie brachten ihre Gefangenen nicht in die Stadt, sondern auf einen benachbarten Landsitz des Obersten der Räuber, der Apsyrtus hieß. Diesem diente Korymbus für Lohn und die Hälfte des Raubes. Während der Reise, da Korymbus den Abrokomas täglich um sich und vor Augen hatte, fing sein Herz, gerührt von der Schönheit des Jünglings, an, Feuer zu fangen, welches in kurzem zu Flammen empor wuchs. Aber auf der Reise schien es ihm unmöglich, ihn zu gewinnen, indem er sah, wie sehr sein Muth unter seinem Unglücke erlag, und wie getreu er Anthien liebte. Auch däuchte es ihm mißlich, Zwang zu gebrauchen, denn da besorgt' er, Abrokomas möchte sich selbst Leid zufügen.

Aber nachdem sie zu Tyrus angelangt waren, konnte er es nicht länger mehr aushalten. Daher war er immer

dienstfertig um den Abrokomas herum, hieß ihn gutes Muthes seyn, und nahm jede Sorge für ihn auf sich. Abrokomas glaubt' indessen, er sey aus Mitleiden so gütig und so besorgt für ihn. Hierauf that Korymbus dem Eurinus, einem andern Räuber, seine Liebe kund, und bat sich seine Hülfe und seinen Rath aus, wie er das Herz des Jünglings gewinnen könnte. Eurinus hört' ihn voll Freuden an; denn er härmte sich eben so um Anthien, in die er gleichfalls gewaltig verliebt war, und erzählte daher auch dem Korymbus sein Anliegen. „Es ist doch recht schimpfliche Feigheit bei uns, sagt' er, daß wir, die wir uns in die Gefahren wagen, in sicherer Muße nicht dessen genießen, was wir mit Mühe errungen. Wir können ja diese auswählen, und Apsyrtus muß sie uns ja wohl schenken." So sprach er, und ein Verliebter ließ sich leicht bereden. Daher wurden sie einig, daß sich Einer für den Andern bemühen, und er beim Abrokomas und Korymbus bei Anthien werben sollte. Diesen aber war damals aller Muth gesunken; sie unterhielten sich oft und lange über die Zukunft, und schwuren einander, ihren Vertrag ewig zu halten. Korymbus und Eurinus kamen an, und gaben vor, sie hätten mit Jedem etwas Heimliches zu reden. Einer führte Anthien, und der Andere den Abrokomas bei Seite.

Dieſe erbebten bis in ihr Innerſtes, indem ſie nichts Gutes vermuthend waren. Eurinus ſprach beim Abrokomas für den Korymbus: „Mit Recht, o Jüngling, thut dir dein Unfall weh; denn du biſt ein Sclave aus einem Freien, und ein Bettler aus einem Reichen geworden. Allein das mußt du deinem Schickſal beimeſſen; daher füge dich in dein gegenwärtiges, und ſuche dir deine Gebieter durch Liebe zu gewinnen. Wiſſe, daß es in deiner Hand ſteht, Freiheit und Wohlſtand wieder zu erlangen, wenn du dich dem Korymbus, deinem Herrn, gefällig erweiſeſt. Denn er brennet vor Liebe gegen dich, und iſt bereit, dich zum Herrn von ſeinem ganzen Vermögen zu machen. Du wirſt dir deinen Dienſt nicht nur ſehr leicht machen, ſondern auch den gütigſten Herrn dadurch erwerben. Bedenke, wo du jetzt biſt, ohne Hülfe in einem fremden Lande. Deine Gebieter ſind Räuber, und du würdeſt der Rache des Korymbus nimmer entrinnen, wenn du ihn verſchmähteſt. Wozu brauchſt du ſchon ein Weib? Oder wozu ſchon eine Geliebte, da du noch ſo zart und jung biſt? An ſo etwas mußt du noch lange nicht denken, ſondern bloß auf deinen Gebieter merken, und ſeinen Befehlen gehorchen.“ Abrokomas hörte mit verſtummtem offenen Munde dieſe Rede an, und fand keine andere Antwort, als Thränen und Seufzer. Nunmehr

sah er, wozu es mit ihm gekommen war. Endlich bat er den Eurinus, er möchte ihm doch erst eine kleine Überlegung gestatten, eh' er auf den Antrag antwortete; womit denn Eurinus für jetzt zufrieden war. Indessen hatte auch Korymbus Anthien die Liebe des Eurinus und die Nothwendigkeit vorgestellet, ihrem Herrn schlechterdings zu gehorchen. Er hatte ihr eine eheliche Verbindung und Überfluß und Schätze gelobet, wenn sie sich ihm ergäbe. Aber das Mädchen hatte eben die Antwort gegeben, und sich Bedenkzeit ausgebeten. Nun warteten Eurinus und Korymbus auf Beider Erklärung, und hegten an geneigter Willfahrung nicht den mindesten Zweifel.

Zweites Buch.

Sobald Abrokomas und Anthia wieder in ihrem gewöhnlichen Wohnzimmer beisammen kamen, und einander erzählten, was sie hatten vernehmen müssen, sanken Beide unter Weinen und Wehklagen zu Boden: „O Vater, und Mutter! O Vaterland, und ihr geliebten Verwandten alle!" — Endlich erholte sich Abrokomas: Ach, wir Unglücklichen! was werden wir noch erdulden in einem Lande barbarischer

Räuber, ausgesetzt ihren Beleidigungen? Nun hebet die Weissagung an! Nun rächt sich die Gottheit an meinem Übermuthe! Mich liebt Korymbus, und dich Eurinus. O, wie sehr zur Unzeit sind wir nun schön! Hab' ich dafür bis jetzt meine Unschuld bewahret, daß ich sie der schändlichen Lust eines Räubers Preis gäbe? Was für ein Leben wird das meinige seyn, wann ich aus einem Mann ein Weichling geworden, und von meiner Anthia weggerissen seyn werde? — Aber ich schwör' es bei der Unschuld, die von Kindheit an meine Gespielin war, ich will eher umkommen, und meine Tugend ins Grab mitnehmen, als mich dem Korymbus ergeben." So sprach er, und Thränen flossen hinter her. „O wehe! rief auch Anthia, welcher Jammer! Ach! bald wird man uns wider unsern Eid Gewalt anthun. Bald werden wir die Strenge der Knechtschaft erfahren. Wie? Nach dem Abrokomas hoffet mich noch ein Wollüstling zu gewinnen? Hoffet in mein Bett zu gelangen, und seine Begierden an mir zu sättigen? Nein! so verlang' ich das Leben nicht mehr; die Sonne will ich nicht mehr schauen, wenn ich geschändet werde. Es ist beschlossen. Laß uns sterben, mein Geliebter! Im Elysium werden wir uns einander gewiß ruhiger besitzen." So waren ihre Gesinnungen, so ihr Entschluß.

Indessen glaubte Apsyrtus, der Vorgesetzte der Räuberei, daß Korymbus mit den Seinigen nun angelangt wäre, und kam selbst herbei, in der Vermuthung, daß derselbe herrliche Beute mitgebracht haben würde. Als er nun den Abrokomas und Anthien erblickte, erstaunte er nicht wenig über ihre Schönheit, und bat sich dieselben allein aus, weil er von diesen den besten Gewinn zu ziehen hoffte. Das andere Gut aber, Geld und Sachen, nebst den übrigen Mädchen, theilte er unter den Korymbus und seine Leute aus. Ungern, und so gut, als gezwungen, überließen Eurinus und Korymbus dem Apsyrtus ihre Geliebten; daher aber verließen sie auch seine Dienste. Apsyrtus nahm den Abrokomas und Anthien, nebst zwei Bedienten von ihnen, dem Leukon und der Rhode, und führte sie ab gen Tyrus. Es war in der That ein sehenswürdiger Aufzug. Jedermann bewunderte ihre Schönheit, und diese Barbaren, die noch nie so viel Reize gesehen, hielten sie für Götter, und priesen den Apsyrtus glückselig, daß er solche Sclaven besäße. Als er mit ihnen in seinem Hause ankam, übergab er sie einem getreuen Diener, und befahl ihm ihre Pflege. Denn er dachte, nichts Geringes für sie zu lösen, wenn er sie nur einiger Maßen nach ihrem Werthe losschlagen könnte.

So standen nun die Sachen, als einige Tage darnach

Apſyrtus der Handlung wegen nach Syrien verreiſet. Da verliebte ſich Manto, ſeine Tochter, in den Abrokomas. Sie war ſchön, und reif genug für das Brautbett. Aber Abrokomas Geſtalt übertraf die ihrige dennoch ſehr weit. Manto ward durch den täglichen Umgang mit ihm bezaubert. Schon konnte ſie ihre Liebe nicht mehr bezähmen, und wußte doch nicht, was ſie anfangen ſollte. Dem Abrokomas einen Antrag zu thun, wollte ſie nicht wagen, weil er ſchon eine Geliebte hatte, und ſie daher ihn zu gewinnen verzweifelte. Auch durfte ſie ſich den Ihrigen nicht anvertrauen, denn da mußte ſie ſich vor ihrem Vater fürchten. Aber um deſto mehr wuchſen die Flammen und Qualen ihrer Liebe. Endlich, als ſie nicht mehr aushalten konnte, beſchloß ſie, Rhoden, der Geſpielin Anthiens, einem Mädchen von gleichem Alter mit ihr, ihre Liebe zu entdecken, von welcher ſie ſich allein Beförderung ihrer Wünſche verſprach. Bei Gelegenheit führte ſie das Mädchen in die väterliche Haus-Kapelle, und hieß ſie ſchwören, daß ſie ihr nicht entgegen ſeyn wollte. Dann offenbarte ſie ihre Liebe zum Abrokomas, flehte ſie an, ihr zu helfen, und gelobte ihr große Dinge für dieſe Hülfe. „Wiſſe, fügte ſie hinzu, wiſſe, daß du meine Sclavin biſt! Wiſſ' auch, daß du meinen Zorn entzünden kannſt, und daß ich grauſam genug ſeyn werde, wenn du mich be-

leidigest." Hiermit schickte sie Rhode'n fort, die vor Angst nicht wußte, was sie anfangen sollte. Sollte sie es dem Abrokomas sagen? Dazu liebte sie Anthien zu sehr; und dennoch zitterte sie vor der Wuth einer Barbarin. Endlich däucht' es ihr am besten, zuerst dem Leukon, mit welchem sie schon von Ephesus her ausnehmend vertraut war, die Rede der Manto zu hinterbringen. Sie zog ihn bei Seite. „O Leukon, sagte sie, wir sind völlig verloren, und werden unsere Gespielen nicht länger behalten. Die Tochter unsers Herrn hat sich heftig in den Abrokomas verliebt, und drohet, grausam mit uns zu verfahren, wenn sie ihn nicht gewinnt. Nun rathe, was zu thun ist. Der Barbarin zu widersprechen, ist gefährlich; und den Abrokomas von Anthien zu reißen, unmöglich." Als Leukon dieses vernahm, brach er in Thränen aus, denn ihm ahndete ein großes Unglück. Endlich faßt' er sich wieder, und sagte: „Sey stille, liebste Rhode, ich will Alles schon machen." Darauf ging er zum Abrokomas, dessen einziges Geschäft es war, Anthien zu lieben, und von ihr wieder geliebt zu werden, nur immer mit ihr zu reden, und ihrem Munde zuzuhören. „Was sollen wir machen, ihr Gespielen? rief er, als er zu ihnen kam; wie sollen wir armen Sclaven uns nun helfen? Deine Schönheit, Abrokomas, gefällt einer Person aus

der Familie unseres Gebieters. Apsyrtus Tochter hat die Liebe zu dir krank gemacht. Einem so rohen Mädchen ist's schlimm, so etwas abzuschlagen. Drum fasse bald einen vernünftigen und zugleich für uns heilsamen Entschluß, damit der Zorn unserer Herrschaft nicht auf unsere Köpfe komme." Abrokomas, der sich über diesen Vortrag nicht wenig entrüstete, sah dem Leukon scharf in's Gesicht, und fuhr ihn an: „O Böswicht, roher, als diese Phönicier hier, wie erkühnst du dich, dem Abrokomas so etwas ins Gesicht zu sagen? — und in Anthiens Gegenwart mir ein anderes Mädchen anzutragen? Ich bin ein Sclave; aber mein Wort weiß ich noch immer zu halten. Haben sie doch nur Gewalt über meinen Körper. Mein Geist ist frei. Manto mag drohen, wenn sie will, mit Schwert, mit Strang, mit Flammen, und mit allen Qualen, die der Leib eines Sclaven ertragen kann, sie soll mich dennoch nimmermehr bewegen, Anthien zu beleidigen." Anthia verstummte, und sank athemlos nieder. Endlich ermunterte sie sich ein wenig wieder, und sagte: „Ich kenne nun dein gutes Herz, Abrokomas, nnd weiß, wie zärtlich du mich liebest. Aber ich bitte dich, mein Geliebter, verrathe dein eigenes Leben nicht, da du Herr von dem meinigen bist. Opfere dich nicht der Wuth einer Wilden auf. Ergib dich dem Verlangen de

Gebieterin; ich will mich weit genug alsdann von euch, ich will mich ganz aus diesem Leben entfernen. Eine Bitte nur noch gewähre mir dann. Wann ich sinke, so küsse mich noch ein Mal, dann begrabe meine Gebeine, und erinnere dich zuweilen an deine Anthia.“ Diese Rede vermehrte den Schmerz des Abrokomas dergestalt, daß er vollends nicht wußte, wozu er greifen sollte.

Indessen wurde Manto ungeduldig über Rhodens Verzug, und schrieb daher selbst ein Briefchen an den Abrokomas, das also lautete:

„Heil dem schönen Abrokomas von seiner Gebieterin! Manto schmachtet nach dir, und kann nicht mehr ohne dich leben. Dieses Bekenntniß steht vielleicht einem Mädchen nicht an, aber immer einer Verliebten, der es die Noth ablocket. Ich bitte dich, verschmähe nicht ein Mädchen, das sich so sehr in deine Reize verliebt hat. Wenn du dich mir ergibst, so will ich meinen Vater Apsyrtus bereden, daß er mich mit dir vermähle. Dein jetziges Weib wollen wir dann aus dem Wege schaffen. Du wirst reich und glücklich seyn. Wenn du aber widerstrebest, so bedenke, was du erfahren wirst, wenn ein verschmähtes Mädchen sich an dir rächet. Auch deinen Gefährten, die dich zu diesem Übermuthe verführen, wird es dann nicht besser ergehen.“

solche Verwegenheit die verdiente
Willst du aber deine Tochter einem
so will ich mir lieber das Leben

ieses hörte, und Alles für wahr hielt,
nicht weiter, sondern ließ gleich den
verwegener, schändlicher Bube, rief
erkühntest dich, deine Gebieter zu
wolltest dieses Mädchen schänden?
dessen nicht freuen. Ich will dich
Geißelung soll andern Sclaven zum
sprach er, und wollte kein Wort
befahl den Sclaven, ihm die Klei-
ließ Flamme und Geißel herbei brin-
ung ganz entsetzlich peitschen. Ein kläg-
die Geißel diesen Leib, der keiner
hnt war, so verunstaltete, als überall
nte, und die Schönheit seiner Wan-
ntfärbte! Darauf peinigte man ihn
ppte fürchterliche Ketten herbei, Alles
dem Bräutigam seiner Tochter zeigte,
raut er bekäme. Anthia indessen warf
s Apsyrtus, und bat für den Abroko-

Dieſen Brief gab ſie verſiegelt einer Tyriſchen Magd, und befahl, ihn dem Abrokomas zu überbringen. Dieſen verdroß jedes Wort darin, am meiſten aber erbitterte ihn das, was Anthien betraf. Er behielt dieſen Brief, und ſchrieb durch die Magd eine Antwort folgenden Inhalts zurück: „Thue, was dir gefällt, meine Gebieterin; verfahre mit mir, wie mit einem Sclaven. Willſt du mich umbringen? Hier bin ich! Willſt du mich martern? Martere mich nach deinem Gefallen! Aber in dein Bett komm' ich dir nimmermehr. Hoffe daher nie auf einen ſolchen Befehl von mir Gehorſam." Als Manto dieſen Brief empfing, gerieth ſie in die äußerſte Wuth. Neid, Eiferſucht, Kummer und Furcht empörten ſich in ihr, und ihr einziger Gedanke war Rache an dieſem Verräther.

Indeſſen kam Apsyrtus aus Syrien zurück, und brachte von dort ſeiner Tochter einen Bräutigam mit, der Möris hieß. Kaum war er da, ſo führte Manto ihren liſtigen Plan gegen den Abrokomas aus. Mit zerſtreueten Haaren und zerriſſenem Gewande lief ſie ihrem Vater entgegen, fiel ihm zu Füßen, und rief: „Erbarme dich, mein Vater, deiner Tochter, die ein Sclave beleidigt! Dieſer züchtige Abrokomas hat ſich erkühnt, meine Ehre anzutaſten; ja, er hat dir ſogar nachgeſtellt, und zwar aus Liebe zu mir, wie er

vergibt. Laß ihm für solche Verwegenheit die verdiente Strafe widerfahren. Willst du aber deine Tochter einem Sclaven Preis geben, so will ich mir lieber das Leben rauben."

Apsyrtus, da er dieses hörte, und Alles für wahr hielt, untersuchte die That nicht weiter, sondern ließ gleich den Abrokomas holen. „O verwegener, schändlicher Bube, rief er ihm entgegen, du erkühntest dich, deine Gebieter zu beleidigen? Du Sclave wolltest dieses Mädchen schänden? — Aber du sollst dich dessen nicht freuen. Ich will dich züchtigen, und deine Geißelung soll andern Sclaven zum Beispiele dienen." So sprach er, und wollte kein Wort weiter hören; sondern befahl den Sclaven, ihm die Kleider herab zu reissen, ließ Flamme und Geißel herbei bringen, und den Jüngling ganz entsetzlich peitschen. Ein klägliches Schauspiel, als die Geißel diesen Leib, der keiner Sclavenmartern gewohnt war, so verunstaltete, als überall das Blut herab strömte, und die Schönheit seiner Wangen sichtbarlich sich entfärbte! Darauf peinigte man ihn mit Feuer, und schleppte fürchterliche Ketten herbei, Alles zu dem Ende, daß er dem Bräutigam seiner Tochter zeigte, welch' eine züchtige Braut er bekäme. Anthia indessen warf sich zu den Füßen des Apsyrtus, und bat für den Abroko-

Dieſen Brief gab ſie verſiegelt einer Tyriſchen Magd, und befahl, ihn dem Abrokomas zu überbringen. Dieſen verdroß jedes Wort darin, am meiſten aber erbitterte ihn das, was Anthien betraf. Er behielt dieſen Brief, und ſchrieb durch die Magd eine Antwort folgenden Inhalts zurück: „Thue, was dir gefällt, meine Gebieterin; verfahre mit mir, wie mit einem Sclaven. Willſt du mich umbringen? Hier bin ich! Willſt du mich martern? Martere mich nach deinem Gefallen! Aber in dein Bett komm' ich dir nimmermehr. Hoffe daher nie auf einen ſolchen Befehl von mir Gehorſam.“ Als Manto dieſen Brief empfing, gerieth ſie in die äußerſte Wuth. Neid, Eiferſucht, Kummer und Furcht empörten ſich in ihr, und ihr einziger Gedanke war Rache an dieſem Verräther.

Indeſſen kam Apsyrtus aus Syrien zurück, und brachte von dort ſeiner Tochter einen Bräutigam mit, der Mörus hieß. Kaum war er da, ſo führte Manto ihren liſtigen Plan gegen den Abrokomas aus. Mit zerſtreueten Haaren und zerriſſenem Gewande lief ſie ihrem Vater entgegen, fiel ihm zu Füßen, und rief: „Erbarme dich, mein Vater, deiner Tochter, die ein Sclave beleidigt! Dieſer züchtige Abrokomas hat ſich erkühnt, meine Ehre anzutaſten; ja, er hat dir ſogar nachgeſtellt, und zwar aus Liebe zu mir, wie er

vergibt. Laß ihm für solche Verwegenheit die verdiente Strafe widerfahren. Willst du aber deine Tochter einem Sclaven Preis geben, so will ich mir lieber das Leben rauben."

Apsyrtus, da er dieses hörte, und Alles für wahr hielt, untersuchte die That nicht weiter, sondern ließ gleich den Abrokomas holen. „O verwegener, schändlicher Bube, rief er ihm entgegen, du erkühntest dich, deine Gebieter zu beleidigen? Du Sclave wolltest dieses Mädchen schänden? — Aber du sollst dich dessen nicht freuen. Ich will dich züchtigen, und deine Geißelung soll andern Sclaven zum Beispiele dienen." So sprach er, und wollte kein Wort weiter hören; sondern befahl den Sclaven, ihm die Kleider herab zu reissen, ließ Flamme und Geißel herbei bringen, und den Jüngling ganz entsetzlich peitschen. Ein klägliches Schauspiel, als die Geißel diesen Leib, der keiner Sclavenmartern gewohnt war, so verunstaltete, als überall das Blut herab strömte, nnd die Schönheit seiner Wangen sichtbarlich sich entfärbte! Darauf peinigte man ihn mit Feuer, und schleppte fürchterliche Ketten herbei, Alles zu dem Ende, daß er dem Bräutigam seiner Tochter zeigte, welch' eine züchtige Braut er bekäme. Anthia indessen warf sich zu den Füßen des Apsyrtus, und bat für den Abroko-

Dieſen Brief gab ſie verſiegelt einer Tyriſchen Magd, und befahl, ihn dem Abrokomas zu überbringen. Dieſen verdroß jedes Wort darin, am meiſten aber erbitterte ihn das, was Anthien betraf. Er behielt dieſen Brief, und ſchrieb durch die Magd eine Antwort folgenden Inhalts zurück: „Thue, was dir gefällt, meine Gebieterin; verfahre mit mir, wie mit einem Sclaven. Willſt du mich umbringen? Hier bin ich! Willſt du mich martern? Martere mich nach deinem Gefallen! Aber in dein Bett komm' ich dir nimmermehr. Hoffe daher nie auf einen ſolchen Befehl von mir Gehorſam." Als Manto dieſen Brief empfing, gerieth ſie in die äußerſte Wuth. Neid, Eiferſucht, Kummer und Furcht empörten ſich in ihr, und ihr einziger Gedanke war Rache an dieſem Verräther.

Indeſſen kam Apsyrtus aus Syrien zurück, und brachte von dort ſeiner Tochter einen Bräutigam mit, der Mörbs hieß. Kaum war er da, ſo führte Manto ihren liſtigen Plan gegen den Abrokomas aus. Mit zerſtreueten Haaren und zerriſſenem Gewande lief ſie ihrem Vater entgegen, fiel ihm zu Füßen, und rief: „Erbarme dich, mein Vater, deiner Tochter, die ein Sclave beleidigt! Dieſer züchtige Abrokomas hat ſich erkühnt, meine Ehre anzutaſten; ja, er hat dir ſogar nachgeſtellt, und zwar aus Liebe zu mir, wie er

vergibt. Laß ihm für solche Verwegenheit die verdiente Strafe widerfahren. Willst du aber deine Tochter einem Sclaven Preis geben, so will ich mir lieber das Leben rauben."

Apsyrtus, da er dieses hörte, und Alles für wahr hielt, untersuchte die That nicht weiter, sondern ließ gleich den Abrokomas holen. „O verwegener, schändlicher Bube, rief er ihm entgegen, du erkühntest dich, deine Gebieter zu beleidigen? Du Sclave wolltest dieses Mädchen schänden? — Aber du sollst dich dessen nicht freuen. Ich will dich züchtigen, und deine Geißelung soll andern Sclaven zum Beispiele dienen." So sprach er, und wollte kein Wort weiter hören; sondern befahl den Sclaven, ihm die Kleider herab zu reissen, ließ Flamme und Geißel herbei bringen, und den Jüngling ganz entsetzlich peitschen. Ein klägliches Schauspiel, als die Geißel diesen Leib, der keiner Sclavenmartern gewohnt war, so verunstaltete, als überall das Blut herab strömte, und die Schönheit seiner Wangen sichtbarlich sich entfärbte! Darauf peinigte man ihn mit Feuer, und schleppte fürchterliche Ketten herbei, Alles zu dem Ende, daß er dem Bräutigam seiner Tochter zeigte, welch' eine züchtige Braut er bekäme. Anthia indessen warf sich zu den Füßen des Apsyrtus, und bat für den Abroko-

mas. Er aber sprach: „Deinethalben soll er desto ärger gegeißelt werden, weil er dich, sein Weib, beleidigt, und eine Andere geliebt hat.“ Darauf ließ er ihn in Ketten legen, und in einen finstern Kerker schließen.

Als er nun gefesselt und eingesperrt lag, überwältigte ihn die schrecklichste Verzweiflung, besonders, daß er Anthien nicht mehr zu sehen bekam. Er suchte daher auf vielerlei Art seinen Tod, den er aber nicht fand, weil viele Wächter auf ihn Acht hatten. Inzwischen machte Apsyrtus seiner Tochter die Hochzeit, und diese Feier dauerte viele Tage. Anthia aber, die ganz Schmerz war, bewegte die Wächter zu Mitleid, und gelangte heimlich zum Abrokomas ins Gefängniß, wo Beide ihr Elend beweinten. Als nun die Abreise nach Syrien angestellt war, entließ Apsyrtus seine Tochter mit großen Geschenken. Er gab ihr Babylonische Kleider und Gold und Silber in Menge; auch schenkte er ihr Anthien, Rhoden und den Leukon. Als Anthia dieses erfuhr, und daß sie mit Manto nach Syrien reisen sollte, ging sie, sobald sie konnte, ins Gefängniß, und umarmte ihren Abrokomas, und sprach: „Ach, mein Geliebter, Manto hat mich zum Geschenk bekommen, und meine Nebenbuhlerin nimmt mich nun mit nach Syrien.

Du aber bleibst in diesen Banden zurück, und endigest hier dein trauriges Leben, wo Niemand deiner mehr pflegen wird. Aber ich schwöre dir bei unserm gemeinschaftlichen Schutzgotte, ich will dein bleiben, ich mag nun leben oder sterben.“ So sprach sie unter Küssen und Umarmungen, wog seine schweren Ketten mit der Hand, und sank zu seinen Füßen nieder. Endlich verließ sie das Gefängniß. Er aber, als er allein war, warf sich zu Boden, ächzte und weinte laut: „O du geliebter Vater! O Themisto, meine Mutter! Wo ist nun jene Glückseligkeit, die mich zu Ephesus anlachte? Was ist nun das glänzende und sehenswürdige Paar, Abrokomas und die schöne Anthia? Man wird diese als eine Gefangene in ein fernes Land weggeschleppt, mir aber der letzte, der einzige Trost geraubt. Ich Unglücklicher muß nun hier in Ketten umkommen.“ Als er so seufzete, überwältigte ihn der Schlummer, und ein Traum schwebte über seiner Stirne. Ihm däuchte er sähe seinen Vater, Lykomedes, im schwarzen Gewande Länder und Meere durchirren, und endlich in seinen Kerker gelangen, ihm seine Bande auflösen, und ihn daraus entlassen. Darauf kam es ihm vor, er würde in ein Pferd verwandelt, und verfolgte durch viele Länder eine Stute, und als er sie endlich erreicht, wurde er wieder zum Men-

schen. Als er aus diesem Traume sich erhob, faßte er wieder ein wenig Hoffnung.

Anthia, Leukon und Rhode wurden nach Syrien abgeführt; Abrokomas aber mußte im Kerker schmachten. Manto war Rhoden eben so feind, als sie Anthien haßte. Als sie daher mit ihrem Gefolge nach Antiochien, des Möris Vaterstadt, kam, hieß sie Leukon und Rhoden sogleich auf ein Schiff bringen, und sie fern von den Syrischen Grenzen verkaufen. Anthien aber beschloß sie mit einem verächtlichen und bäuerischen Ziegenhirten, ihrem Sclaven, ehelich zu verbinden; auf welche Weise sie sich noch an dem Abrokomas zu rächen vermeinte. Sie ließ also den Ziegenhirten kommen, welcher Lampon hieß, übergab ihm Anthien, mit dem Befehl, selbige wie sein Weib zu gebrauchen, und wenn sie widerstrebte, Gewalt anzuwenden. Sie ward demnach als Braut des Ziegenhirten, hinaus aufs Land geführt. Als sie aber auf die Flur kam, wo Lampon die Ziegen weidete, fiel sie ihm zu Füßen, und fleht' ihn an, daß er sich ihrer erbarmen, und ihrer schonen möchte. Sie erzählte ihm darauf, wer sie wäre, von ihrer Herkunft, ihrem Geschlechte, ihrem Gemahle, und dann von ihrer Gefangenschaft. Als dieses Lampon vernahm, dauerte ihn das Mäd

chen. Er hieß sie also gutes Muths seyn, und versprach ihr mit einem Eide, sie nimmermehr anzurühren.

So lebte sie nun bei dem Ziegenhirten auf der Flur, und weinte unabläſſig um ihren Abrokomas. Apſyrtus durchſuchte indeſſen einmal das Gemach, welches Abrokomas vor ſeiner Geißelung bewohnt hatte, und ihm gerieth das Briefchen der Manto an den Abrokomas in die Hände, da er denn gleich die Handſchrift ſeiner Tochter erkannte, und nunmehr wohl einſah, wie unſchuldig er den Abrokomas gezüchtigt hätte. Daher hieß er ihn den Augenblick loslaſſen, und vor ſich bringen. Abrokomas, welcher ſo ſchmerzliches und mitleidenswürdiges Elend bisher erduldet, fiel dem Apſyrtus zu Füßen. Dieſer aber richtete ihn auf, und ſprach: „Sey getroſt, Jüngling! Ich habe dir Unrecht gethan, da ich den Worten meiner Tochter trauete. Dafür aber mach' ich dich nun aus einem Sclaven zum Freien und Vorgeſetzten meines Hauſes, und will dir die Tochter eines Bürgers zum Weibe verſchaffen. Gedenke nicht mehr im Böſen des Geſchehenen; denn es iſt wider meinen Willen geſchehen, daß ich ungerechter Weiſe dich habe quälen laſſen." Abrokomas antwortete: „Ich danke dir, Herr, daß du die Wahrheit erkenneſt, und meine Unſchuld belohneſt." Das ganze Haus freuete ſich über den Abrokomas,

und dankte für ihn dem Apsyrtus. Er selbst aber wurde dadurch nichts mehr über den Verlust seiner Anthia getröstet. Oft dachte er bei sich selbst: „was hilft mir Freiheit, was Reichthum, was die Aufsicht über die Güter des Apsyrtus? — Es ist nicht recht, daß ich es mir hier so behagen lasse; ich muß sie lebendig oder todt aufsuchen.“

So lange er des Apsyrtus Güter verwaltete, war sein einziger Gedanke, wie er zu Anthien wieder gelangen wollte. Leukon aber und Rhode wurden indessen nach Xanthus, einer Stadt in Lycien, dem Meer etwas entlegen, abgeführet, wo sie ein alter Mann kaufte, welcher sie sehr gütig und wie Kinder hielt, weil er selbst keine hatte. Ihnen mangelte es ihnen an nichts, außer an Trost über die Trennung von ihren zwei andern Freunden. Unterdessen hatte Anthia schon einige Zeit beim Ziegenhirten gelebt, als Möris, der Manto Gemahl, welcher öfters hinaus aufs Land kam, sich sterblich in sie verliebte. Nachdem er seine Liebe eine Zeit lang bei sich verborgen gehalten, entdeckte er sie endlich dem Ziegenhirten, und that ihm große Versprechungen, wenn er verschwiegen seyn wollte. Dieser versprach dem Möris zwar Alles; weil er sich aber vor Manto fürchtete, so ging er hin, und entdeckt ihr die Liebe des Möris. Manto gerieth darüber in den heftigsten Zorn, und rief

„O ich höchst unglückliches Weib! daß ich diese Nichtswürdige mit hierher führen mußte, die mir ehedem meinen Geliebten in Phönizien entrissen, und mich nun in Gefahr setzt, auch meinen Gemahl zu verlieren. Aber Geduld! Anthien soll es nicht zu Gute kommen, daß Möris sie schön findet. Jetzt will ich mich ganz anders rächen, als zu Tyrus.“ Anfangs blieb sie ganz ruhig, als aber Möris einmal verreist war, ließ sie den Ziegenhirten kommen, und befahl ihm, Anthien in den dicksten Wald zu führen, und sie dort umzubringen, wofür sie ihn hernach reichlich zu belohnen versprach. Der Ziegenhirt, welcher eben so viel Mitleid gegen das Mädchen, als Furcht vor Manto hegte, offenbarte, da er zurück kam, Anthien Alles, was wider sie beschlossen war. Sie aber weint' und wehklagte: „Ach! so ist denn überall unsere Schönheit uns gefährlich? O unselige Reize! Abrokomas stirbt zu Tyrus, und ich allhier. Nun bitt' ich dich, du guter Hirt, sey mir noch weiter so gefällig, wie du bisher gewesen bist. Wenn du den Todesstreich mir gegeben hast, so laß deine Hände auf meinen Augen ruhen, und rufe mir noch im Sterben den Namen meines Abrokomas ins Ohr. Dann wirf einige Hände voll Sand aus der Nähe über meinen entseelten Leichnam. O süßer Tod, wenn ich mit dem Abrokomas

zugleich ins Reich der Schatten hinab steigen könnte!“ So klagte sie, und bewegte das Herz des Hirten zu mitleidigem Erbarmen. Er bedachte, welche verruchte That es wäre, ein so unschuldiges und schönes Mädchen zu ermorden, und wagte daher nicht, den Streich auszuführen, sondern nahm sie bei der Hand, und sagte: „Du weißt, Anthia, daß unsere Gebieterin mir deinen Tod geboten hat; aber weil ich die Götter fürchte, und mich deiner Schönheit jammert, so will ich dich lieber fern von diesen Grenzen in ein fremdes Land verkaufen, damit es Manto nicht wieder erfahre, daß du nicht getödtet bist, und desto grausamer mein eigenes Verderben beschließe.“ Da umschlang das Mädchen die Knie des Hirten und weinte. „O Ihr Götter, und die vaterländische Diana, vergeltet diesem Hirten seine Gutthaten!“ Als ihn nun Anthia ermunterte, daß er fortmachen sollte, nahm er sie mit sich, und führte sie an den Hafen, woselbst er sie an Cilicische Kaufleute verkaufte, und mit dem gelöseten Gelde wieder nach seiner Flur zurück kehrte. Die Kaufleute nahmen Anthien mit sich aufs Schiff, und kamen mit einbrechender Nacht an die Cilicische Küste. Hier aber stürmten ihnen widrige Winde entgegen, wovon das Schiff zerscheiterte, so daß sie nebst Anthien sich kümmerlich auf den Trümmern ans nahe Ufer retten mußten.

Nicht weit vom Ufer war ein großer dicker Wald, in welchen sie, nachdem sie die ganze Nacht darin umher geirret, von der Räuberbande des Hippothous aufgefangen wurden.

Mittlerweile kam ein Sclave der Manto aus Syrien bei ihrem Vater Apsyrtus an, und brachte ihm folgenden Brief: „Du hast mich einem fremden Manne gegeben. Anthia, die du mir nebst andern Sclaven geschenkt, habe ich wegen ihrer bösen Aufführung hinaus aufs Land verwiesen. Dort verliebte sich mein schöner Moris in sie, und besuchte sie täglich auf ihrer Flur. Da ich dieses nicht leiden konnte, ließ ich den Ziegenhirten kommen, und befahl ihm, das Mädchen wieder in irgend eine Stadt Syriens zu verkaufen.“ Als dieses Abrokomas vernahm, war es ihm unmöglich, länger zu verweilen; daher ging er heimlich von dem Apsyrtus und dem ganzen Hausgesinde fort, seine Anthia aufzusuchen. So bald er auf die Flur kam, wo Anthia mit dem Ziegenhirten gelebt hatte, führt' er sein Lampon ans Ufer, und fragte ihn, ob er nichts von dem Syrischen Mädchen wüßte? Da sagte ihm nun dieser, daß sie Anthia geheißen, erzählte ihm von ihrer Ehe und ihrer Ehrfurcht davor, von der Liebe des Moris, von dem Befehl zu ihrem Tode, ihrer Reise nach Cilicien, und endlich fügte er hinzu, daß das Mädchen öfters eines gewissen

Abrokomas erwähnt hätte. Abrokomas erzählte ihm, wer er war, machte sich früh auf, und eilte nach Cilicien, in der Hoffnung, dort seine Anthia wieder zu finden.

Hippothous und seine Leute brachten diese Nacht mit Schmausen hin. Den folgenden Tag aber wollten sie opfern. Es war Alles bereitet, das Bildniß des Mars, die Räuberbeute und die Kränze. Der Gottesdienst sollte nach der gewöhnlichen Weise geschehen. Da wurde das bestimmte Opfer, es mochte Mensch oder Thier seyn, an einen Baum aufgehänget, und aus der Ferne mit Pfeilen darnach geschossen. Das Opfer derer, welche trafen, sollte dem Gotte gefällig zu seyn; diejenigen aber, welche fehlten, brachten ein neues Sühnopfer dar. Zu diesem Opfer war Anthia geweihet. Alles war schon fertig, und das Mädchen sollte aufgehängt werden, als sich ein Getöse im Walde erhob, und man das Getümmel von vielen Menschen vernahm. Perilaus, ein vornehmer Mann in Cilicien, der den öffentlichen Frieden in dieser Provinz handhabte, überraschte mit starker Mannschaft die Räuber, tödtete die meisten, und nur sehr wenige nahm er gefangen. Dem einzigen Hippothous gelang es, mit seinen Waffen zu entrinnen. Perilaus nahm Anthien mit sich, und als er erfuhr, was ihr hatte widerfahren sollen, wurde er außerordentlich

Mitleid gerührt. Dieſes Mitleid aber war der Anfang langer Widerwärtigkeiten für Anthien. Er führte ſie mit andern gefangenen Räubern nach Tarſus in Cilicien ab. Der tägliche Anblick dieſes Mädchens fing an, Liebe in ihm zu entzünden, und in kurzem nahm Anthia ſein ganzes Herz ein. Zu Tarſus gab er die Räuber in Verwahrung; Anthien aber bediente er mit der zärtlichſten Sorgfalt. Perilaus hatte weder Gemahlin, noch Kinder, und beſaß einen ganz erſtaunlichen Reichthum. Er trug daher Anthien an, daß ſie ihm das Alles, Gemahlin, Gebieterin und Kind ſeyn ſollte. Anfangs that ſie zwar Widerſtand, als ſie aber nichts mehr wußte, was ſie ſeinem heftigen und wiederholten Anliegen entgegen ſetzen ſollte, und noch etwas Härteres befürchtete, verſprach ſie ihm die Ehe, bat ihn aber, nur noch eine kleine Zeit, nämlich noch dreißig Tage, zu verziehen, und ſie unterdeſſen nicht zu berühren. Dieſes war zwar lauter Verſtellung, inzwiſchen gehorchte doch Perilaus, und ſchwur ihr, ſie rein und ungetaſtet zu laſſen, bis dieſe Zeit vorüber wäre.

So blieb nun Anthia zu Tarſus beim Perilaus, und ließ ihn auf die Hochzeit warten. Abrokomas aber, der auf ſeiner Reiſe nach Cilicien ſich von dem rechten Wege verirrt hatte, begegnete, unweit der Räuberhöhle, dem be-

waffneten Hippothous. Dieser lief ihm entgegen, sobal
er ihn erblickte, grüßt' ihn freundlich, und bat ihn, sei
Reisegefährte zu werden. „Denn ich sehe, Jüngling, sag
er, wer du auch seyn magst, daß du nicht nur schön, so
dern auch streitbar bist, deine Streiferei aber eben nicht
beste sein mag. Laß uns also aus Cilicien heraus na
Kappadocien, und von da nach Pontus gehen, wo s
reiche Leute wohnen sollen." Abrokomas sagte nicht, d
er Anthien aufsuchte, und gab dem Anliegen des Hipp
thous nach. Darauf schwuren sie sich, einander wechselw
zu dienen und beizustehen. Nunmehr hoffte Abrokom
wenn er weiter herum schweifte, Anthien eher zu finden. D
sen Tag aber hielten sie sich noch in der Höhle auf. D
auf nahmen sie, was noch übrig geblieben war, nebst
nem Pferde, mit sich hinweg, denn Hippothous hatte n
ein Pferd im Walde verborgen gehabt.

Drittes Buch.

Den folgenden Tag verließen sie Cilicien, und nahm
den Weg nach Mazakos, einer schönen und großen St

in Kappadocien. Hier gedachte Hippothous, hübſche rüſtige Jünglinge anzuwerben, und ſein Räuberheer wieder herzuſtellen. Sie reiſeten durch große Dörfer, wo ſie überall Überfluß an Lebensmitteln fanden. Hippothous verſtand die Kappadociſche Sprache ſehr wohl; daher ging man mit ihm, wie mit einem Landsmanne dort um. Nachdem ſie eine Reiſe von zehn Tagen vollendet, kamen ſie nach Mazakos, allwo ſie nicht weit vom Thore einkehrten, und einige Tage ſich von ihrer Ermüdung zu erholen beſchloſſen. Als ſie ſpeiſeten, erſeufzte Hippothous, und weinte hinterher. Abrokomas fragte nach der Urſache dieſer Thränen. „Ach, die Erzählung iſt allzu lang, verſetzte er, und allzu traurig! Abrokomas aber bat ihn, dennoch zu erzählen, und verſprach ihm, alsdann auch ſeine Geſchichte mitzutheilen. Als ſie nun darauf einmal allein waren, fing Hippothous von vorn an, und erzählt' ihm mit aller Aufrichtigkeit ſeine Begebenheiten.

„Ich bin aus Perinthus, in der Nachbarſchaft von Thracien, und aus einem vornehmen Geſchlechte daſelbſt entſproſſen. Du haſt vermuthlich gehöret, wie berühmt Perinthus iſt, und was für reiche Bürger es habe? Als ich noch Jüngling war, liebte ich daſelbſt einen ſchönen Knaben, aus eben der Stadt, mit Namen Hyperanthes. Ich

Gefallen, zu Niemandem anders ging. Daher beredete seinen Vater, einen bösen, niederträchtigen, geizigen Mann, daß er ihm den Hyperanthes zum Unterricht übergebe; denn er gab sich für einen Sprachmeister aus. Auf diese Art erlangte er ihn, hielt ihn anfangs eingeschlossen, und darauf nahm er ihn mit sich nach Byzanz. Ich folgte dem Knaben mit Hintansetzung alles des Meinigen nach, und suchte ihn, so oft es anging. Es ging aber nur selten an. Weil ich überall beobachtet ward, so wurde mir nun jeder Kuß etwas sehr Rares, und jede Unterredung erstaunlich erschweret. Endlich wurde ich ungeduldig, machte mich fort, und ging nach Perinthus zurück, verkaufte Alles, was ich dort besaß, und kam mit dem gelöseten Gelde wieder nach Byzanz. Hier bewaffnete ich mich mit Genehmigung meines Lieblings mit einem Dolche, ging um Mitternacht in das Haus des Aristomachus, stieß ihm im Bette neben seinem Knaben den Dolch ins Herz, und machte mich in der Stille der Nacht ganz heimlich mit dem Hyperanthes davon. Wir reiseten die ganze Nacht durch nach Perinthus fort, bestiegen daselbst ein Schiff, und fuhren, ohne daß irgend Jemand etwas davon wußte, nach Asien. Eine Zeit lang hatten wir eine glückliche Fahrt. Als wir aber neben Lesbos kamen, stieß ein gewaltiger Sturm auf uns los, und

verliebte mich zuerst in ihn, als ich ihn im Gymnasium ringen sah, und wußte seitdem vor Liebe mich nicht zu lassen. Als nun einmal das Fest dieser Gegend gefeiert wurde, so ging ich um die Nachtwache zum Hyperanthes, und bat ihn, daß er Mitleiden mit mir haben möchte. Ich mochte den Knaben dauern, daher versprach er mir Alles. Die ersten Annäherungen der Liebe waren Küsse, Umarmungen und Thränen von meiner Seite. Endlich, als sich's fügte, ergriffen wir die Gelegenheit, allein mit einander zu seyn, welches ohne Argwohn geschah, da wir Beide noch zarten Alters waren. So liebten wir uns geraume Zeit auf das zärtlichste, bis es uns eine grausame Gottheit nicht mehr gönnte. Es kam nämlich von Byzanz, denn das liegt nicht weit von Perinthus, ein Mann, der dort sehr viel galt, und wegen seiner Reichthümer und Schätze erstaunlich hochmüthig war. Aristomachus hieß der böse, verderwärtige Mann. Kaum hatte er den Fuß in Perinthus gesetzt, und den Hyperanthes bei mir gesehen, als er sich schon von der bewundernswürdigen Schönheit des Knaben, die wohl fähig gewesen wäre, einen jeden zu berücken, ganz einnehmen und bezaubern ließ. Da er nun ganz unmäßig verliebt war, so suchte er sogleich den Knaben an sich zu locken. Doch dieses gelang ihm nicht, weil der Knabe, wie

zu Gefallen, zu Niemandem anders ging. Daher beredete er seinen Vater, einen bösen, niederträchtigen, geizigen Mann, daß er ihm den Hyperanthes zum Unterricht übergäbe; denn er gab sich für einen Sprachmeister aus. Auf die Art erlangte er ihn, hielt ihn anfangs eingeschlossen, und darauf nahm er ihn mit sich nach Byzanz. Ich folgte dem Knaben mit Hintansetzung alles des Meinigen nach, und besuchte ihn, so oft es anging. Es ging aber nur selten an. Weil ich überall beobachtet ward, so wurde mir nun ein Kuß etwas sehr Rares, und jede Unterredung erstaunlich erschweret. Endlich wurde ich ungeduldig, machte mich auf, und ging nach Perinthus zurück, verkaufte Alles, was ich dort besaß, und kam mit dem gelöseten Gelde wieder nach Byzanz. Hier bewaffnete ich mich mit Genehmigung meines Lieblings mit einem Dolche, ging um Mitternacht in das Haus des Aristomachus, stieß ihm im Bette neben meinem Knaben den Dolch ins Herz, und machte mich in der Stille der Nacht ganz heimlich mit dem Hyperanthes davon. Wir reiseten die ganze Nacht durch nach Perinthus hin, bestiegen daselbst ein Schiff, und fuhren, ohne daß irgend Jemand etwas davon wußte, nach Asien. Eine Zeit lang hatten wir eine glückliche Fahrt. Als wir aber neben Lesbos kamen, stieß ein gewaltiger Sturm auf uns los, und

verliebte mich zuerst in ihn, als ich ihn im Gymnasium ringen sah, und wußte seitdem vor Liebe mich nicht zu lassen. Als nun einmal das Fest dieser Gegend gefeiert wurde, so ging ich um die Nachtwache zum Hyperanthes, und bat ihn, daß er Mitleiden mit mir haben möchte. Er mochte den Knaben dauern, daher versprach er mir Alles. Die ersten Annäherungen der Liebe waren Küsse, Umarmungen und Thränen von meiner Seite. Endlich, als sich fügte, ergriffen wir die Gelegenheit, allein mit einander zu seyn, welches ohne Argwohn geschah, da wir Beide noch zarten Alters waren. So liebten wir uns geraume Zeit auf das zärtlichste, bis es uns eine grausame Gottheit nicht mehr gönnte. Es kam nämlich von Byzanz, denn dieß liegt nicht weit von Perinthus, ein Mann, der dort sehr viel galt, und wegen seiner Reichthümer und Schätze erstaunlich hochmüthig war. Aristomachus hieß der böse, verderwärtige Mann. Kaum hatte er den Fuß in Perinthus gesetzt, und den Hyperanthes bei mir gesehen, als er ihn schon von der bewundernswürdigen Schönheit des Knaben, die wohl fähig gewesen wäre, einen jeden zu berücken, zu gewinnen und bezaubern ließ. Da er nun ganz unsinnig verliebt war, so suchte er sogleich den Knaben an sich zu locken. Doch dieses gelang ihm nicht, weil der Knabe,

zu Gefallen, zu Niemandem anders ging. Daher beredete er seinen Vater, einen bösen, niederträchtigen, geizigen Mann, daß er ihm den Hyperanthes zum Unterricht überließe; denn er gab sich für einen Sprachmeister aus. Auf diese Art erlangte er ihn, hielt ihn anfangs eingeschlossen, und darauf nahm er ihn mit sich nach Byzanz. Ich folgte dem Knaben mit Hintansetzung alles des Meinigen nach, und suchte ihn, so oft es anging. Es ging aber nur selten an. Weil ich überall beobachtet ward, so wurde mir nun der Kuß etwas sehr Rares, und jede Unterredung erstaunlich erschweret. Endlich wurde ich ungeduldig, machte mich auf, und ging nach Perinthus zurück, verkaufte Alles, was ich dort besaß, und kam mit dem gelöseten Gelde wieder nach Byzanz. Hier bewaffnete ich mich mit Genehmigung meines Lieblings mit einem Dolche, ging um Mitternacht in das Haus des Aristomachus, stieß ihm im Bette neben seinem Knaben den Dolch ins Herz, und machte mich in der Stille der Nacht ganz heimlich mit dem Hyperanthes davon. Wir reiseten die ganze Nacht durch nach Perinthus hin, bestiegen daselbst ein Schiff, und fuhren, ohne daß irgend Jemand etwas davon wußte, nach Asien. Eine Zeitlang hatten wir eine glückliche Fahrt. Als wir aber neben Lesbos kamen, stieß ein gewaltiger Sturm auf uns los, und

verliebte mich zuerst in ihn, als ich ihn im Gymnasium ringen sah, und wußte seitdem vor Liebe mich nicht zu lassen. Als nun einmal das Fest dieser Gegend gefeiert wurde, so ging ich um die Nachtwache zum Hyperanthes, und bat ihn, daß er Mitleiden mit mir haben möchte. Ich mochte den Knaben dauern, daher versprach er mir Alles. Die ersten Annäherungen der Liebe waren Küsse, Umarmungen und Thränen von meiner Seite. Endlich, als sich fügte, ergriffen wir die Gelegenheit, allein mit einander zu seyn, welches ohne Argwohn geschah, da wir Beide noch zarten Alters waren. So liebten wir uns geraume Zeit auf das zärtlichste, bis es uns eine grausame Gottheit nicht mehr gönnte. Es kam nämlich von Byzanz, denn dieses liegt nicht weit von Perinthus, ein Mann, der dort sehr viel galt, und wegen seiner Reichthümer und Schätze erstaunlich hochmüthig war. Aristomachus hieß der böse, verderwärtige Mann. Kaum hatte er den Fuß in Perinthus gesetzt, und den Hyperanthes bei mir gesehen, als er schon von der bewundernswürdigen Schönheit des Knaben, die wohl fähig gewesen wäre, einen jeden zu berücken, zu einnehmen und bezaubern ließ. Da er nun ganz unmäßig verliebt war, so suchte er sogleich den Knaben an sich zu locken. Doch dieses gelang ihm nicht, weil der Knabe,

zu Gefallen, zu Niemandem anders ging. Daher beredete er seinen Vater, einen bösen, niederträchtigen, geizigen Mann, daß er ihm den Hyperanthes zum Unterricht überließe; denn er gab sich für einen Sprachmeister aus. Auf diese Art erlangte er ihn, hielt ihn anfangs eingeschlossen, und darauf nahm er ihn mit sich nach Byzanz. Ich folgte dem Knaben mit Hintansetzung alles des Meinigen nach, und beobachte ihn, so oft es anging. Es ging aber nur selten an. Weil ich überall beobachtet ward, so wurde mir nun jeder Kuß etwas sehr Rares, und jede Unterredung erstaunlich erschweret. Endlich wurde ich ungeduldig, machte mich auf, und ging nach Perinthus zurück, verkaufte Alles, was ich dort besaß, und kam mit dem gelöseten Gelde wieder nach Byzanz. Hier bewaffnete ich mich mit Genehmigung meines Lieblings mit einem Dolche, ging um Mitternacht in das Haus des Aristomachus, stieß ihm im Bette neben seinem Knaben den Dolch ins Herz, und machte mich in der Stille der Nacht ganz heimlich mit dem Hyperanthes davon. Wir reiseten die ganze Nacht durch nach Perinthus zu, bestiegen daselbst ein Schiff, und fuhren, ohne daß auch Jemand etwas davon wußte, nach Asien. Eine Zeit lang hatten wir eine glückliche Fahrt. Als wir aber neben Lesbos kamen, stieß ein gewaltiger Sturm auf uns los, und

verliebte mich zuerst in ihn, als ich ihn im Gymnasium ringen sah, und wußte seitdem vor Liebe mich nicht zu lassen. Als nun einmal das Fest dieser Gegend gefeiert wurde, so ging ich um die Nachtwache zum Hyperanthes, und bat ihn, daß er Mitleiden mit mir haben möchte. Er mochte den Knaben dauern, daher versprach er mir Alles. Die ersten Annäherungen der Liebe waren Küsse, Umarmungen und Thränen von meiner Seite. Endlich, als sie fügte, ergriffen wir die Gelegenheit, allein mit einander zu seyn, welches ohne Argwohn geschah, da wir Beide in zarten Alters waren. So liebten wir uns geraume Zeit auf das zärtlichste, bis es uns eine grausame Gottheit nicht mehr gönnte. Es kam nämlich von Byzanz, denn es liegt nicht weit von Perinthus, ein Mann, der dort sehr viel galt, und wegen seiner Reichthümer und Schätze erstaunlich hochmüthig war. Aristomachus hieß der böse derwärtige Mann. Kaum hatte er den Fuß in Perinthus gesetzt, und den Hyperanthes bei mir gesehen, als er schon von der bewundernswürdigen Schönheit des Knaben, die wohl fähig gewesen wäre, einen jeden zu berücken, zu einnehmen und bezaubern ließ. Da er nun ganz unsinnig verliebt war, so suchte er sogleich den Knaben an sich zu locken. Doch dieses gelang ihm nicht, weil der Knabe

Gefallen, zu Niemandem anders ging. Daher beredete seinen Vater, einen bösen, niederträchtigen, geizigen Mann, daß er ihm den Hyperanthes zum Unterricht überbe; denn er gab sich für einen Sprachmeister aus. Auf Art erlangte er ihn, hielt ihn anfangs eingeschlossen, darauf nahm er ihn mit sich nach Byzanz. Ich folgte Knaben mit Hintansetzung alles des Meinigen nach, und achte ihn, so oft es anging. Es ging aber nur selten Weil ich überall beobachtet ward, so wurde mir nun Kuß etwas sehr Rares, und jede Unterredung erstaunerschweret. Endlich wurde ich ungeduldig, machte mich und ging nach Perinthus zurück, verkaufte Alles, was dort besaß, und kam mit dem gelöseten Gelde wieder Byzanz. Hier bewaffnete ich mich mit Genehmigung eines Lieblings mit einem Dolche, ging um Mitternacht das Haus des Aristomachus, stieß ihm im Bette neben dem Knaben den Dolch ins Herz, und machte mich in Stille der Nacht ganz heimlich mit dem Hyperanthes da. Wir reiseten die ganze Nacht durch nach Perinthus bestiegen daselbst ein Schiff, und fuhren, ohne daß Jemand etwas davon wußte, nach Asien. Eine Zeit hatten wir eine glückliche Fahrt. Als wir aber neben kamen, stieß ein gewaltiger Sturm auf uns los, und

verliebte mich zuerst in ihn, als ich ihn im Gymnasium ringen sah, und wußte seitdem vor Liebe mich nicht zu lassen. Als nun einmal das Fest dieser Gegend gefeiert wurde, so ging ich um die Nachtwache zum Hyperanthes, und bat ihn, daß er Mitleiden mit mir haben möchte. Ihr mochte den Knaben dauern, daher versprach er mir Alles. Die ersten Annäherungen der Liebe waren Küsse, Umarmungen und Thränen von meiner Seite. Endlich, als sich's fügte, ergriffen wir die Gelegenheit, allein mit einander zu seyn, welches ohne Argwohn geschah, da wir Beide noch zarten Alters waren. So liebten wir uns geraume Zeit auf das zärtlichste, bis es uns eine grausame Gottheit nicht mehr gönnte. Es kam nämlich von Byzanz, denn das liegt nicht weit von Perinthus, ein Mann, der dort sehr viel galt, und wegen seiner Reichthümer und Schätze erstaunlich hochmüthig war. Aristomachus hieß der böse, verderwärtige Mann. Kaum hatte er den Fuß in Perinthus gesetzt, und den Hyperanthes bei mir gesehen, als er sich schon von der bewundernswürdigen Schönheit des Knaben, die wohl fähig gewesen wäre, einen jeden zu berücken, ganz einnehmen und bezaubern ließ. Da er nun ganz unmäßig verliebt war, so suchte er sogleich den Knaben an sich zu locken. Doch dieses gelang ihm nicht, weil der Knabe, wie

zu Gefallen, zu Niemandem anders ging. Daher beredete er seinen Vater, einen bösen, niederträchtigen, geizigen Mann, daß er ihm den Hyperanthes zum Unterricht übergäbe; denn er gab sich für einen Sprachmeister aus. Auf die Art erlangte er ihn, hielt ihn anfangs eingeschlossen, und darauf nahm er ihn mit sich nach Byzanz. Ich folgte dem Knaben mit Hintansetzung alles des Meinigen nach, und besuchte ihn, so oft es anging. Es ging aber nur selten an. Weil ich überall beobachtet ward, so wurde mir nun den Fuß etwas sehr Rares, und jede Unterredung erstaunlich erschweret. Endlich wurde ich ungeduldig, machte mich auf, und ging nach Perinthus zurück, verkaufte Alles, was ich dort besaß, und kam mit dem gelöseten Gelde wieder nach Byzanz. Hier bewaffnete ich mich mit Genehmigung meines Lieblings mit einem Dolche, ging um Mitternacht in das Haus des Aristomachus, stieß ihm im Bette neben meinem Knaben den Dolch ins Herz, und machte mich in der Stille der Nacht ganz heimlich mit dem Hyperanthes davon. Wir reiseten die ganze Nacht durch nach Perinthus zu, bestiegen daselbst ein Schiff, und fuhren, ohne daß irgend Jemand etwas davon wußte, nach Asien. Eine Zeit lang hatten wir eine glückliche Fahrt. Als wir aber neben Lesbos kamen, stieß ein gewaltiger Sturm auf uns los, und

verliebte mich zuerst in ihn, als ich ihn im Gymnasium ringen sah, und wußte seitdem vor Liebe mich nicht zu lassen. Als nun einmal das Fest dieser Gegend gefeiert wurde, so ging ich um die Nachtwache zum Hyperanthes, und bat ihn, daß er Mitleiden mit mir haben möchte. Ich mochte den Knaben dauern, daher versprach er mir Alles. Die ersten Annäherungen der Liebe waren Küsse, Umarmungen und Thränen von meiner Seite. Endlich, als sich's fügte, ergriffen wir die Gelegenheit, allein mit einander zu seyn, welches ohne Argwohn geschah, da wir Beide noch zarten Alters waren. So liebten wir uns geraume Zeit auf das zärtlichste, bis es uns eine grausame Gottheit nicht mehr gönnte. Es kam nämlich von Byzanz, denn das liegt nicht weit von Perinthus, ein Mann, der dort sehr viel galt, und wegen seiner Reichthümer und Schätze erstaunlich hochmüthig war. Aristomachus hieß der böse, verderwärtige Mann. Kaum hatte er den Fuß in Perinthus gesetzt, und den Hyperanthes bei mir gesehen, als er sich schon von der bewundernswürdigen Schönheit des Knaben, die wohl fähig gewesen wäre, einen jeden zu berücken, ganz einnehmen und bezaubern ließ. Da er nun ganz unmäßig verliebt war, so suchte er sogleich den Knaben an sich zu locken. Doch dieses gelang ihm nicht, weil der Knabe, wie

zu Gefallen, zu Niemandem anders ging. Daher beredete er seinen Vater, einen bösen, niederträchtigen, geizigen Mann, daß er ihm den Hyperanthes zum Unterricht übergäbe; denn er gab sich für einen Sprachmeister aus. Auf die Art erlangte er ihn, hielt ihn anfangs eingeschlossen, und darauf nahm er ihn mit sich nach Byzanz. Ich folgte dem Knaben mit Hintansetzung alles des Meinigen nach, und besuchte ihn, so oft es anging. Es ging aber nur selten an. Weil ich überall beobachtet ward, so wurde mir nun der Kuß etwas sehr Rares, und jede Unterredung erstaunlich erschweret. Endlich wurde ich ungeduldig, machte mich auf, und ging nach Perinthus zurück, verkaufte Alles, was ich dort besaß, und kam mit dem gelöseten Gelde wieder nach Byzanz. Hier bewaffnete ich mich mit Genehmigung meines Lieblings mit einem Dolche, ging um Mitternacht in das Haus des Aristomachus, stieß ihm im Bette neben meinem Knaben den Dolch ins Herz, und machte mich in der Stille der Nacht ganz heimlich mit dem Hyperanthes davon. Wir reiseten die ganze Nacht durch nach Perinthus hin, bestiegen daselbst ein Schiff, und fuhren, ohne daß irgend Jemand etwas davon wußte, nach Asien. Eine Zeit lang hatten wir eine glückliche Fahrt. Als wir aber neben Lesbos kamen, stieß ein gewaltiger Sturm auf uns los, und

verliebte mich zuerst in ihn, als ich ihn im Gymnasium ringen sah, und wußte seitdem vor Liebe mich nicht zu lassen. Als nun einmal das Fest dieser Gegend gefeiert wurde, so ging ich um die Nachtwache zum Hyperanthes, und bat ihn, daß er Mitleiden mit mir haben möchte. Ich mochte den Knaben dauern, daher versprach er mir Alles. Die ersten Annäherungen der Liebe waren Küsse, Umarmungen und Thränen von meiner Seite. Endlich, als sich fügte, ergriffen wir die Gelegenheit, allein mit einander zu seyn, welches ohne Argwohn geschah, da wir Beide noch zarten Alters waren. So liebten wir uns geraume Zeit auf das zärtlichste, bis es uns eine grausame Gottheit nicht mehr gönnte. Es kam nämlich von Byzanz, denn dies liegt nicht weit von Perinthus, ein Mann, der dort sehr viel galt, und wegen seiner Reichthümer und Schätze erstaunlich hochmüthig war. Aristomachus hieß der böse, verderwärtige Mann. Kaum hatte er den Fuß in Perinthus gesetzt, und den Hyperanthes bei mir gesehen, als er sich schon von der bewundernswürdigen Schönheit des Knaben, die wohl fähig gewesen wäre, einen jeden zu berücken, ganz einnehmen und bezaubern ließ. Da er nun ganz unmäßig verliebt war, so suchte er sogleich den Knaben an sich zu locken. Doch dieses gelang ihm nicht, weil der Knabe, wie

zu Gefallen, zu Niemandem anders ging. Daher beredete er seinen Vater, einen bösen, niederträchtigen, geizigen Mann, daß er ihm den Hyperanthes zum Unterricht übergäbe; denn er gab sich für einen Sprachmeister aus. Auf die Art erlangte er ihn, hielt ihn anfangs eingeschlossen, und darauf nahm er ihn mit sich nach Byzanz. Ich folgte dem Knaben mit Hintansetzung alles des Meinigen nach, und besuchte ihn, so oft es anging. Es ging aber nur selten an. Weil ich überall beobachtet ward, so wurde mir nun der Kuß etwas sehr Rares, und jede Unterredung erstaunlich erschweret. Endlich wurde ich ungeduldig, machte mich auf, und ging nach Perinthus zurück, verkaufte Alles, was ich dort besaß, und kam mit dem gelöseten Gelde wieder nach Byzanz. Hier bewaffnete ich mich mit Genehmigung meines Lieblings mit einem Dolche, ging um Mitternacht in das Haus des Aristomachus, stieß ihm im Bette neben meinem Knaben den Dolch ins Herz, und machte mich in der Stille der Nacht ganz heimlich mit dem Hyperanthes davon. Wir reiseten die ganze Nacht durch nach Perinthus fort, bestiegen daselbst ein Schiff, und fuhren, ohne daß irgend Jemand etwas davon wußte, nach Asien. Eine Zeit lang hatten wir eine glückliche Fahrt. Als wir aber neben Lesbos kamen, stieß ein gewaltiger Sturm auf uns los, und

verliebte mich zuerst in ihn, als ich ihn im Gymnasium ringen sah, und wußte seitdem vor Liebe mich nicht zu lassen. Als nun einmal das Fest dieser Gegend gefeiert wurde, so ging ich um die Nachtwache zum Hyperanthes, und bat ihn, daß er Mitleiden mit mir haben möchte. Er mochte den Knaben dauern, daher versprach er mir Alles. Die ersten Annäherungen der Liebe waren Küsse, Umarmungen und Thränen von meiner Seite. Endlich, als sich fügte, ergriffen wir die Gelegenheit, allein mit einander zu seyn, welches ohne Argwohn geschah, da wir Beide noch zarten Alters waren. So liebten wir uns geraume Zeit auf das zärtlichste, bis es uns eine grausame Gottheit nicht mehr gönnte. Es kam nämlich von Byzanz, denn das liegt nicht weit von Perinthus, ein Mann, der dort sehr viel galt, und wegen seiner Reichthümer und Schätze erstaunlich hochmüthig war. Aristomachus hieß der böse, nach derwärtige Mann. Kaum hatte er den Fuß in Perinthus gesetzt, und den Hyperanthes bei mir gesehen, als er sich schon von der bewundernswürdigen Schönheit des Knaben, die wohl fähig gewesen wäre, einen jeden zu berücken, ganz einnehmen und bezaubern ließ. Da er nun ganz unmäßig verliebt war, so suchte er sogleich den Knaben an sich zu locken. Doch dieses gelang ihm nicht, weil der Knabe, noch

zu Gefallen, zu Niemandem anders ging. Daher beredete
er seinen Vater, einen bösen, niederträchtigen, geizigen
Mann, daß er ihm den Hyperanthes zum Unterricht über-
gäbe; denn er gab sich für einen Sprachmeister aus. Auf
die Art erlangte er ihn, hielt ihn anfangs eingeschlossen,
und darauf nahm er ihn mit sich nach Byzanz. Ich folgte
dem Knaben mit Hintansetzung alles des Meinigen nach, und
besuchte ihn, so oft es anging. Es ging aber nur selten
an. Weil ich überall beobachtet ward, so wurde mir nun
der Kuß etwas sehr Rares, und jede Unterredung erstaun-
lich erschweret. Endlich wurde ich ungeduldig, machte mich
fort, und ging nach Perinthus zurück, verkaufte Alles, was
ich dort besaß, und kam mit dem gelöseten Gelde wieder
nach Byzanz. Hier bewaffnete ich mich mit Genehmigung
meines Lieblings mit einem Dolche, ging um Mitternacht
in das Haus des Aristomachus, stieß ihm im Bette neben
seinem Knaben den Dolch ins Herz, und machte mich in
der Stille der Nacht ganz heimlich mit dem Hyperanthes da-
von. Wir reiseten die ganze Nacht durch nach Perinthus
fort, bestiegen daselbst ein Schiff, und fuhren, ohne daß
irgend Jemand etwas davon wußte, nach Asien. Eine Zeit
lang hatten wir eine glückliche Fahrt. Als wir aber neben
Abydos kamen, stieß ein gewaltiger Sturm auf uns los, und

verliebte mich zuerst in ihn, als ich ihn im Gymnasium ringen sah, und wußte seitdem vor Liebe mich nicht zu lassen. Als nun einmal das Fest dieser Gegend gefeiert wurde, so ging ich um die Nachtwache zum Hyperanthes, und bat ihn, daß er Mitleiden mit mir haben möchte. Er mochte den Knaben dauern, daher versprach er mir Alles. Die ersten Annäherungen der Liebe waren Küsse, Umarmungen und Thränen von meiner Seite. Endlich, als sich fügte, ergriffen wir die Gelegenheit, allein mit einander zu seyn, welches ohne Argwohn geschah, da wir Beide noch zarten Alters waren. So liebten wir uns geraume Zeit auf das zärtlichste, bis es uns eine grausame Gottheit nicht mehr gönnte. Es kam nämlich von Byzanz, denn dies liegt nicht weit von Perinthus, ein Mann, der dort sehr viel galt, und wegen seiner Reichthümer und Schätze erstaunlich hochmüthig war. Aristomachus hieß der böse, verderwärtige Mann. Kaum hatte er den Fuß in Perinthus gesetzt, und den Hyperanthes bei mir gesehen, als er sich schon von der bewundernswürdigen Schönheit des Knaben, die wohl fähig gewesen wäre, einen jeden zu berücken, ganz einnehmen und bezaubern ließ. Da er nun ganz unmäßig verliebt war, so suchte er sogleich den Knaben an sich zu locken. Doch dieses gelang ihm nicht, weil der Knabe, mit

zu Gefallen, zu Niemandem anders ging. Daher beredete
n seinen Vater, einen bösen, niederträchtigen, geizigen
Mann, daß er ihm den Hyperanthes zum Unterricht über-
be; denn er gab sich für einen Sprachmeister aus. Auf
e Art erlangte er ihn, hielt ihn anfangs eingeschlossen,
d darauf nahm er ihn mit sich nach Byzanz. Ich folgte
n Knaben mit Hintansetzung alles des Meinigen nach, und
suchte ihn, so oft es anging. Es ging aber nur selten
. Weil ich überall beobachtet ward, so wurde mir nun
Kuß etwas sehr Rares, und jede Unterredung erstaun-
erschweret. Endlich wurde ich ungeduldig, machte mich
f, und ging nach Perinthus zurück, verkaufte Alles, was
dort besaß, und kam mit dem gelöseten Gelde wieder
ch Byzanz. Hier bewaffnete ich mich mit Genehmigung
eines Lieblings mit einem Dolche, ging um Mitternacht
das Haus des Aristomachus, stieß ihm im Bette neben
einem Knaben den Dolch ins Herz, und machte mich in
r Stille der Nacht ganz heimlich mit dem Hyperanthes da-
n. Wir reiseten die ganze Nacht durch nach Perinthus
, bestiegen daselbst ein Schiff, und fuhren, ohne daß
gend Jemand etwas davon wußte, nach Asien. Eine Zeit
ng hatten wir eine glückliche Fahrt. Als wir aber neben
sbos kamen, stieß ein gewaltiger Sturm auf uns los, und

warf das Schiff um. Ich aber schwamm mit dem Hyperanthes davon, und nahm ihn auf meinen Rücken, um ihm das Schwimmen leichter zu machen. Als die Nacht einbrach, konnte der Knabe das Schwimmen nicht mehr aushalten, und starb vor großer Ermüdung. Ich konnte nichts weiter von ihm als nur seinen Leichnam retten, und an dem Ufer begraben. Unter Thränen und Seufzen nahm ich seinen Nachlaß zu mir, und da ich eben einen bequemen Stein fand, so richtete ich ihm ein Grabmal auf, und verfertigte auf den armen Knaben diese Inschrift aus dem Stegreife:

Dieß Mal erhob Hippothous
Dem schönen Hyperanth,
Der nach der strengen Parze Schluß
Sein frühes Grab hier fand.
Dort ward er vom Orcan zerknickt,
Ein Blümchen, zart und jung;
Dort ward sein Geist hinabgeschickt
In Plutons Dämmerung.

Von nun an beschloß ich, nie wieder nach Perinthus zurückzukehren, und wendete mich daher durch Asien nach Groß-Phrygien und Pamphylien. Daselbst ergab ich mich

aus Mangel und Gram über mein Unglück der Räuberei. Anfangs dient' ich nur als Gemeiner; zuletzt aber errichtet' ich mir in Cilicien selbst eine Bande, und machte mich sehr berühmt. Nun aber sind die Meinigen kurz vorher, ehe ich dich sah, eingefangen worden. Dieß ist die Geschichte meiner Zufälle. Nun, mein Freund, erzähle mir auch die deinige; denn man siehet wohl, daß dich keine geringe Noth so herum zu streifen zwinget."

Da erzählte ihm Abrokomas, daß er von Ephesus sey, daselbst ein Mädchen geliebt, und sich mit ihr verbunden habe. Er erzählte ihm die Weissagung, ihre Wanderschaft, die Begebenheit mit den Seeräubern, mit dem Apsyrtus und mit der Manto, alsdann von seinen Banden, von seiner Flucht, vom Ziegenhirten, und endlich die Reise nach Cilicien. Als er noch redete, fiel Hippothous weinend darein: „O ihr Eltern! O mein Vaterland, das ich nimmer wieder schauen werde! O du über Alles geliebter Hyperanthes! — Du, Abrokomas, kannst doch deine Geliebte noch einmal wieder schauen und wieder erlangen; aber das ist unmöglich, daß ich meinen Hyperanthes wieder zu sehen bekomme." So sprach er, und zeigte ihm die Haarlocken des Knaben und ließ seine Zähren darauf fallen. Als Beide mit einander ausgeweint hatten, wandte sich Hippothous zum

Abrokomas: „Ich habe vorhin einen kleinen Umstand in meiner Erzählung ausgelassen. Nämlich kurz zuvor, ehe meine Bande gefangen wurde, verirrte sich ein schönes Mädchen an unsere Höhle. Sie war von deinem Alter, nannte uns auch dein Vaterland. Mehr habe ich nicht erfahren. Diese wollten wir dem Mars opfern, und es war schon Alles bereit, als unsere Verfolger uns überraschten. Ich nahm die Flucht, und weiß nicht, wie es ihr ergangen ist. O, es war ein schönes Mädchen, Abrokomas; zart bekleidet, mit blondem Haar und lieblichen Augen.“ Noch hatte er nicht ausgeredet, so rief Abrokomas: „Das war meine Anthia, Hippothous! Wo ist sie hingeflohen? Wohin? In welches Land? O, laß uns nach Cilicien umkehren und sie aufsuchen. Sie hält sich gewiß in der Nähe der Räuberhöhle noch auf. Bei dem Schatten deines geliebten Hyperanthes! Schlage mir diese Gefälligkeit nicht ab! Laß uns gehen, und, wo möglich, Anthien finden!“ Hippothous versprach ihm Alles, sagte aber auch, er müsse erst einige Leute anwerben, um ihre Reise desto sicherer zu machen.

Unterdessen, daß diese damit umgingen, nach Cilicien zurückzukehren, waren bei Anthien die vorbehaltenen dreißig Tage verstrichen. Perilaus ließ die Opfer zur Hochzeit

bereiten, die er vom Lande hatte herein kommen lassen. Viele seiner Mitbürger feierten Anthiens Hochzeit mit. Nun war zu der Zeit, da Anthia der Räuberbande abgenommen worden, ein alter Mann aus Ephesus, der ein Arzt war, und Eudorus hieß, nach Tarsus gekommen. Dieser Eudorus hatte auf seiner Reise nach Ägypten Schiffbruch gelitten, und ging zu Tarsus in die vornehmsten Häuser herum, bat sich von diesem und jenem, von dem einen Kleider, von dem andern Geld aus, und erzählte jedem sein Unglück. Als er nun auch zum Perilaus kam und sagte, daß er aus Ephesus und ein Arzt wäre, so führte ihn Perilaus zu Anthien, welcher er eine Freude zu machen glaubte, wenn er ihr einen Landsmann zeigte. Sie empfing den Eudorus sehr freundlich, und fragte nach den Ihrigen. Allein er wußte nichts, und sagte, daß er schon lange von Ephesus abwesend wäre. Anthia aber freute sich deswegen nicht minder, daher denn Eudorus allemal Zutritt bei ihr hatte, und vieler Wohlthaten in seinen dürftigen Umständen von ihr genoß. Dabei bat er sie öfters, ihm doch nach Ephesus zurück zu verhelfen, weil er noch Weib und Kinder daselbst hätte.

Alles war nun zur Hochzeit bereitet. Der Brautabend kam herbei, und es ward ein köstliches Mahl zugerichtet,

und Anthia mit dem prächtigſten Brautſchmucke bekleidet. Sie aber hatte weder Tag noch Nacht aufgehöret, zu weinen; denn immerdar ſchwebte ihr Abrokomas vor Augen. In einem Meer von Gedanken wälzte ſie ſich herum, erinnerte ſich bald der alten Liebe, bald ihrer Schwüre, ihres Vaterlandes und ihrer Eltern, und bald ſtellte ſich ihr wieder der gegenwärtige Zwang und die neue Ehe vor Augen. Bei der erſten Gelegenheit, da ſie allein ſeyn konnte, zerraufte ſie ihr Haar, und reef: „O ich Verruchte, o ich Treuloſe! Entſpricht auch dieſe meine Aufführung wohl der Treue des Abrokomas? Er, nur ein treuer Gemahl zu bleiben, erduldete Banden und Martern, und hat vielleicht den Geiſt ſchon aufgegeben; und ich Elende, alles deſſen uneingedenk, will mich von neuem vermählen? Ich laſſe mir das Brautlied ſingen, und ſchreite in das Bett des Perilaus? Doch, o allertheuerſte Seele, betrübe dich nicht nicht meinetwegen! Freiwillig ſoll dich Anthia nimmer beleidigen. Ich will die Deinige bleiben, mein Geliebter, und als die Deinige dir in die Unterwelt folgen!“ So ſprach ſie, als Eudorus, der epheſiſche Arzt, zu ihr kam. Dieſen führte ſie in ein geheimes Gemach, fiel ihm dort zu Füßen, und bat und beſchwur ihn bei Dianen, der Göttin ihres Vaterlandes, dasjenige, ſo ſie ihm jetzt offenbaren wollte,

keinem Sterblichen wieder zu sagen, und Alles auszurichten, warum sie ihn ersuchen würde. Eudoxus hob sie empor, indem sie bitterlich weinte, hieß sie getrost seyn und versprach ihr mit einem Eide, alles für sie zu thun. Da erzählte sie ihm die Liebe zum Abrokomas und die Schwüre, die sie ihm gethan, und den Bund mit ihm über ihre Keuschheit. „Wenn es möglich wäre, fügte sie hinzu, noch bei meinem Leben den Abrokomas lebendig wieder zu umarmen, oder heimlich zu entfliehen, so würde ich mich hierüber mit dir berathschlagen. Da aber dieser bereits gestorben, da mir die Flucht unmöglich ist, und ich keinen Rath weiß, der künftigen Hochzeit auszuweichen, so will ich dennoch den Bund mit dem Abrokomas nicht verletzen, noch meinen Eid leichtsinnig brechen. Daher bitte ich dich um nichts, als ein wenig Gift, welches mich Unglückliche von meinem Jammer erlöse. Die Götter, zu denen ich sterbend deinetwegen flehen will, werden dir diesen Dienst nach ihrem Reichthum vergelten. Ich aber will dich mit Gelde zu deiner Heimreise versorgen. Du kannst, ehe es jemand gewahr wird, dich auf ein Schiff begeben und nach Ephesus reisen. Dort suche meine Eltern, Megameden und Evippen auf, und verkünde ihnen mein Ende. Erzähle ihnen mein Schicksal in der Fremde, und sage, daß Abro-

[illegible] warf sich zu sei[illegible] [illegible] daß er ihr das Gift nicht [illegible] [illegible] Gold [illegible] [illegible] Halsschmucke, dem [illegible] [illegible] genug, weil sie über [illegible] [illegible] Anfangs besann [illegible] [illegible] die Unglückliche zu Herz[illegible] [illegible] seiner Vaterstadt sich zurü[illegible] [illegible] der Glanz der Geschenke, und [illegible] [illegible] das Gift, sondern ging auch sogl[illegible] [illegible] aber zerfloß unterdessen in [illegible] [illegible] Jugend, beklagte ihren frühzeitig[illegible] [illegible] den Abraksmas, als wär' er [illegible] [illegible] Kurze Zeit darauf kam [illegible] [illegible] und [illegible] ihr das verlangte Gift. Anth[illegible] [illegible] und [illegible] ihm unter vielen Danksagungen [illegible] [illegible] Er aber ging sogleich auf ein Schiff, und [illegible] [illegible] Sie wartete nun auf bequeme Gelegenh[illegible] [illegible] Gift einzunehmen.

Und schon kam die Nacht heran; das Brautbett [illegible] [illegible], und es traten diejenigen herbei, die Anthien [illegible] [illegible] begleiten sollten. Unwillig und weinend ging sie [illegible] [illegible] das Gift in ihrer Hand verborgen. Als sie sich dem

Brautgemache naheten, ſtimmten die Verwandten den Brautgeſang an. Anthia hingegen weinte und wehklagte: „Ach! ehemals wurde ich zu einem andern Bräutigam geführet; ehemals begleitete mich die Fackel der Liebe und der Brautgeſang in ein angenehmeres Bett. O Anthia! was thuſt du heut? Beleidigeſt du den Abrokomas? Deinen Gemahl? Deinen Geliebten? Ihn, der deinethalben umgekommen iſt? Ha! Noch bin ich nicht ſo weibiſch und ſo feigherzig im Unglück geworden. Es iſt beſchloſſen; ich trinke das Gift. Abrokomas iſt mein Gemahl, und ſoll es auch im Tode noch bleiben.“ So ſprach ſie; und wurde ins Brautgemach geführet, wo ſie allein blieb, weil Perilaus noch mit ſeinen Freunden ſchmauſte. Anthia ſtellte ſich, als ob eine Beklemmung des Herzens ihr Durſt erregte, und befahl einem Sclaven, ihr einen Trunk Waſſers zu holen. Der Sclave brachte den Becher; ſie nahm ihn hin, und als niemand gegenwärtig war, warf ſie das Gift hinein. „O Abrokomas, rief ſie nun weinend aus, o allerliebſte Seele! Sieh, ich halte mein Verſprechen; ich trete die Reiſe zu dir an, dieſe traurige, aber nothwendige Reiſe. O, nimm mich mit williger Freude dort auf, und gewähre mir neben dir ein ſeliges Leben!“ So rief ſie, und leerte den Becher. Das Gift that plötzlich ſeine Wirkung, und

komas umgekommen ist.“ So sprach sie, warf sich zu seinen Füßen und flehte inständigst, daß er ihr das Gift nicht versagen möchte. Darauf zog sie zwanzig Minen Gold hervor, und schenkte sie, nebst ihrem Halsschmucke, dem Eudoxus; denn sie besaß Schätze genug, weil sie über Alles Gewalt hatte, was Perilaus besaß. Anfangs besann sich Eudoxus; endlich aber, da ihm die Unglückliche zu Herzen ging, er auch überdieß nach seiner Vaterstadt sich zurück sehnte, so besiegte ihn der Glanz der Geschenke, und er versprach ihr nicht nur das Gift, sondern ging auch sogleich fort, es zu holen. Sie aber zerfloß unterdessen in Thränen, bejammerte ihre Jugend, beklagte ihren frühzeitigen Tod und rief zum öftern den Abrokomas, als wär' er gegenwärtig, beim Namen. Kurze Zeit darauf kam Eudoxus wieder, und brachte ihr das verlangte Gift. Anthia nahm es hin, und ließ ihn unter vielen Danksagungen von von sich. Er aber ging sogleich auf ein Schiff, und segelte davon. Sie wartete nun auf bequeme Gelegenheit, ihr Gift einzunehmen.

Und schon kam die Nacht heran; das Brautbett wurde bereitet, und es traten diejenigen herbei, die Anthien dahin begleiten sollten. Unwillig und weinend ging sie und hielt das Gift in ihrer Hand verborgen. Als sie sich dem

Brautgemache naheten, stimmten die Verwandten den Brautgesang an. Anthia hingegen weinte und wehklagte: „Ach! ehemals wurde ich zu einem andern Bräutigam geführet; ehemals begleitete mich die Fackel der Liebe und der Brautgesang in ein angenehmeres Bett. O Anthia! was thust du heut? Beleidigest du den Abrokomas? Deinen Gemahl? Deinen Geliebten? Ihn, der deinethalben umgekommen ist? Ha! Noch bin ich nicht so weibisch und so feigherzig im Unglück geworden. Es ist beschlossen; ich trinke das Gift. Abrokomas ist mein Gemahl, und soll es auch im Tode noch bleiben.“ So sprach sie; und wurde ins Brautgemach geführet, wo sie allein blieb, weil Perilaus noch mit seinen Freunden schmauste. Anthia stellte sich, als ob eine Beklemmung des Herzens ihr Durst erregte, und befahl einem Sclaven, ihr einen Trunk Wassers zu holen. Der Sclave brachte den Becher; sie nahm ihn hin, und als niemand gegenwärtig war, warf sie das Gift hinein. „O Abrokomas, rief sie nun weinend aus, o allerliebste Seele! Sieh, ich halte mein Versprechen; ich trete die Reise zu dir an, diese traurige, aber nothwendige Reise. O, nimm mich mit williger Freude dort auf, und gewähre mir neben dir ein seliges Leben!“ So rief sie, und leerte den Becher. Das Gift that plötzlich seine Wirkung, und

komas umgekommen ist.“ So sprach sie, warf sich zu seinen Füßen und flehte inständigst, daß er ihr das Gift nicht versagen möchte. Darauf zog sie zwanzig Minen Gold hervor, und schenkte sie, nebst ihrem Halsschmucke, dem Eudoxus; denn sie besaß Schätze genug, weil sie über Alles Gewalt hatte, was Perilaus besaß. Anfangs besann sich Eudoxus; endlich aber, da ihm die Unglückliche zu Herzen ging, er auch überdieß nach seiner Vaterstadt sich zurück sehnte, so besiegte ihn der Glanz der Geschenke, und er versprach ihr nicht nur das Gift, sondern ging auch sogleich fort, es zu holen. Sie aber zerfloß unterdessen in Thränen, bejammerte ihre Jugend, beklagte ihren frühzeitigen Tod und rief zum öftern den Abrokomas, als wär' er gegenwärtig, beim Namen. Kurze Zeit darauf kam Eudoxus wieder, und brachte ihr das verlangte Gift. Anthia nahm es hin, und ließ ihn unter vielen Danksagungen von sich. Er aber ging sogleich auf ein Schiff, und segelte davon. Sie wartete nun auf bequeme Gelegenheit, ihr Gift einzunehmen.

Und schon kam die Nacht heran; das Brautbett wurde bereitet, und es traten diejenigen herbei, die Anthien dahin begleiten sollten. Unwillig und weinend ging sie und hielt das Gift in ihrer Hand verborgen. Als sie sich dem

Brautgemache naheten, stimmten die Verwandten den Brautgesang an. Anthia hingegen weinte und wehklagte: „Ach! ehemals wurde ich zu einem andern Bräutigam geführet; ehemals begleitete mich die Fackel der Liebe und der Brautgesang in ein angenehmeres Bett. O Anthia! was thust du heut? Beleidigest du den Abrokomas? Deinen Gemahl? Deinen Geliebten? Ihn, der deinethalben umgekommen ist? Ha! Noch bin ich nicht so weibisch und so feigherzig im Unglück geworden. Es ist beschlossen; ich trinke das Gift. Abrokomas ist mein Gemahl, und soll es auch im Tode noch bleiben.“ So sprach sie; und wurde ins Brautgemach geführet, wo sie allein blieb, weil Perilaus noch mit seinen Freunden schmauste. Anthia stellte sich, als ob eine Beklemmung des Herzens ihr Durst erregte, und befahl einem Sclaven, ihr einen Trunk Wassers zu holen. Der Sclave brachte den Becher; sie nahm ihn hin, und als niemand gegenwärtig war, warf sie das Gift hinein. „O Abrokomas, rief sie nun weinend aus, o allerliebste Seele! Sieh, ich halte mein Versprechen; ich trete die Reise zu dir an, diese traurige, aber nothwendige Reise. O, nimm mich mit williger Freude dort auf, und gewähre mir neben dir ein seliges Leben!“ So rief sie, und leerte den Becher. Das Gift that plötzlich seine Wirkung, und

komas umgekommen ist.“ So sprach sie, warf sich zu seinen Füßen und flehte inständigst, daß er ihr das Gift nicht versagen möchte. Darauf zog sie zwanzig Minen Gold hervor, und schenkte sie, nebst ihrem Halsschmucke, dem Eudoxus; denn sie besaß Schätze genug, weil sie über Alles Gewalt hatte, was Perilaus besaß. Anfangs besann sich Eudoxus; endlich aber, da ihm die Unglückliche zu Herzen ging, er auch überdieß nach seiner Vaterstadt sich zurück sehnte, so besiegte ihn der Glanz der Geschenke, und er versprach ihr nicht nur das Gift, sondern ging auch sogleich fort, es zu holen. Sie aber zerfloß unterdessen in Thränen, bejammerte ihre Jugend, beklagte ihren frühzeitigen Tod und rief zum öftern den Abrokomas, als wär' er gegenwärtig, beim Namen. Kurze Zeit darauf kam Eudoxus wieder, und brachte ihr das verlangte Gift. Anthia nahm es hin, und ließ ihn unter vielen Danksagungen von von sich. Er aber ging sogleich auf ein Schiff, und segelte davon. Sie wartete nun auf bequeme Gelegenheit, ihr Gift einzunehmen.

Und schon kam die Nacht heran; das Brautbett wurde bereitet, und es traten diejenigen herbei, die Anthien dahin begleiten sollten. Unwillig und weinend ging sie und hielt das Gift in ihrer Hand verborgen. Als sie sich dem

Brautgemache naheten, stimmten die Verwandten den Brautgesang an. Anthia hingegen weinte und wehklagte: „Ach! ehemals wurde ich zu einem andern Bräutigam geführet; ehemals begleitete mich die Fackel der Liebe und der Brautgesang in ein angenehmeres Bett. O Anthia! was thust du heut? Beleidigest du den Abrokomas? Deinen Gemahl? Deinen Geliebten? Ihn, der deinethalben umgekommen ist? Ha! Noch bin ich nicht so weibisch und so feigherzig im Unglück geworden. Es ist beschlossen; ich trinke das Gift. Abrokomas ist mein Gemahl, und soll es auch im Tode noch bleiben.“ So sprach sie; und wurde ins Brautgemach geführet, wo sie allein blieb, weil Perilaus noch mit seinen Freunden schmauste. Anthia stellte sich, als ob eine Beklemmung des Herzens ihr Durst erregte, und befahl einem Sclaven, ihr einen Trunk Wassers zu holen. Der Sclave brachte den Becher; sie nahm ihn hin, und als niemand gegenwärtig war, warf sie das Gift hinein. „O Abrokomas, rief sie nun weinend aus, o allerliebste Seele! Sieh, ich halte mein Versprechen; ich trete die Reise zu dir an, diese traurige, aber nothwendige Reise. O, nimm mich mit williger Freude dort auf, und gewähre mir neben dir ein seliges Leben!“ So rief sie, und leerte den Becher. Das Gift that plötzlich seine Wirkung, und

komas umgekommen ist.“ So sprach sie, warf sich zu seinen Füßen und flehte inständigst, daß er ihr das Gift nicht versagen möchte. Darauf zog sie zwanzig Minen Gold hervor, und schenkte sie, uebst ihrem Halsschmucke, dem Eudoxus; denn sie besaß Schätze genug, weil sie über Alles Gewalt hatte, was Perilaus besaß. Anfangs besann sich Eudoxus; endlich aber, da ihm die Unglückliche zu Herzen ging, er auch überdieß nach seiner Vaterstadt sich zurück sehnte, so besiegte ihn der Glanz der Geschenke, und er versprach ihr nicht nur das Gift, sondern ging auch sogleich fort, es zu holen. Sie aber zerfloß unterdessen in Thränen, bejammerte ihre Jugend, beklagte ihren frühzeitigen Tod und rief zum öftern den Abrokomas, als wär' er gegenwärtig, beim Namen. Kurze Zeit darauf kam Eudoxus wieder, und brachte ihr das verlangte Gift. Anthia nahm es hin, und ließ ihn unter vielen Danksagungen von von sich. Er aber ging sogleich auf ein Schiff, und segelte davon. Sie wartete nun auf bequeme Gelegenheit, ihr Gift einzunehmen.

Und schon kam die Nacht heran; das Brautbett wurde bereitet, und es traten diejenigen herbei, die Anthien dahin begleiten sollten. Unwillig und weinend ging sie und hielt das Gift in ihrer Hand verborgen. Als sie sich dem

Brautgemache naheten, ſtimmten die Verwandten den Brautgeſang an. Anthia hingegen weinte und wehklagte: „Ach! ehemals wurde ich zu einem andern Bräutigam geführet; ehemals begleitete mich die Fackel der Liebe und der Brautgeſang in ein angenehmeres Bett. O Anthia! was thuſt du heut? Beleidigeſt du den Abrokomas? Deinen Gemahl? Deinen Geliebten? Ihn, der deinethalben umgekommen iſt? Ha! Noch bin ich nicht ſo weibiſch und ſo feigherzig im Unglück geworden. Es iſt beſchloſſen; ich trinke das Gift. Abrokomas iſt mein Gemahl, und ſoll es auch im Tode noch bleiben.“ So ſprach ſie; und wurde ins Brautgemach geführet, wo ſie allein blieb, weil Perilaus noch mit ſeinen Freunden ſchmauſte. Anthia ſtellte ſich, als ob eine Beklemmung des Herzens ihr Durſt erregte, und befahl einem Sclaven, ihr einen Trunk Waſſers zu holen. Der Sclave brachte den Becher; ſie nahm ihn hin, und als niemand gegenwärtig war, warf ſie das Gift hinein. „O Abrokomas, rief ſie nun weinend aus, o allerliebſte Seele! Sieh, ich halte mein Verſprechen; ich trete die Reiſe zu dir an, dieſe traurige, aber nothwendige Reiſe. O, nimm mich mit williger Freude dort auf, und gewähre mir neben dir ein ſeliges Leben!“ So rief ſie, und leerte den Becher. Das Gift that plötzlich ſeine Wirkung, und

es überfiel sie ein schwerer Schlaf, unter welchem sie zu Boden sank. Als nun Perilaus ins Zimmer trat, und Anthien auf dem Boden gestreckt sah, erschrak er gewaltig und erhob ein lautes Geschrei. Das ganze Haus wurde mit Lärm und Betrübniß erfüllt. Man heulte, man bebte, man war außer sich vor Erstaunen. Diese bedauerten die Todte, und jene beklagten den Perilaus. Alles vergoß Thränen über diesen Zufall. Perilaus aber zerriß sein Gewand und stürzte sich auf den Leichnam hin. „O mein geliebtes Mädchen, rief er, warum verlässest du schon vor der Hochzeit deinen Verehrer? Ach, wie so kurze Zeit nur bist du die Braut des Perilaus gewesen! In welch ein Brautbett führen wir dich nun? Wie? In das Grab? O wie glücklich war jener Abrokomas! Wie glücklich, daß er von einer solchen Geliebten Gunstbezeigungen genossen!“ So schluchzte er, umschlang ihren Leichnam, schmeichelte und streichelte ihr Händ' und Füße. „Arme Braut! Unglückliche Gemahlin!“ Darauf wurde sie mit Kleidern und köstlichen Kleinodien ausgeschmückt. Weil Perilaus ihren Anblick nicht mehr aushalten konnte, so ließ er sie auf ein Tragebett legen, und mit Anbruch des Morgens nach den Gräbern vor die Stadt tragen. Denn man merkte kein Zeichen der Empfindung mehr an ihr. Dort setzte man

den Leichnam in ein Gewölbe bei, schlachtete eine Menge von Opfern, und verbrannte viele Kleider und andere Kostbarkeiten. Nach vollbrachtem Leichenbegängniß wurde Perilaus von den Seinigen wieder zur Stadt begleitet, Anthiens Leichnam aber im Todtengewölbe zurückgelassen. Das Gift des Eudoxus, welches nichts weniger als tödlich, sondern nur ein Schlafmittel gewesen, ließ Anthien eine Zeit lang darnach gesund wieder erwachen. Als sie nun inne ward, daß der Arzt sie betrogen hatte, brach sie von neuem in Seufzer und Thränen aus: „O betriegerisches Gift! rief sie, das mich die erwünschte Reise zum Abrokomas nicht antreten lassen! Also ist auch mein Verlangen nach dem Tode getäuschet? O wie unzuverlässig ist doch Alles! Aber dennoch will ich nunmehr in dieser Gruft bleiben, und der Hunger soll das vollenden, was das Gift nicht wollte. Nimmer soll mich jemand hier herausholen und nimmer will ich an das Licht der Sonne wieder treten!“ So sagte sie, und erwartete mit standhaftem Muth ihren Tod.

Inzwischen hatten einige Räuber erfahren, daß ein reiches Mädchen begraben, und selbiger viel weiblicher Schmuck, an Gold, Silber und Edelgesteinen angelegt worden. Diese machten daher mit einbrechender Nacht sich an das Begräb-

niß, erbrachen die Pforten des Gewölbes, stiegen hinein, bemächtigten sich der Kostbarkeiten, und erblickten Anthien lebendig. Diese schien ihnen ein herrlicher Fund zu seyn, wovon sie ansehnlichen Gewinn hofften. Daher richteten sie selbige empor und wollten sie fortführen. Sie aber warf sich zu ihren Füßen nieder und flehte: „O ihr Männer, wer ihr auch seyd, nehmet allen diesen Schmuck, nehmet Alles, was mit mir begraben ist, hin, nur verschonet meinen Körper. Ich bin zwei Göttern, Amorn und dem Tode, heilig; vergönnet, daß ich mich diesen hier ruhig widmen möge! Ach! bei euern väterlichen Göttern! zeiget mich dem Tageslichte nicht wieder, mich, die ich so viel Unglück erfahren, welches ewiger Nacht und Dunkelheit würdig wäre.“ So flehte sie; doch war ihr Flehen vergebens. Die Räuber nahmen sie mit sich auf ein Fahrzeug und segelten mit ihr nach Alexandrien ab. Unterweges wurde sie zwar sehr gut bedienet, und ihr zum öftern Muth eingesprochen; aber die Betrachtung dieses neuen unvermutheten Elends preßte ihr dennoch die bittersten Thränen und Klagen aus. „Schon wieder, rief sie, Räuber und Meer? Schon wieder eine Gefangene? Aber jetzt eine viel unglücklichere, weil mein Abrokomas nicht bei mir ist! Welches Land wird mich nun aufnehmen? Und was für Menschen werde ich zu sehen

bekommen? Ach! nur nicht den Möris, nur nicht die Manto, nur nicht den Perilaus noch einmal! Möchte ich doch dahin gelangen, wo das Grab meines Geliebten ist!“ So klagte sie beständig und wollte weder Speise noch Trank genießen; aber die Räuber zwangen sie dazu.

Nach einer Fahrt von mehrern Tagen gelangten sie nach Alexandrien, wo sie Anthien aussetzten, und zu verkaufen beschlossen. Perilaus, als er erfuhr, daß das Grab erbrochen, und der Leichnam entwendet wäre, gerieth in ganz unmäßige Betrübniß. Abrokomas forschte emsig nach, ob nicht Jemand ein fremdes Mädchen wüßte, welches Räuber aufgefangen hätten, und mit sich führten. Als er aber nirgends etwas erfuhr, so kam er abgemattet wieder in der Herberge an. Die Leute des Hippothous hatten indessen eine Mahlzeit bereitet. Die Andern aßen, nur Abrokomas nicht. Ganz niedergeschlagen, warf er sich auf ein Ruhebett und weinte. Indeß unterhielt ein altes Weib, mit Namen Chrysion, den Hippothous und seine Gefährten, bei ihrer Mahlzeit mit Neuigkeiten. „Denkt einmal, ihr Herren Gäste, sagte sie, was sich kürzlich in der Stadt zugetragen. Perilaus hier, ein großer vornehmer Mann, der dem öffentlichen Unwesen im Lande steuren muß, ging neulich aus,

Räuber aufzusuchen, und brachte einige Gefangene, nebst einem schönen Mädchen ein, die er, mit ihm sich zu vermählen, beredte. Nun war bereits alles mit der Hochzeit richtig; das Mädchen aber, als man sie in das Brautzimmer geführet, hat, entweder aus Wahnsinn, oder aus Liebe zu einem Andern, Gift zu sich genommen, und ist gestorben. Denn so, erzählet man, wär es zugegangen mit ihrem Tode. Da dieses Hippothous hörte, sagte er: „Das ist ganz gewiß das Mädchen, welches Abrokomas suchet.“ Abrokomas hörte zwar diese Erzählung, sein Geist war aber zu sehr niedergeschlagen, um darauf zu merken. Endlich sprang er auf das Zurufen des Hippothous empor: „Ach! nun ist Anthia wahrhaftig todt! Vermuthlich ist hier auch das Grab, welches ihren Körper bewahret.“ Darauf bat er die alte Chrysion, daß sie ihn hin an ihr Grab führte und ihren Leichnam zeigte. „Ach! seufzete die Alte, ich habe dir noch nicht das Schlimmste, was dem unglücklichen Mädchen begegnet ist, erzählet. Perilaus begrub sie mit großer Pracht, und mit vielen Kostbarkeiten; das erfuhren einige Räuber; die erbrachen das Begräbniß, und stahlen das Geschmeide. Ihr Körper aber ist seitdem auch nicht mehr vorhanden, und Perilaus läßt noch eifrig nachforschen.“ Als Abrokomas dieses vernahm, zerriß er sein Gewand, und

brach in bittre Klagen aus. „Einen so schönen Tod ist die tugendhafte Anthia gestorben, und selbst im Grabe verfolget sie noch das Unglück? Ist es möglich, daß so viel Liebe bei einem Räuber wohne, daß er deiner auch todt noch begehre, und deinen entseelten Körper entführe? Und ich Unglücklicher muß dich, meinen einzigen Trost, einbüßen? Nunmehr ist es fest beschlossen, daß ich sterbe, und nur so lange will ich noch dulden, bis ich deinen Leichnam werde gefunden haben. Diesen will ich dann umarmen, und in dieser Umarmung meinen Geist aufgeben.“ So sprach er schluchzend, und die Gefährten des Hippothous trösteten ihn. Diese überließen sich nun die ganze Nacht der Ruhe, aber nicht Abrokomas, der von mancherlei Gedanken beunruhiget ward. Er dachte an Anthien, an den Tod, und an den Verlust ihres Leichnams. Endlich entging ihm die Geduld; er machte sich heimlich auf, als die Andern im Schlaf ihrer Krankenheit lagen, ging hinaus, als ob er draußen etwas zu verrichten hätte, und nahm seinen Weg immer nach dem Meere zu. Dort traf er ein Schiff an, das nach Alexandrien segeln wollte. Auf dieses begab er sich, und fuhr davon; denn er glaubte, die Räuber in Egypten zu ertappen. Aber die Hoffnung betrog ihn um diese Reise.

Als es nun tagte, ward Hippothous sehr mißvergnügt darüber, daß Abrokomas weggegangen war. Indessen erholte er sich nebst den Seinigen noch einige Tage, und beschloß sodann nach Syrien und Phönizien auf Beute auszugehen. Anthien hatten inzwischen die Räuber zu Alexandrien an Kaufleute für eine ansehnliche Summe verkauft. Diese reichten ihr sehr gute Nahrung und pflegten ihren Körper, damit sie selbige desto theurer wieder anbringen könnten. Nun trug es sich zu, daß ein König aus Indien, mit Namen Psammis, nach Alexandrien, theils die Stadt zu besehen, theils des Handels wegen gekommen war. Dieser Psammis, welcher Anthien bei den Kaufleuten erblickte, und sogleich von ihr eingenommen ward, erkaufte sie mit schwerem Gelde von ihnen, und machte sie zu seiner Aufwärterin. Kaum hatte sie der rohe Barbar, als er ihr schon Gewalt anthun, und sie zur Unzucht zwingen wollte. Diesen Antrag wieß sie Anfangs ab, endlich aber machte sie dem Psammis weiß, ihr Vater hätte sie bei ihrer Geburt, bis an ihre Hochzeit, der Isis geweihet. Bis dahin wäre es noch ein Jahr. Wenn du nun, fügte sie hinzu, ein dieser Göttin geheiligtes Mädchen schändest, so wirst du sie zu großem Zorne reizen, und sie wird schwere Rache deshalb an dir nehmen.“ Psammis ließ sich bereden; denn

solche Barbaren sind von Natur abergläubisch und feigherzig; er that ein Gebet zu der Göttin und enthielt sich, Authien zu berühren.

Unterdessen nun Psammis sie als eine der Isis geheiligte Person aufbewahrte; so verfehlte das Schiff, worauf sich Abrokomas befand, des Weges nach Alexandrien, und gerieth an die Ausflüsse des Nils, in die Gegend, die man Paratänios nennet, hinwärts nach der Seeküste von Phönizien. Als sie dort ausstiegen, überfielen sie eine Menge Hirten aus der Gegend, und bemächtigten sich ihrer Sachen. Die Menschen aber banden sie und führten sie durch lange Wüsteneien nach Pelusium, einer Egyptischen Stadt, und verkauften daselbst den einen an diesen, den andern an jenen. Den Abrokomas kaufte ein alter Kriegsmann, der Araxos hieß, und bereits ausgedient hatte. Dieser hatte ein Weib, unzüchtig in ihren Mienen, und noch ärger in ihren Reden, das alle Gränzen der Enthaltsamkeit überschritt. Kyno hieß das Weib, und verliebte sich in den Abrokomas, als er kaum ins Haus getreten war. Ihre Liebe ward bald ungeduldig, und schmachtete darnach, ihre Lust mit dem Abrokomas zu büßen. Araxos war dem Jünglinge gleichfalls gewogen, und nahm ihn an Kindes Statt an. Kyno aber redete ihm von Unzucht vor, und

bat ihn, daß er ihr zu Willen seyn möchte, dagegen versprach sie, ihn zum Manne zu nehmen, und ihren Araxos umzubringen. Ob nun gleich ein solches Vornehmen dem Abrokomas ganz abscheulich vorkam, und er gleich an Anthien und an alle seine Schwüre zurück dachte, so überlegte er doch auch, wie oft ihn schon seine Keuschheit unglücklich gemacht hatte. Daher that er, als gäbe er dem Anliegen der Kyno nach. Diese aber, die schon Alles für richtig hielt, brachte schon in der folgenden Nacht den Araxus um, und erzählte sogleich dem Abrokomas ihre Mordthat. Diese üppige Raserei war ihm unerträglich. Er ging aus dem Hause weg; denn er könnte so eine abscheuliche Mörderin, sagte er, unmöglich umarmen. Kyno aber, als sie wieder zu sich selbst kam, und der Tag anbrach, trat unter das Volk der Pelusier, und wehklagte um ihren Mann. „Der neulich eingekaufte Knecht hätte ihn umgebracht", sagte sie, und vergoß die bittersten Thränen. Mit diesem Betrage hinterging sie das Volk. Abrokomas wurde sogleich in Verhaft genommen und gefesselt zum Egyptischen Statthalter nach Alexandrien gesendet, wo er die verdiente Strafe für den angeschuldigten Mord des Araxus empfangen sollte.

Viertes Buch.

Hippothous erhob sich mit seinen Gefährten von Tarsus nach Syrien, und machte sich Alles, was ihm entgegen stieß, unterwürfig; plünderte Dörfer, und erschlug viele Menschen. Auf die Weise gelangte er endlich bis nach Laodicea in Syrien, wo er einige Zeit nicht in der Gestalt eines Räubers, sondern um die Stadt zu besehen, verweilte. Hippothous bemühete sich sehr emsig, den Abrokomas ausfindig zu machen; da er aber nichts ausrichtete, so wendete er sich von dannen nach Phönizien. Weil er nun von hieraus einen Einfall in Egypten wagen wollte, so versammelte er ein großes Räuberheer, und ging auf Pelusium los. Zuerst schiffte er auf dem Nilstrome nach Hermupolis in Egypten und nach Schedia; von da drang er in den Kanal, der unter dem Menelaus gegraben ist, und fuhr Alexandrien vorüber; dann gelangte er nach Memphis, welche der Isis heilig ist, und von da nach Mende, wo er seine Bande aus den Einwohnern dieser Gegend verstärkte. Hierauf kam er nach Tana, dann nach Leontopolis. Sein Zug ging auch vor ziemlich vielen Dörfern vorbei, deren Namen aber unbekannt sind, und endlich langte er zu Koptus, auf

der Nachbarschaft von Äthiopien, an. Hier nun beschloß er zu rauben; denn hier war die Straße immer voll Kaufleute, welche Äthiopien und Indien besuchten. Sein Heer bestand aus fünf hundert Mann, damit besetzte er die Anhöhen von Äthiopien und suchte sich einige Schlupfwinkel aus, um die Durchreisenden desto besser berauben zu können.

Indessen kam Abrokomas vor den Statthalter von Egypten. Die Pelusier hatten schon die Ermordung des Araxus, und daß der Frevler, der sie verübet, ein Sclav wäre, dem Statthalter gemeldet. Daher hielt sich dieser für unterrichtet genug, untersuchte die Sache nicht erst weiter; sondern hieß den Abrokomas wegführen, und ans Kreuz heften. Diesem benahm sein großes Elend ganz die Sprache. Nur Eins war noch, welches ihn über seinen Tod tröstete, nemlich der Gedanken, daß Anthia doch auch bereits gestorben wäre. Darauf führten ihn diejenigen, denen die Kreuzigung aufgetragen war, an das Ufer des Nils. Es war daselbst ein schroffer hervorragender Felsen, welcher in den vorbei fließenden Strom niedersah. Auf diesem Felsen richteten sie ein Kreuz auf, woran sie ihn mit Strängen banden, nachdem sie ihm Hände und Füße fest geschnürt; denn so ist ihre Art zu kreuzigen. Hierauf traten sie zurück und glaubten, das Kreuz unwandelbar genug gestellt

zu haben. Abrokomas aber schaute bald zur Sonne empor und bald auf die Wellen des Nils hinunter. „O du menschenfreundlichster unter den Göttern, betete er, der du über Egypten waltest, und Seegen über seine Fluren verbreitest, wenn Abrokomas schuldig ist, so laß noch grausamere Martern, als diese, über ihn kommen, so laß ihn des schmählichsten Todes sterben. Wenn ihn aber ein boshaftes Weib verrathen, o Nil, so laß deine Fluthen nicht durch den Leichnam eines unschuldig Erwürgten entweihet werden, und dulde nicht an deinen Ufern das Schauspiel eines Sterbenden, der Niemand auf Erden beleidiget hat!“ Also flehte er, und die Gottheit erbarmte sich seiner. Denn jählings erhob sich ein Wind, stürmte auf das Kreuz los, und stürzte es mit sammt dem Felsenstück, worauf es stand, nieder. Abrokomas fiel in die Fluthen, allein diese fügten ihm kein Leid zu. Ohne daß ihn seine Bande verhindert, oder die Ungeheuer des Stromes beschädiget hätten, trugen ihn die fortströmenden Wellen bis zur Mündung des Flusses hinaus ins Meer. Dort fingen ihn die Wächter auf, und brachten ihn abermals, als einen, der seiner Strafe entfliehen wollen, vor den Statthalter von Egypten. Dieser, der nun noch heftiger über ihn ergrimmte, und ihn um so schuldiger hielt, gebot einen Scheiterhaufen aufzurichten, und den Abrokomas

zu verbrennen. Und schon war Alles bereitet, der Scheiterhaufen an der Mündung des Nils aufgerichtet, Abrokomas darauf gesetzt, und die Flamme angeleget. Eben wollte die Flamme den Körper ergreifen, als Abrokomas noch ein kurzes Gebet für seine Erlösung von dem hereindrohenden Tode that. Sogleich entschwoll der Nil seinen Ufern, strömte herbei und löschte mit seinen Fluten die Flamme des Scheiterhaufens. Diese Begebenheit schien allen Zuschauern ein Wunder zu seyn. Nun führte man den Abrokomas abermals zum Statthalter, erzählte ihm, was sich zugetragen, und wie der Nil ihm zu Hülfe gekommen. Erstaunt über diese Begebenheit, befahl dieser, den Jüngling in Verwahrung zu bringen, und ihn bestens zu verpflegen. „Bis wir, fügte er hinzu, erfahren, wer dieser Mensch sey, daß sich die Götter seiner so außerordentlich annehmen.“

Unterdessen, daß Abrokomas verwahret wurde, beschloß Psammis, welcher Anthien gekauft hatte, wieder nach Hause zu reisen. Da nun sein Weg durch Oberegypten ging, so mußte er auch nach Äthiopien, wo Hippothous mit seiner Bande lag. Seine Caravane war sehr zahlreich an Kamelen, Eseln und Pferden, welche mit großen Reichthümern an Gold, Silber, Kleidern und andern Waaren belastet waren. Anthia war auch mit unter seinem Gefolge. Als

sie Alexandrien vorüber gereist waren, und nach Memphis kamen, trat Anthia vor den Tempel der Isis und betete zu ihr: „O du erhabenste der Göttinnen, bis hieher bin ich unbefleckt geblieben, weil man mich für die Deinige geachtet hat: bis jetzt habe ich die Ehe mit dem Abrokomas heilig gehalten. Von hier muß ich nun nach Indien, fern von meinem mütterlichen Lande, und fern von den Gebeinen meines Geliebten. O befreie mich Unglückliche von dieser Reise, und gib mich dem Abrokomas, wenn er noch lebet, wieder. Hat aber das Schicksal schlechterdings beschlossen, daß wir nicht vereint sterben sollen, o so gib wenigstens, daß ich noch dem Schatten meines Geliebten mit keuscher Treue ergeben bleiben könne.“ So betete sie, und setzte ihre Reise weiter fort. Schon waren sie zu Koptus angelanget, und bestiegen nun die Gebürge von Äthiopien, als Hippothous auf sie einbrach, den Psammis und viele seiner Gefährten erschlug, und sich aller seiner Schätze nebst Anthien bemächtigte. Dieß Alles ließ er zusammen raffen, und in eine Höhle bringen, die zur Niederlage der Beute bestimmt war. Anthia kannte weder den Hippothous, noch auch dieser Anthien; und wenn er ja fragte, wer und von wannen sie wäre, so sagte sie ihm die Wahrheit nicht, sondern gab vor, sie wäre eine Egyptertin, und hieße Memphitis.

zu verbrennen. Und schon war Alles bereitet, der Scheiterhaufen an der Mündung des Nils aufgerichtet, Abrokomas darauf gesetzt, und die Flamme angeleget. Eben wollte die Flamme den Körper ergreifen, als Abrokomas noch ein kurzes Gebet für seine Erlösung von dem hereindrohenden Tode that. Sogleich entschwoll der Nil seinen Ufern, strömte herbei und löschte mit seinen Fluten die Flamme des Scheiterhaufens. Diese Begebenheit schien allen Zuschauern ein Wunder zu seyn. Nun führte man den Abrokomas abermals zum Statthalter, erzählte ihm, was sich zugetragen, und wie der Nil ihm zu Hülfe gekommen. Erstaunt über diese Begebenheit, befahl dieser, den Jüngling in Verwahrung zu bringen, und ihn bestens zu verpflegen. „Bis wir, fügte er hinzu, erfahren, wer dieser Mensch sey, daß sich die Götter seiner so außerordentlich annehmen.“

Unterdessen, daß Abrokomas verwahret wurde, beschloß Psammis, welcher Anthien gekauft hatte, wieder nach Hause zu reisen. Da nun sein Weg durch Oberegypten ging, so mußte er auch nach Äthiopien, wo Hippothous mit seiner Bande lag. Seine Caravane war sehr zahlreich an Kamelen, Eseln und Pferden, welche mit großen Reichthümern an Gold, Silber, Kleidern und andern Waaren belastet waren. Anthia war auch mit unter seinem Gefolge. Als

sie Alexandrien vorüber gereist waren, und nach Memphis kamen, trat Anthia vor den Tempel der Isis und betete zu ihr: „O du erhabenste der Göttinnen, bis hieher bin ich unbefleckt geblieben, weil man mich für die Deinige geachtet hat: bis jetzt habe ich die Ehe mit dem Abrokomas heilig gehalten. Von hier muß ich nun nach Indien, fern von meinem mütterlichen Lande, und fern von den Gebeinen meines Geliebten. O befreie mich Unglückliche von dieser Reise, und gib mich dem Abrokomas, wenn er noch lebet, wieder. Hat aber das Schicksal schlechterdings beschlossen, daß wir nicht vereint sterben sollen, o so gib wenigstens, daß ich noch dem Schatten meines Geliebten mit keuscher Treue ergeben bleiben könne.“ So betete sie, und setzte ihre Reise weiter fort. Schon waren sie zu Koptus angelanget, und bestiegen nun die Gebürge von Äthiopien, als Hippothous auf sie einbrach, den Psammis und viele seiner Gefährten erschlug, und sich aller seiner Schätze nebst Anthien bemächtigte. Dieß Alles ließ er zusammen raffen, und in eine Höhle bringen, die zur Niederlage der Beute bestimmt war. Anthia kannte weder den Hippothous, noch auch die Anthien; und wenn er ja fragte, wer und von wannen sie wäre, so sagte sie ihm die Wahrheit nicht, sondern gab vor, sie wäre eine Egyptierin, und hieße Memphitis.

Also befand sich nun Anthia beim Hippothous in der Räuberhöhle. Unterdessen ließ der Statthalter von Egypten den Abrokomas vor sich bringen, erkundigte sich bei ihm, und erfuhr den ganzen Vorfall. Von Mitleid gegen sein vieles Unglück durchdrungen, beschenkte er ihn sehr reichlich und versprach, ihn wieder nach Ephesus zu den Seinigen bringen zu lassen. Abrokomas dankte ihm sehr lebhaft für seine Gewogenheit, bat aber auch, daß er ihm lieber Anthien aufzusuchen vergönnen möchte, wowider der Statthalter nichts einzuwenden hatte. Diesemnach begab er sich mit seinen Geschenken auf ein Schiff, und segelte nach Italien, in der Hoffnung, dort von Anthien Nachricht einzuziehen. Der Stadthalter aber, welcher nun wußte, wie sich die Sache mit dem Araxus verhielte, ließ die Seinen einziehen und sie kreuzigen.

In Anthien verliebte sich unterdessen einer von den Räubern, die sie bewachten, mit Namen Anchialus. Dieser Anchialus war mit dem Hippothous aus Syrien gekommen, und aus Laodicea gebürtig. Hippothous schätzte ihn sehr hoch, weil er ein tapferer Jüngling war, der unter den andern Räubern sehr viel galt. Dieser Liebhaber, der sich einen sehr leichten Sieg versprach, versuchte anfänglich mit Vorstellungen sein Heil, und wollte sie hernach von

Hippothous zum Geschenke sich ausbitten. Aber sie schlug ihm Alles ab. Weder die Höhle, noch ihre Bande, noch die Drohungen des Räubers konnten ihr Herz bewegen. Sie blieb dem Abrokomas getreu, ob sie ihn gleich längst für todt hielt, und rief öfters aus, wenn Niemand zugegen war: „Ewig will ich allein meines Abrokomas-Gattin heißen; wenn ich auch sterben, oder noch schmerzlicheres Elend erdulden müßte.“ Dieser Entschluß mußte nothwendig die Qualen des Anchialus vermehren, besonders da der tägliche Anblick dieses Mädchens immer heftiger seine Liebe entflammte.

Endlich, da er seine Begierden nicht mehr bezähmen konnte, nahm er sich vor Anthien Gewalt anzuthun. Als nun einmal des Nachts Hippothous nicht gegenwärtig, sondern mit den andern auf den Raub aus war, griff er das Mädchen an, und wollte sie schänden. Sie aber wußte sich in dieser äußersten Noth nicht anders zu helfen, als daß sie ihm Schwert, so neben ihr lag, aus der Scheide riß, und dem Anchialus einen tödtlichen Stoß damit versetzte. Denn, indem er sie umfassen und küssen wollte, und sich ganz über sie hin gebogen hatte, hielt sie ihm das Schwert vor und rannte es ihm in die Brust. Anchialus empfing hiermit zwar den verdienten Lohn für seine schändlichen Begier-

den, Anthien aber ward dennoch wegen ihrer That gewaltig bang ums Herz. Ängstlich sann sie hin und her. Sollte sie sich umbringen? das widerrieth ihr die Hoffnung, ihren Geliebten vielleicht noch wieder zu finden. Sollte sie aus der Höhle entfliehen? dieß war unmöglich. Denn erstlich war nicht leicht heraus zu kommen, und dann hatte sie keinen Wegweiser. Daher beschloß sie, darin zu bleiben, und Alles zu erdulden, was das Schicksal über sie verhängt hätte. Mit solchen Gedanken brachte sie die ganze Nacht schlaflos hin. Mit Anbruch des Tages kam Hippothous nebst den Seinigen zurück, erblickte den ermordeten Anchialus und Anthien neben seinem Leichnam. Man errieth sogleich, was geschehen wäre, und erfuhr bei weiterer Nachfrage Alles. Die Räuber, welche über diese That nicht wenig ergrimmten, und ihren ermordeten Freund gerächt wissen wollten, sannen hin und her auf die grausamste Strafe. Der Eine rieth, man sollte sie umbringen, und neben dem Körper des Anchialus begraben: der Andere, man sollte sie kreuzigen. Hippothous aber, welchem Anchialus vornehmlich nahe ging, ersann eine noch härtere Strafe für Anthien. Denn er befahl eine tiefe Grube zu graben und Anthien nebst zwei großen Hunden hinein zu werfen, auf daß diese Verwegene darin den grausamsten

Tod stürbe. Diesem zu Folge ward Anthia nebst einigen großen egyptischen Hunden von fürchterlichem Ansehn, zur Grube gebracht, über welche man schwere Balken legte, und oben Schutt darüber her warf. Die Grube war nicht fern vom Nil, und einer von den Räubern, mit Namen Amphinomus, wurde zum Wächter dabei gestellt. Dieser Amphinomus aber, der ebenfalls schon längst von Anthiens Schönheit bezaubert war, und daher ihre Strafe auf das mitleidigste zu Herzen nahm, dachte nach, wie er sie vor der Wuth der Hunde schützen und beim Leben erhalten möchte. Daher nahm er jeden Tag ein Stück von dem Holze, welches über der Grube lag, hinweg, reichte Brod und Wasser hinunter und tröstete Anthien in der Grube. Als die Hunde Nahrung empfingen, fügten sie ihr nicht das geringste Leid zu; sondern wurden ganz vertraulich und zahm. Anthia aber hatte über sich und ihr gegenwärtiges Schicksal ihre kummervollen Betrachtungen: „O wehe, brach sie aus, über all mein Unglück! Welche Rache übet man an mir aus! — In eine Grube nebst Hunden eingeschlossen! — die aber viel leutseliger, als jene Räuber sind: Doch ich dulde deinethalben, mein Geliebter! Denn auch du littest meinst eben so viel für mich, und ich verließ dich zu Tyrus in den Ketten. Alles dieß Leiden achte ich für nichts, wenn

du nur noch lebest; denn alsdann werden wir uns vielleicht wieder umarmen. Bist du aber schon dahin — ach! so spar' ich umsonst dieses Leben auf, und umsonst erbarmet sich dieser Wächter, wer er auch seyn mag, einer Unglücklichen." So klagte sie, hörte gar nicht auf zu weinen, und saß immer so fort bei ihren Hunden. Amphinomus aber sprach ihr stets Trost hinunter, und besänftigte die Hunde durch Speise.

Fünftes Buch.

Weil der Sturm das Schiff vom rechten Wege verschlagen hatte, so landete Abrokomas, nach vollendeter Fahrt von Egypten, nicht in Italien, sondern auf Sicilien bei der schönen und großen Stadt Syrakusa. Auch diese Insel beschloß er ganz zu durchwandern, ob er vielleicht Anthia hier finden möchte. Die Herberge nahm er nah am Meere bei einem alten Fischer, der Ägialeus hieß. Dieser Ägialeus war zwar ein armer Fremdling im Lande, dennoch nahm er den Abrokomas freundlich auf. Der alte Mann gewann ihn gleich erstaunlich lieb, hielt ihn wie sein eigenes Kind, und nährte ihn väterlich mit seinem Gewerbe. Als

sie eine Zeitlang zusammen gelebt hatten, fiel es dem Abrokomas ein, seine Begebenheiten mit Anthien, seine Liebe und Streifereien zu erzählen. Dieß bewog auch den Ägialeus zur Mittheilung seiner Geschichte.

Mein Sohn, hub er an, ich bin von Geburt kein Sicker, sondern ein Spartaner, aus einem reichen und mächtigen Geschlechte. In meiner zarten Jugend liebte ich dort ein Mädchen, Namens Thelxinoe, die Tochter eines Bürgers aus Sparta. Thelxinoe vergalt meine Liebe mit Gegenliebe, und einmal in einer Nachtfeier, geriethen wir allein an einander; die Gottheit selbst führte uns an, und wir nahmen den Genuß mit, welchen uns die Gelegenheit anbot. Von nun an setzten wir unsern geheimen Umgang noch eine Zeit lang fort, und schwuren einander, bis in den Tod getreu zu seyn. Aber das Schicksal war neidisch auf unsere Freuden. Denn ich war noch nicht mannbar, als die Eltern der Thelxinoe sie mit einem Jüngling aus der Stadt, Namens Androkles, der sie ebenfalls lange geliebt hatte, vermählen wollten. Doch das Mädchen sann so lange allerlei Vorwand zur Verzögerung aus, bis sie endlich Gelegenheit bekam, mich zu sprechen; da wir denn eins wurden, des Nachts aus Sparta zu entweichen. Zu dem Ende schmückten wir uns jugendlich heraus, und ich be-

schor das Haupt Thelxinoens selbst in der Brautnacht. Als wir zur Stadt hinaus waren, nahmen wir unsern Weg nach Argos und Korinth, von wannen wir uns einschifften und nach Sicilien fuhren. Die Spartaner hingegen, als sie unsre Flucht vernahmen, verurtheilten uns zum Tode. In Sicilien lebten wir anfänglich in der äußersten Dürftigkeit; dennoch waren wir vergnügt, und glaubten Alles im Überfluß zu haben, wenn wir uns nur selbst einander besäßen. Vor kurzem ist nun hier meine Thelxinoe gestorben. Ich habe sie nicht begraben, sondern bewahre ihren Leichnam in meinem Hause auf, und setze mit ihr meinen zärtlichen Umgang fort.

Nach dieser Erzählung führte der Greis den Abrokomas in das Innerste seiner Hütte, und zeigte ihm die alte Thelxinoe, seine Gattin, die ehemals ein sehr schönes Mädchen gewesen, und dem Ägialeus es immer noch war. Ihr Leichnam war auf Egyptische Weise einbalsamiret, welche der Alte wohl verstand. „Das ist sie, mein Sohn, mit dieser unterhalte ich mich, als lebte sie noch; neben dieser ruhe ich, halte mit ihr meine Mahlzeit, und wenn ich ermüdet vom Fischen heim komme, so erquicket dieser ihr Anblick mich wieder. Denn sie erscheinet meinen Augen nicht so, als vielleicht den deinigen. Ach! mein Sohn, ich denke sie

mir noch so, wie ich sie zu Sparta, oder auf unserer Flucht sahe. O jene Nachtfeier vergesse ich nimmer! —" Indem der Alte noch redete, schluchzte Abrokomas heftig: „Wann werde ich dich, armes, unglückliches Mädchen, oder wenigstens deinen Leichnam wieder finden? Welchen Trost des Lebens gewähret nicht noch Thelxinoens Körper dem Ägialeus! Nun bin ich wahrhaftig überzeugt, daß ächte Liebe nimmer altert. Ich durchirre die ganze Welt, und alle Meere, und doch kann ich nichts von dir erfahren. O grausame Weissagung! O Apoll, Verkünder derselben, erbarme dich unser, und laß sie endlich ihr Ende erreichen.

Also wehklagte Abrokomas, und Ägialeus sprach ihm Trost zu. Noch eine Zeitlang blieb er zu Syrakus, und trieb einerlei Gewerbe mit dem Alten.

Indessen hatte Hippothous ein mächtiges Räuberheer aufgerichtet, womit er aus Äthiopien abzuziehen, und größere Unternehmungen zu wagen beschloß. Denn es war ihm nicht genug, nur einzelne Personen zu berauben, sondern ganze Dörfer und Städte wollte er anfallen. Daher versammelte er seine Leute, und lud den ganzen Raub auf Lastthiere und Kameele, deren er nicht wenige hatte, und verließ Äthiopien. Sein Zug ging nach Egypten und Alexandrien; denn er hatte sein Auge wieder auf Phönizien

und Syrien gerichtet. Anthia, glaubte er, wäre längst gestorben. Aber Amphinomus, der sie in ihrer Höhle bewachte, war so verliebt in das Mädchen, daß es ihm unmöglich war, sich von ihr loszureißen. Seine Zärtlichkeit und die seiner Geliebten drohende Gefahr verhinderten ihn, dem Hippothous nachzufolgen. Daher verbarg er sich heimlich nebst vielen andern in einer Höhle, wohin er allerlei Lebensunterhalt zusammen getragen hatte. Hippothous langte mit einbrechender Nacht, ohnweit einem Egyptischen Dorfe, Namens Arion, an, welches er auszuplündern vorhatte. Amphinomus riß indessen die Grube auf, und zog Anthien heraus, und sprach ihr guten Muth ein. Sie aber, immer noch furchtsam und argwöhnisch, beschwur ihn bei der Sonne und allen Egyptischen Göttern, daß er sie keusch und unbefleckt lassen, und zu keiner Verbindung zwingen wollte, bis sie sich ihm freiwillig ergäbe. Anthia traute den Schwüren des Amphinomus, und folgte ihm. Die Hunde wichen ihr nicht von der Seite, denn ihr bisheriger Umgang machte, daß sie ihr vertraulich zugethan blieben. Sie begaben sich nach Koptus, und beschlossen hier einige Tage zu verweilen, bis das Heer des Hippothous weiter fortgerückt wäre.

Dieser griff bald darauf den Flecken Aria an, tödtete

viele Einwohner, und zündete ihre Häuser an. Von da wählte er, statt des Landmarsches, die Fahrt auf dem Nilstrom hinunter, und ließ zu dem Ende alle Fahrzeuge aus den benachbarten Orten zusammen bringen, worauf er zu Schedie anlandete *). — — Von da fuhr er an die Mündung des Nils, wo er ausstieg, und das übrige Egypten durchstreifte. Indessen erfuhr der Stadthalter von Egypten den Vorfall mit Aria, und daß Hippothous mit seinem Räuberheer Äthiopien verlassen hätte. Daher warb er starke Mannschaft an, machte einen seiner Verwandten, mit Namen Polyidus, einen schönen und muthigen Jüngling, zum Anführer, und sandte ihn gegen die Räuber aus. Polyidus stieß mit seinem Heer bei Pelusium auf den Hippothous, und sogleich kam es auf dem Ufer zum Gefecht, in welcher von beiden Seiten viel Volk blieb. Mit einbrechender Nacht wurden die Räuber überwältigt, und größtentheils von den Soldaten niedergehauen. Die wenigen übrigen wurden gefangen, und nur dem einzigen Hippothous, welcher seine Waffen von sich warf, gelang es, in der Dunkelheit zu entkommen, worauf er sich zu Alexandrien heimlich einschiffte und ins Weite segelte. Sein ganzer Sinn stand

*) Eine Lücke im Original.

nunmehr nach Sicilien, wo er verborgen zu bleiben, und sich leicht durchzubringen gedachte, weil ihm Sicilien als eine große und reiche Insel gerühmt worden war. Dem Polyidus indessen war es nicht genug, bloß diese Räuber, die ihm entgegen gestoßen waren, überwältigt zu haben; sondern er wollte weiter nachforschen; um vielleicht noch den Hippothous selbst, oder wenigstens einige seiner Partheigänger zu entdecken und solchergestalt ganz Egypten zu reinigen. Daher nahm er einen Theil seines Heeres, und die gefangnen Räuber mit sich, damit diese es anzeigten, wenn irgendwo noch einer sich blicken ließe, schiffte den Nil hinauf, durchsuchte alle Städte, und gedachte bis nach Äthiopien zu gehen. Auf die Art kam er nun auch nach Koptus, wo sich Anthia mit dem Amphinomus befand. Hier erkannten die gefangnen Räuber den Amphinomus, und zeigten es dem Polyidus an, welcher ihn sogleich gefangen nahm. Als man ihn verhörte, gestand er Alles mit Anthien. Polyidus hieß hierauf das Mädchen vor sich führen und fragte, wer und von wannen sie wäre? Sie gestand aber in keinem Stücke die Wahrheit; sondern, sie wäre eine Egypterin und von den Räubern aufgefangen worden. Bei dieser Unterredung verliebte sich Polyidus stracks auf das heftigste in Anthien, ob er gleich zu Alexandrien eine

Gemahlin hatte. Anfangs trachtete sie der verliebte Jüngling durch Versprechungen zu gewinnen; als sie aber auf dem Rückzuge nach Alexandrien zu Memphis ankamen, wollte er ihr Gewalt zufügen. Aber es gelang ihr sich loszureißen, und den Tempel der Isis zu erreichen. Hier betete sie: „O Schutzgöttin Egyptens, die du mir so oft geholfen, errette mich abermals! gib, daß auch Polyidus meiner schone, da du mich bisher dem Abrokomas getreu und keusch erhalten hast!“ Polyidus voll Ehrfurcht gegen die Göttin, und zugleich von Liebe und Mitleid gegen die unglückliche Anthia durchdrungen, ging ihr ganz allein in den Tempel nach, und schwur, ihr nimmer Gewalt und Schmach anzuthun; sondern ihr ihre Keuschheit zu lassen, so lange sie selbige behalten wollte; und nur mit dem Anschauen ihrer Reize und ihrem Gespräch seine Leidenschaft zu befriedigen. Anthia traute seinen Schwüren, und verließ den Tempel wieder. Da Polyidus beschlossen hatte, zur Erholung noch drei Tage zu Memphis zu verweilen, so begab sich Anthia in den Tempel des Apis, den alleransehnlichsten in ganz Egypten. Die Gottheit ertheilet hier Weissagungen, wenn sie verlangt werden, und wenn Jemand herzu nahet und betet, so kommt der Gott selbst zum Vorschein, und die Egyptier, welche im Tempel dienen, verkünden die Zu-

kunft entweder in Verſen oder in Proſa. Anthia kam, und fiel vor dem Apis nieder: „O du menſchenfreundlichſter aller Götter, betete ſie, der du gegen alle Fremdlinge ſo mitleidig biſt, erbarme dich einer Unglücklichen; gib mir eine wahrhafte Weiſſagung von meinem Abrokomas! Wenn ich ihn wieder ehen und einen Gemahl an ihm haben ſoll; ſo will ich ſtandhaft noch aushalten. Iſt er aber dahin, ſo iſt mir nicht beſſer, als daß ich nun auch von dieſem jammervollen Leben mich losmache.“ So flehte ſie und ging weinend zum Tempel hinaus. Hier aber ruften ihr die Knaben, die an der Pforte ſpielten, alle auf einmal entgegen: „Bald wird Anthia ihren geliebten Abrokomas wieder umarmen!“ Dieſer Zuruf flößte ihr wieder Muth ein, und ſie dankte den Göttern. Darauf ging die Reiſe weiter nach Alexandrien fort.

Die Gemahlin des Polyidus hatte es vorher erfahren, daß ihr Gemahl eine Geliebte mit ſich brächte. Da ſie nun beſorgte, Polyidus möchte ihr dieſe Fremde vorziehen; ſo berathſchlagte ſie, wie ſie ſich an dieſer Störerin ihres Ehefriedens rächen möchte; welches ſie aber Alles dem Polyidus verſchwieg. Dieſer, als er dem Statthalter von ſeiner Ausführung Nachricht ertheilet, verwaltete ſeine Befehlshaberſtelle nun immer weiter fort. Als er einſt abweſend war,

ließ Rhenäa, so hieß die Gemahlin des Polyidus, Anthien, die mit ihr in eben dem Hause wohnte, vor sich bringen, riß ihr die Kleider herunter, und überhäufte sie mit Schlägen. „Du Ruchlose, schrie sie, du Störerin meiner Ruhe, vergeblich sollst du dem Polyidus schön dünken! Nichts soll dir deine Gestalt nützen. Räuber magst du vielleicht besiegt und mit versoffenen Buben Schande getrieben haben; aber Rhenäens Bett sollst du nimmermehr schänden! Diese Freude laß dir vergehen!“ So rief sie und ließ ihr das Haar abscheeren, ließ ihr Ketten anlegen, und übergab sie einem getreuen Sclaven, mit Namen Klytus, der sie auf ein Schiff bringen, und einem Kuppler nach Italien verkaufen sollte. „Du bist ja so schön, rief sie ihr nach; dort kannst du deine unmäßige Lust büßen!“ Klytus führte Anthien fort; welche in Thränen und Wehklagen ausbrach: „O ihr verrätherischen Reize! o traurige Schönheit! welchen Jammer bringt ihr über mich! Waren Grube, Mord, Ketten und Raubgesindel noch nicht genug? Soll ich mich nun vor der Hurenbude feil bieten? Soll mir ein Kuppler diese Keuschheit abzwingen, die ich dem Abrokomas so heilig bis hieher bewahrt? O Herr, rief sie, und fiel dem Klytus zu Füßen, o führe mich nicht in so großes Unglück! tödte mich lieber! Nimmermehr halt' ich es bei einem Kuppler aus!

Glaube mir, ich bin zur Sittsamkeit gewöhnet!“ Ob sie nun gleich mit diesen Klagen den Klytus zum Mitleid bewegte, so brachte er sie doch nichts desto weniger fort nach Italien. Als Polyidus nach Hause kam, sagte ihm Rhenäa, Anthia wäre entlaufen, und er maß ihr leicht Glauben bei, wenn er an das zurück dachte, was schon geschehen war. Klytus kam mit Anthien nach Tarent, einer Stadt in Italien, und fürchtete das Gebot der Rhenäa zu sehr, um sie nicht einem Kuppler zu verkaufen. Als dieser an ihr eine Schönheit wahrnahm, dergleichen er sein Lebelang nicht gesehen hatte, so hoffte er großen Gewinn von ihr zu ziehen. Drei Tage ließ er ihr Ruhe, sich von der Ermüdung der Reise und den Schlägen der Rhenäa zu erholen. Klytus reißte darauf wieder zurück nach Alexandrien, und stattete Rhenäen Bericht von seiner Ausrichtung ab. Hippothous war indeß in Sicilien gelandet, wo er nicht zu Syrakus, sondern zu Tauromenium ausstieg, und Gelegenheit suchte, sich seinen Unterhalt zu erwerben. Abrokomas aber, nachdem er lange Zeit zu Syrakus hingebracht hatte, verfiel in gänzliche Muthlosigkeit und in die grausamste Beklemmung, weil er eben so wenig Anthien finden, als sein Vaterland glücklich wieder erreichen konnte. Er beschloß daher Sicilien zu verlassen, und nach Italien zu segeln; und wenn er

dort nicht fände, was er suchte, seine unglückliche Fahrt nach Ephesus zu richten. Denn seine Eltern und alle Epheſier waren vermuthlich schon längst äußerst bekümmert um ihn gewesen, da weder Bote noch Brief einlief. Überall hatten sie schon hingesandt, um nachzuforschen, und da sie nichts erfahren können, so hatten Kummer, Alter, und sie selbst das Ende ihrer Tage beschleunigt.

Unterdeß war zu Xanthus der Herr des Leukon und der Rhode, der Gefährten Anthiens und des Abrokomas, gestorben, und hatte ihnen eine reiche Erbschaft hinterlassen; weshalb diese nach Ephesus zurück zu kehren beschlossen. Denn sie glaubten, ihre Gebieter wären schon längst wohlbehalten zu Hause, indem sie, ihrer Meinung nach, bereits Ungemach genug in der Fremde ausgestanden hätten. Sie luden demnach all das Ihrige auf ein Schiff, und traten die Reise nach Ephesus an. Nach einer Fahrt von wenigen Tagen landeten sie zu Rhodus, wo sie erfuhren, daß Abrokomas und Anthia noch keinesweges in Sicherheit, ihre Eltern aber verschieden wären. Daher beschlossen sie nicht nach Ephesus zu gehen, sondern noch eine Zeitlang hier zu verweilen, um etwas von ihren Gebietern auszuforschen.

Der Hurenwirth, welcher Anthien gekauft hatte, wollte sie wider alle Gewalt vor der Hurenbude feil stellen, und

zog ihr daher allerlei Schmuck und schöne Kleider an. Sie aber weinte und wimmerte laut: „O weh, über allen Jammer! war ich durch die Bande, und durch die Räuber n nicht elend genug? Muß ich auch noch zu so schändlich Unzucht gezwungen werden? O Schönheit, die du mir m Recht diese Beschimpfungen zuziehst, warum muß ich d so zur Unzeit besitzen? — Doch, warum wehklage ich Warum sinne ich nicht lieber auf einen Anschlag, mei bis hieher ungekränkte Tugend zu retten?“ So sprach bei sich; und der Kuppler schleppte sie immer fort nach Hurenbude, und rief ihr bald Muth, bald Drohungen Als sie nun vor der Zelle feil stand, strömte eine M von Bewunderern ihrer Schönheit herbei. Viele wa gleich fertig, den Preis der Wollust zu erlegen. Als sich nun so in der äußersten Noth sah, ersann sie diese stige Ausflucht. Plötzlich stürzte sie mit erschlafften G dern zu Boden, und ahmte die Krankheit nach, welche n die Krankheit von den Göttern nennet. Alle Gegenwä gen geriethen in Schauder und Mitleiden hierüber; bei dem erstarb die Begierde zum Genusse, und alle fuch ihr Hülfe zu leisten. Der Kuppler, als er diesen Un vernahm, und glaubte, daß das Mädchen im Ernste kra wäre, brachte sie nach Hause und ins Bette, um sie w

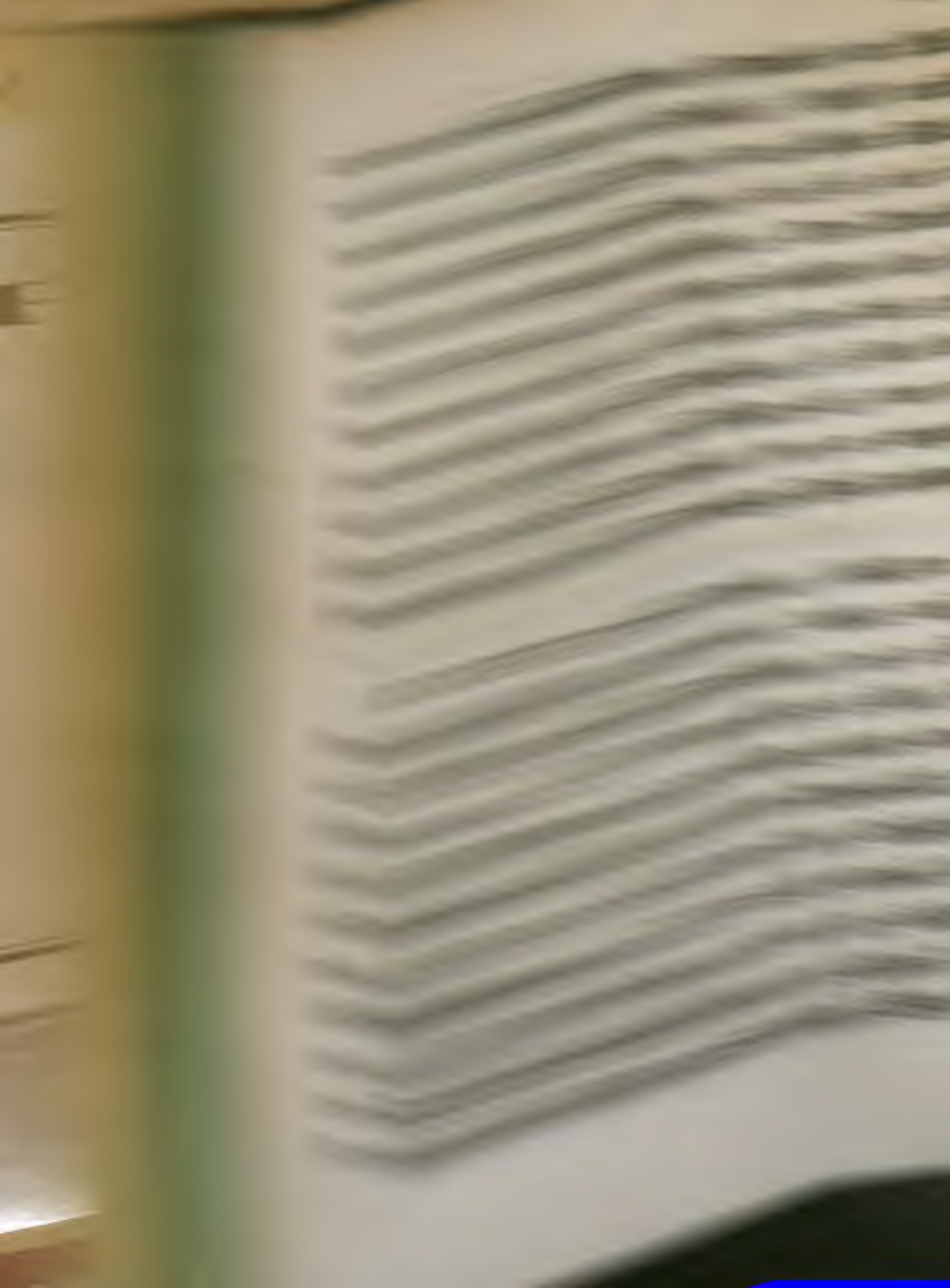
der herstellen zu lassen. Als sie nun wieder zu sich selbst gekommen zu seyn schien, fragte er nach der Ursache dieser Krankheit. „Herr, antwortete sie, ich wollte dir schon lange mein Unglück offenbaren, aber ich schämte mich, darum verschwieg ich es dir; nun aber da du Alles weißt, fällt mir das Geständniß leichter. Als ich noch ein Kind war, verirrte ich mich einmal an einem Feste bei der Nachtfeier von den Meinigen, und gerieth an das Grab eines kürzlich verstorbenen Menschen. Jählings sprang hier Einer aus dem Grabe hervor, und wollte mich fest halten. Ich aber schrie und nahm die Flucht. Der Mann war von fürchterlichem Ansehn, und hatte eine schreckliche Stimme. Endlich, als der Tag anbrach, ließ er mich los, schlug mich aber vor die Brust, und sagte: hiermit hätte er mir diese Krankheit angethan. Seitdem hub dieses Übel bei mir an, welches mich von Zeit zu Zeit befällt. Aber ich bitte dich, Herr, zürne deswegen nicht mit mir; denn ich bin unschuldig daran. Du kannst mich ja wieder verkaufen, ohne etwas am Preis einzubüßen.“ Der Kuppler war zwar sehr verdrießlich hierüber; indessen ließ er es doch gut seyn, weil er sie für unschuldig an diesem Unfall hielt.

Unterdessen, daß Anthia beim Kuppler krank lag und geheilt wurde, kam Abrokomas aus Sicilien nach Mucerium

in Italien. Weil es ihm nun hier an Lebensunterhalt gebrach, und er nichts anzufangen wußte; so suchte er zwar anfangs nach Anthien, — denn für sie lebte er nur, und um ihretwillen schweifte er so umher — als er sie aber nicht fand, so gab er sich bei einigen Steinmetzen in Arbeit. Für ihn gewiß ein saures Gewerbe! denn sein Körper war nicht gewöhnt, sich harten Arbeiten zu unterziehen. Er bejammerte daher oft sein Schicksal. „Siehe, meine Anthia, seufzte er, welch ein mühseliges Geschäft dein Abrokomas verrichten muß! Zu Sclavendiensten habe ich mich verdungen! dennoch wollte ich mich über alles das trösten, wenn ich nur hoffen könnte, dich wieder zu finden, und den Rest meiner Tage mit dir zu verleben. Aber ach! vielleicht zerarbeite ich mich hier vergebens, und dich hat längst Sehnsucht und Kummer um deinen Abrokomas getödtet; denn das weiß ich, geliebtes Mädchen, daß du auch in der Todesstunde meiner noch nicht vergessen hast.“

So jammerte er und quälte sich bei seiner Arbeit. Anthia aber hatte mittlerweile zu Tarent einen Traum. Es däuchte ihr im Schlafe, sie läge in den Armen des schönen Abrokomas und genösse der ersten Früchte ihrer Zärtlichkeit wieder. Hierauf käme ein anderes schönes Frauenzimmer und zöge den Abrokomas hinweg von ihr. Als sie nun

hierüber aufschrie und ihn beim Namen rief, war der Traum weg. Aus diesem Gesicht hob sie sich wieder empor, und glaubte, es wäre Alles wahr, was sie geträumet hätte. „O weh mir, über alles Unglück! seufzte sie. Erdulde ich doch alles nur mögliche Drangsal! Ich Elende, versuche alle mögliche Künste, meine Tugend zu bewahren; und dich, Abrokomas, hat vielleicht schon eine andre Schönheit gewonnen! Denn was bedeutete dieser Traum anders? — Ach, warum lebe ich nun noch? Warum härme ich mich? O wie reizend ist es zu sterben, um dieses grausamen Lebens sich zu entledigen! Sich zu entledigen dieser schändlichen und gefahrvollen Knechtschaft! Wenn Abrokomas seine Schwüre gebrochen, so mögen die Götter seinen Meineid nicht rächen; denn er hat es vielleicht aus Zwang gethan. Für mich aber wird es dem unerachtet immer rühmlich seyn, mit meiner Tugend unterzugehen.“ So sprach sie, unter häufigen Thränengüssen, und sann auf Art und Weise sich umzubringen. Hippothous hatte es indeß zu Tauromanium anfangs sehr schlimm; denn es mangelte ihm an allem Nothwendigen. Nach der Zeit aber verliebte sich eine alte Matrone in ihn und der Mangel zwang ihn, sie zu heirathen. Die Alte starb bald darnach, und ließ ihm große Reichthümer nach. Nun besaß er ein prächtiges Gefolge



Welche unerwartete Erscheinung!" So sprach er bei
elbst, und trat hinzu, sie zu kaufen.
Als er bei ihr stand, fing er zu ihr an: "Bist du in
ten wohl bekannt, Mädchen? Fielest du nicht einmal
unter die Räuber? Ist dir sonst nichts Widerwärtiges
esem Lande begegnet? Sage mirs nur getrost! denn
be dich sehr gut daselbst gekannt." Als sie Egypten
n hörete und an den Anchialus, die Räuberbande und
rube zurück dachte, fing sie an zu schluchzen und zu
ern; darauf schlug sie ihre Augen gegen den Hippo-
auf, aber sie erkannte ihn im Geringsten nicht. "O
be grausames Ungemach in Egypten erfahren. Ja,
ling, wer du auch seyn magst, ich bin dort in den
n der Räuber gewesen. Aber sage mir, woher weißt
s Alles schon? Woher kennest du mich Unglückliche?
das Gerücht mag dir vielleicht meine Drangsale ver-
haben; dich aber kenne ich ganz und gar nicht."
dieser Antwort erkannte sie Hippothous völlig wieder,
hne ein Wort weiter zu sagen, kaufte er sie dem
er ab, nahm sie mit sich, und hieß sie gutes Muthes
Hierauf sagte er ihr, wer er wäre; erinnerte sie an
s, was in Egypten vorgefallen war; sodann erzählte
ihr seine Flucht und seinen Reichthum. Sie aber ge-

von Sclaven, Vorrath an Kleidern und köſtliches Hausgeräth im Überfluß. Einſt entſchloß er ſich zu einer Reiſe nach Italien, um ſchöne Sclaven und Sclavinnen, nebſt andern Sachen, wie ſie ein reicher Mann zu haben pflegt, ſich anzuſchaffen. Den Abrokomas hatte er noch nicht vergeſſen, ſondern wünſchte ihn immer noch wieder zu finden; denn es däuchte ihm das größte Glück, mit dieſem ſein ganzes Vermögen, ja ſein Leben zu theilen. Er ſegelte alſo von Sicilien ab, von wannen ihn ein Jüngling von guter Familie, den er wegen ſeiner Schönheit an ſeinem ganzen Vermögen Theil nehmen ließ, begleitete.

Der Kuppler, ſobald er glaubte, daß Anthia wieder hergeſtellt wäre, dachte auf ihren Verkauf und führte ſie auf den Marktplatz, wo er ſie den Käufern zur Schau ausſtellte. Nun fügte es ſich, daß eben Hippothous durch Antrent kam, welcher gerade etwas Schönes zu kaufen ſuchte. Er erkannte ſie den Augenblick, und ſann, ganz erſtaunt, hin und her über dieſe Erſcheinung. „Iſt dieß nicht daſſelbe Mädchen, das ich einmal in Egypten in die Grube werfen und Hunde mit ihr einſperren ließ, um die Ermordung des Anchialus zu rächen? Wie kommt ſie hieher? Wie iſt ſie erhalten worden? Wie mag ſie aus der Grube entflohen

seyn? Welche unerwartete Erscheinung!" So sprach er bei sich selbst, und trat hinzu, sie zu kaufen.

Als er bei ihr stand, fing er zu ihr an: "Bist du in Egypten wohl bekannt, Mädchen? Fielest du nicht einmal dort unter die Räuber? Ist dir sonst nichts Widerwärtiges in diesem Lande begegnet? Sage mirs nur getrost! denn ich habe dich sehr gut daselbst gekannt." Als sie Egypten nennen hörete und an den Anchialus, die Räuberbande und die Grube zurück dachte, fing sie an zu schluchzen und zu wimmern; darauf schlug sie ihre Augen gegen den Hippothous auf, aber sie erkannte ihn im Geringsten nicht. "O ich habe grausames Ungemach in Egypten erfahren. Ja, Fremdling, wer du auch seyn magst, ich bin dort in den Händen der Räuber gewesen. Aber sage mir, woher weißt du das Alles schon? Woher kennest du mich Unglückliche? Doch das Gerücht mag dir vielleicht meine Drangsale verkündet haben; dich aber kenne ich ganz und gar nicht." Aus dieser Antwort erkannte sie Hippothous völlig wieder, und ohne ein Wort weiter zu sagen, kaufte er sie dem Kuppler ab, nahm sie mit sich, und hieß sie gutes Muthes seyn. Hierauf sagte er ihr, wer er wäre; erinnerte sie an Vieles, was in Egypten vorgefallen war; sodann erzählte er ihr seine Flucht und seinen Reichthum. Sie aber ge-

von Sclaven, Vorrath an Kleidern und köstliches Hausgeräth im Überfluß. Einst entschloß er sich zu einer Reise nach Italien, um schöne Sclaven und Sclavinnen, nebst andern Sachen, wie sie ein reicher Mann zu haben pflegt, sich anzuschaffen. Den Abrokomas hatte er noch nicht vergessen, sondern wünschte ihn immer noch wieder zu finden; denn es däuchte ihm das größte Glück, mit diesem sein ganzes Vermögen, ja sein Leben zu theilen. Er segelte also von Sicilien ab, von wannen ihn ein Jüngling von guter Familie, den er wegen seiner Schönheit an seinem ganzen Vermögen Theil nehmen ließ, begleitete.

Der Kuppler, sobald er glaubte, daß Anthia wieder hergestellt wäre, dachte auf ihren Verkauf und führte sie auf den Marktplatz, wo er sie den Käufern zur Schau ausstellte. Nun fügte es sich, daß eben Hippothous durch Ephesus kam, welcher gerade etwas Schönes zu kaufen suchte. Er erkannte sie den Augenblick, und sann, ganz erstaunt, hin und her über diese Erscheinung. „Ist dieß nicht dasselbe Mädchen, das ich einmal in Egypten in die Grube werfen und Hunde mit ihr einsperren ließ, um die Ermordung des Anchialus zu rächen? Wie kommt sie hieher? Wie ist sie erhalten worden? Wie mag sie aus der Grube entflohen

seyn? Welche unerwartete Erscheinung!" So sprach er bei sich selbst, und trat hinzu, sie zu kaufen.

Als er bei ihr stand, fing er zu ihr an: "Bist du in Egypten wohl bekannt, Mädchen? Fielest du nicht einmal dort unter die Räuber? Ist dir sonst nichts Widerwärtiges in diesem Lande begegnet? Sage mirs nur getrost! denn ich habe dich sehr gut daselbst gekannt." Als sie Egypten nennen hörete und an den Anchialus, die Räuberbande und die Grube zurück dachte, fing sie an zu schluchzen und zu wimmern; darauf schlug sie ihre Augen gegen den Hippothous auf, aber sie erkannte ihn im Geringsten nicht. "O ich habe grausames Ungemach in Egypten erfahren. Ja, Fremdling, wer du auch seyn magst, ich bin dort in den Händen der Räuber gewesen. Aber sage mir, woher weißt du das Alles schon? Woher kennest du mich Unglückliche? Doch das Gerücht mag dir vielleicht meine Drangsale verkündet haben; dich aber kenne ich ganz und gar nicht." Aus dieser Antwort erkannte sie Hippothous völlig wieder, und ohne ein Wort weiter zu sagen, kaufte er sie dem Kuppler ab, nahm sie mit sich, und hieß sie gutes Muthes seyn. Hierauf sagte er ihr, wer er wäre; erinnerte sie an Vieles, was in Egypten vorgefallen war; sodann erzählte er ihr seine Flucht und seinen Reichthum. Sie aber ge-

von Sclaven, Vorrath an Kleidern und köſtliches Hausgeräth im Überfluß. Einſt entſchloß er ſich zu einer Reiſe nach Italien, um ſchöne Sclaven und Sclavinnen, nebſt andern Sachen, wie ſie ein reicher Mann zu haben pflegt, ſich anzuſchaffen. Den Abrokomas hatte er noch nicht vergeſſen, ſondern wünſchte ihn immer noch wieder zu finden, denn es däuchte ihm das größte Glück, mit dieſem ſein ganzes Vermögen, ja ſein Leben zu theilen. Er ſegelte alſo von Sicilien ab, von wannen ihn ein Jüngling von guter Familie, den er wegen ſeiner Schönheit an ſeinem ganzen Vermögen Theil nehmen ließ, begleitete.

Der Kuppler, ſobald er glaubte, daß Anthia wieder hergeſtellt wäre, dachte auf ihren Verkauf und führte ſie auf den Marktplatz, wo er ſie den Käufern zur Schau ausſtellte. Nun fügte es ſich, daß eben Hippothous durch Ephe-ſus kam, welcher gerade etwas Schönes zu kaufen ſuchte. Er erkannte ſie den Augenblick, und ſann, ganz erſtaunt, hin und her über dieſe Erſcheinung. „Iſt dieß nicht daſſelbe Mädchen, das ich einmal in Egypten in die Grube werfen und Hunde mit ihr einſperren ließ, um die Ermordung des Anchialus zu rächen? Wie kommt ſie hieher? Wie iſt ſie erhalten worden? Wie mag ſie aus der Grube entflohen

seyn? Welche unerwartete Erscheinung!" So sprach er bei sich selbst, und trat hinzu, sie zu kaufen.

Als er bei ihr stand, fing er zu ihr an: "Bist du in Egypten wohl bekannt, Mädchen? Fielest du nicht einmal dort unter die Räuber? Ist dir sonst nichts Widerwärtiges in diesem Lande begegnet? Sage mirs nur getrost! denn ich habe dich sehr gut daselbst gekannt." Als sie Egypten nennen hörete und an den Anchialus, die Räuberbande und die Grube zurück dachte, fing sie an zu schluchzen und zu wimmern; darauf schlug sie ihre Augen gegen den Hippothous auf, aber sie erkannte ihn im Geringsten nicht. "O ich habe grausames Ungemach in Egypten erfahren. Ja, Fremdling, wer du auch seyn magst, ich bin dort in den Händen der Räuber gewesen. Aber sage mir, woher weißt du das Alles schon? Woher kennest du mich Unglückliche? Doch das Gerücht mag dir vielleicht meine Drangsale verkündet haben; dich aber kenne ich ganz und gar nicht." Aus dieser Antwort erkannte sie Hippothous völlig wieder, und ohne ein Wort weiter zu sagen, kaufte er sie dem Kuppler ab, nahm sie mit sich, und hieß sie gutes Muthes seyn. Hierauf sagte er ihr, wer er wäre; erinnerte sie an Vieles, was in Egypten vorgefallen war; sodann erzählte er ihr seine Flucht und seinen Reichthum. Sie aber ge-

von Sclaven, Vorrath an Kleidern und köstliches Hausgeräth im Überfluß. Einst entschloß er sich zu einer Reise nach Italien, um schöne Sclaven und Sclavinnen, nebst andern Sachen, wie sie ein reicher Mann zu haben pflegt, sich anzuschaffen. Den Abrokomas hatte er noch nicht vergessen, sondern wünschte ihn immer noch wieder zu finden; denn es däuchte ihm das größte Glück, mit diesem sein ganzes Vermögen, ja sein Leben zu theilen. Er segelte also von Sicilien ab, von wannen ihn ein Jüngling von guter Familie, den er wegen seiner Schönheit an seinem ganzen Vermögen Theil nehmen ließ, begleitete.

Der Kuppler, sobald er glaubte, daß Anthia wieder hergestellt wäre, dachte auf ihren Verkauf und führte sie auf den Marktplatz, wo er sie den Käufern zur Schau ausstellte. Nun fügte es sich, daß eben Hippothous durch Ephesus kam, welcher gerade etwas Schönes zu kaufen suchte. Er erkannte sie den Augenblick, und sann, ganz erstaunt, hin und her über diese Erscheinung. „Ist dieß nicht dasselbe Mädchen, das ich einmal in Egypten in die Grube werfen und Hunde mit ihr einsperren ließ, um die Ermordung des Anchialus zu rächen? Wie kommt sie hieher? Wie ist sie erhalten worden? Wie mag sie aus der Grube entflohen

seyn? Welche unerwartete Erscheinung!" So sprach er bei sich selbst, und trat hinzu, sie zu kaufen.

Als er bei ihr stand, fing er zu ihr an: "Bist du in Egypten wohl bekannt, Mädchen? Fielest du nicht einmal dort unter die Räuber? Ist dir sonst nichts Widerwärtiges in diesem Lande begegnet? Sage mirs nur getrost! denn ich habe dich sehr gut daselbst gekannt." Als sie Egypten nennen hörete und an den Anchialus, die Räuberbande und die Grube zurück dachte, fing sie an zu schluchzen und zu wimmern; darauf schlug sie ihre Augen gegen den Hippothous auf, aber sie erkannte ihn im Geringsten nicht. "O ich habe grausames Ungemach in Egypten erfahren. Ja, Fremdling, wer du auch seyn magst, ich bin dort in den Händen der Räuber gewesen. Aber sage mir, woher weißt du das Alles schon? Woher kennest du mich Unglückliche? Doch das Gerücht mag dir vielleicht meine Drangsale verkündet haben; dich aber kenne ich ganz und gar nicht." Aus dieser Antwort erkannte sie Hippothous völlig wieder, und ohne ein Wort weiter zu sagen, kaufte er sie dem Kuppler ab, nahm sie mit sich, und hieß sie gutes Muthes seyn. Hierauf sagte er ihr, wer er wäre; erinnerte sie an Vieles, was in Egypten vorgefallen war; sodann erzählte er ihr seine Flucht und seinen Reichthum. Sie aber ge-

stand ihm, daß sie den unzüchtigen Anchialus ermordet hätte, und bat ihn deßhalb um Vergebung. Darauf erzählte sie ihm Alles mit der Grube, mit dem Amphinomus, die Sanftmuth der Hunde, und kurz, ihre ganze Erlösung. Den Hippothous rührte diese Erzählung; er fragte nun weiter nicht nach, wer sie wäre, vielmehr erwachten in ihm, durch den täglichen Umgang mit Anthien, Begierden nach ihren Umarmungen. Ob er ihr nun gleich große Dinge versprach, so lehnte sie doch anfangs den Antrag damit ab, daß sie der Umarmungen ihres Herrn unwürdig wäre. Als ihr aber Hippothous immer weiter anlag, und sie keine Ausflucht mehr wußte, hielt sie es für besser, ihm das ganze Geheimniß zu entdecken, als dem Abrokomas ihr Gelübde zu brechen. Sie erzählte ihm darauf alles vom Abrokomas, von Ephesus, von ihrer Liebe, ihren Schwüren, ihren Unglücksfällen, auch von der Räuberbande, und weinte dabei bitterlich um ihren Geliebten. Als Hippothous erfuhr, daß sie Anthia und die Gemahlin seines über Alles geliebten Freundes wäre, umarmte er sie und hieß sie getrost seyn, erzählte ihr darauf seine Freundschaft mit dem Abrokomas, behielt sie bei sich im Hause und trug für sie aus Achtung gegen den Abrokomas, dem er allenthalben nachforschen ließ, alle mögliche Sorgfalt.

Inzwischen trieb Abrokomas zu Mucerium zwar anfangs sein saures Geschäft; als ihm aber endlich die Arbeit gar zu hart fiel, beschloß er nach Ephesus zurück zu gehen. Zu dem Ende begab er sich zur Nachtzeit an das Meer, wo er ein Schiff antraf, das eben auslaufen wollte, auf welchem er sich ein- und wieder nach Sicilien schiffte, um von dort aus über Kreta, Cypern und Rhodus nach Ephesus zu reisen, und vielleicht auf diesem Umwege noch etwas von Anthien auszukundschaften. Mit geringem Vorrath versehen, kam er also in Sicilien an, und fand dort seinen ersten Wirth, den Ägialeus, bereits gestorben. Nachdem er seinem Schatten das Todtenopfer gebracht und auf seinem Grabe bitterlich geweinet hatte, schiffte er sich wieder ein, segelte Kreta vorbei und kam nach Cypern. Hier hielt er sich nur wenig Tage auf und verrichtete zu der Schutzgöttin dieser Insul sein Gebet. Von da lichtete er und kam nach Rhodus, wo er in einer Herberge nicht weit vom Hafen einkehrte. Als er nun so nahe bei Ephesus war, wachte in ihm das Andenken an alles sein Ungemach, an sein Vaterland, an seine Eltern, an Anthien und an seine Gefährten von neuem und noch stärker auf. „O weh über mein Unglück! rief er endlich aus; soll ich nun allein nach Ephesus zurückkehren und ohne Anthien unter die

Augen meiner Eltern treten? Soll ich umsonst eine so lange Reise unternommen haben? werde ich nicht unglaubliche Dinge zu Haus erzählen, wenn ich keinen Zeugen meiner ausgestandenen Leiden mit mir bringe? O dulde, Abrokomas! bleib so lange weg von Ephesus, bis du Anthiens Grab gefunden, ihre Asche beweint und das letzte Opfer der Zärtlichkeit ihr dargebracht haben wirst; und alsdann folge deine Seele der ihrigen nach!" So sprach er und durchschweifte ängstlich die Stadt, voll Sehnsucht nach Anthien und nach Unterhalte.

Indessen hatten Leukon und Rhode, welche sich zu Rhodus aufhielten, ein Geschenk im Tempel der Sonne neben der goldnen Rüstung, die vor diesem Anthia und Abrokomas geweihet, aufgestellt, und eine Inschrift mit güldnen Buchstaben, die das Gelübde für Anthien und den Abrokomas enthielt, dazu gesetzet; darunter aber waren ihre völligen Namen: Leukon und Rhode, ausgedruckt. Diese Inschrift fiel dem Abrokomas in die Augen, als er in den Tempel zu beten kam. Als er nun las und die Gutherzigkeit seiner Bedienten darin erkannte, so setzte er sich daneben und hub an bitterlich zu weinen. „O ich über alles Unglückseliger! rief er aus. Nun ist das Ende meines Lebens da! das ist die Schrift unsrer Gespielen!

das ist das Gelübde, das sie um unser beider willen thaten! Ach! was soll aus mir allein werden? Wo soll ich diese geliebten, guten Seelen finden?" So sagte er und weinte. Indem aber standen Leukon und Rhode neben ihm. Denn sie pflegten hieselbst gewöhnlich ihr Gebet zur Gottheit zu verrichten. Als sie nun den Abrokomas neben der Inschrift sitzen und die Rüstung betrachten sahen, und ihn nicht kannten; so verwunderten sie sich, wie Jemand bei fremden Weihstücken so lange sich aufhalten könnte. Daher redete ihn Leukon an: „Jüngling, was sitzest du bei Weihstücken, die dich nichts angehen, und weinest und wimmerst so? Warum bekümmerst du dich? Gehen dich die Namen in dieser Inschrift was an? Freilich gehen sie mich an, antwortete ihm Abrokomas; dieses Gelübde haben Leukon und Rhode gethan; und ich Armer brenne für Verlangen dieselbe nebst Anthien wieder zu sehen." Leukon und Rhode standen in stummen Erstaunen da, als sie dieß hörten, und da sie ihn darauf näher betrachteten, erkannten sie ihn an seinem Wesen, an seiner Stimme und an der Art, mit der er sich an Anthien erinnerte. Sogleich fielen sie auch zu seinen Füßen, gaben sich zu erkennen, und erzählten ihm all ihre Begebenheiten; nämlich die Reise von Tyrus nach Syrien, den Zorn der Manto, ihre Verkaufung nach Lycien,

den Tod ihrer Herrschaft, ihre Reichthümer und die Rückreise nach Rhodus. Darauf nahmen sie den Abrokomas mit sich in ihre Wohnung, übergaben ihm ihr ganzes Vermögen, bedienten ihn mit aller Sorgfalt und hießen ihn guten Muths seyn. Aber bei ihm ging nichts über Anthien, daher war seiner Thränen noch kein Ende.

Indessen daß nun Abrokomas sich bei seinen alten Gespielen zu Rhodus aufhielt und berathschlagte, was er anfangen wollte, beschloß Hippothous Anthien aus Italien hinweg und nach Ephesus zu führen, um sie ihren Eltern wieder zu bringen und Nachricht vom Abrokomas einzuziehen. Daher ließ er alles das Seinige auf ein großes Ephesisches Schiff laden, segelte mit Anthien ab und landete nach einer kurzen und angenehmen Fahrt des Nachts zu Rhodus an. Hieselbst kehrte er bei einer alten Matrone, mit Namen Anthäa, nicht weit vom Ufer ein, und nahm Anthien mit sich zu seiner Wirthin. Diese Nacht ruhten sie aus, und den folgenden Tag wollten sie weiter schiffen. Es traf sich aber, daß dieser ein Festtag war, welchen die Rhodier der Sonne zu Ehren mit öffentlicher Pracht begingen. Alle Bürger versammelten sich zu dieser Feier, und es geschah ein feierlicher Aufzug in den Tempel, woselbst geopfert wurde. Leukon und Rhode waren auch unter der Menge;

nicht sowohl um Antheil an dem Feste zu nehmen, als etwas von Anthien auszuforschen. Indem trat Hippothous mit Anthien in den Tempel. Sie warf ihren Blick auf ihre Weihstücke und dachte an die verflossnen Zeiten zurück. „O du, hub sie nun an, die du auf alle Sterblichen und ihre Handlungen herablächelst, o Sonne, warum übersiehest du mich Arme denn allein? Ach! wie glücklich war ich, als ich ehemals mit meinem Abrokomas hier betete und dir Opfer darbrachte! Jedermann pries mich glückselig; nun aber bin ich aus einer Freien eine Sclavin, und aus einer Glücklichen eine Elende, eine Gefangene geworden. Nun muß ich allein nach Ephesus zurückkehren und vor den Meinigen ohne den Abrokomas erscheinen.“ So sprach sie und zerfloß dabei in Thränen. Darauf bat sie den Hippothous, daß er ihr erlauben möchte, eine Locke von ihrem Haupte zu nehmen und sie der Sonne für das Wohl ihres Geliebten zu weihen. Als nun Hippothous ihr solches vergönnte, so schnitt sie von ihren Haaren, so viel sie konnte, ab, ersah die Gelegenheit, als Niemand mehr zugegen war, und hing es mit dieser Inschrift auf: Anthia weihet für ihren geliebten Abrokomas der Gottheit diese Locke. Als dieses geschehen, betete sie und ging mit dem Hippothous von dannen.

Leuken und Rhode, die unterdessen dem Zuge nachgefolget waren, traten jetzt wieder in den Tempel, und als sie die Geschenke ansahen, erkannten sie stracks das Haar ihrer Gebieterin. Sie fingen sogleich an zu weinen und küßten die Locke nicht anders, als ob es Anthia selber gewesen wäre. Darauf gingen sie fort, sie unter den Rhodiern, die ihre Namen noch von dem vorigen Besuche her wußten, auszufragen. Als sie aber diesen Tag nichts erfahren konnten, kehrten sie nach Hause zurück und verkündigten dem Abrokomas, was sich im Tempel zugetragen. Er konnte dieses unerwartete Glück kaum glauben; inzwischen lebte doch die Hoffnung, Anthien wiederzufinden, von neuem in seiner Seele auf. Am folgenden Tage ging Anthia wiederum mit dem Hippothous in den Tempel, weil ihre Abreise diesen Tag noch nicht vor sich gehen konnte. Sie setzte sich neben die Weihstücke und weinte und ächzte. Indem aber traten Leuken und Rhode in den Tempel. Den Abrokomas hatten sie ganz außer sich über die gestrige Begebenheit zu Hause gelassen. Im Hereintreten erblickten sie Anthien; ihr Angesicht war ihnen zwar fremd; aber sie erriethen gleich an den Äußerungen ihrer Zärtlichkeit, an den Thränen, an den aufgestellten Geschenken, an der Inschrift und an ihrem ganzen Wesen, daß es Anthia seyn müßte. Verstummt und außer

sich warfen sich beide zu ihren Füßen; und als sich Anthia hierüber verwunderte und nicht wußte, wer sie wären, noch was sie wollten, (denn daß es Leukon und Rhode wären, kam ihr nicht in den Sinn,) so kamen sie endlich wieder zu sich selbst von ihrem Entzücken. „O Gebieterin! riefen sie nun, o Anthia, wir sind deine Hausgenossen, Leukon und Rhode, deine Reisegefährten, welche die Räuber mit dir gemeinschaftlich entführten. Ach! welches Schicksal führt dich denn hieher? Sey getrost, Gebieterin, deinem Abrokomas geht es noch wohl. Er ist hier und höret nicht auf, um dich zu weinen." Dieser Name durchfuhr Anthiens Seele so heftig, daß sie sich kaum aufrecht erhalten konnte. Sie erkannte nun die alten Gefährten, und stürzte in ihre Umarmung, worauf sie von ihnen die genaueste Nachricht von ihrem Abrokomas erhielt.

Alle Rhodier flogen herbei, als sie vernahmen, daß Anthia sich wieder gefunden hätte. Abrokomas aber lief mit großem Geschrei wie ein Wahnsinniger mitten durch die Straßen der Stadt, und begegnete Anthien bei dem Tempel der Isis, wo eine Menge von Rhodiern seine Geliebte umrungen hatte. Sie erkannten sich gleich beim ersten Anblick; denn jeglichem machte es sein eigen Herz kund. Darauf umschlungen sie einander und sanken zu Boden in der Umar-

mung. Ein Sturm von Leidenschaften, Wollust, Schmerz, Furcht, Andenken an das Vergangene und Grauen vor der Zukunft, erhoben sich in ihren Seelen. Aus dem Munde der Menge erscholl ein lautes Freudengeschrei: Groß ist die Göttin Isis! Das ist der schöne Abrokomas und die holde Anthia, die wir ehmals bei uns sahen! Als sich beide wieder erholt, standen sie auf und gingen in den Tempel der Isis. „Dir, riefen sie aus, dir, erhabne Isis, gebühret der Dank für unsre Erhaltung! Durch dich, verehrungswürdige Göttin, haben wir uns wieder bekommen!“ Mit diesem Ausruf warfen sie sich vor dem Heiligthum und dem Altare der Göttin nieder. Darauf begaben sie sich zurück in Leukons Wohnung, die auch Hippothous bezog und bereiteten sich zu der Abreise nach Ephesus.

Nach dem Opfer und der Mahlzeit dieses Tages, ging es an ein langes Erzählen. Jeder sagte, was er seit dieser langen Trennung gethan und gelitten. Sie erhoben sich nicht eher vom Mahl, und des Erzählens war eher kein Ende, als bis die Nacht hereinbrach, da sich denn jeder zur Ruhe begab, wo ihn die Umstände hin führten. Leukon fand bei Rhoden, Hippothous beim schönen Klisthenes, der mit ihm aus Sicilien nach Italien gezogen war, und Abrokomas bei Anthien seine Stelle. Als nun Alles eingeschlafen war und

eine tiefe Stille herrschte, so umschlang Anthia ihren Abrokomas, und weinte. „Hab ich, sagte sie, hab ich endlich dich wieder, mein Geliebter, nach so langem Herumirren durch Länder und Meere! Nachdem ich den Drohungen und Versuchungen der Räuber zu Wasser und Lande, nachdem ich der Schmach des Kupplers, nachdem ich den Banden und der Grube, ja selbst der Macht des Gistes und dem Grabe entronnen bin? — O du Geliebter meiner Seele, ich bin jetzt noch eben diejenige, die ich bei unsrer Trennung in Tyrus war. Niemand hat mich zu einem Vergehen vermocht; weder Möris in Syrien, noch Perilaus in Cilicien; weder Psammis, noch Polyidus in Egypten; weder Anchialus in Äthiopien, noch mein Herr zu Tarent; und ich habe alle Künste angewandt, um dir meine Keuschheit zu bewahren. Bist du mir auch eben so getreu geblieben, mein Abrokomas? oder hat mich eine andre Schönheit aus deinem Herzen verdränget? Hat dich Niemand gezwungen, deiner Schwüre und meiner Liebe zu vergessen?“ — So sprach sie, und küßte ihn bei jedem Worte. „Ach! ich schwöre es dir, antwortete nun Abrokomas, bei dieser seligen und für uns so spät erschienenen Stunde, daß mir weder ein Mädchen schöner geschienen, noch irgend ein Weib besser, denn du, gefallen hat. Du empfängst jetzt deinen

Abrokomas so rein, so unschuldig wieder, als du ihn in den Ketten zu Tyrus verlassen." So betheuerten sie die ganze Nacht sich die bewahrte Treue, und glaubten einander sehr leicht, weil sie es so wünschten.

Sobald der folgende Tag anbrach, luden sie ihre Sachen auf ein Schiff, und segelten unter Begleitung aller Rhodier von dannen. Hippothous folgte ihnen nebst alle dem Seinigen und seinem Klisthenes nach; und in wenigen Tagen langten sie zu Ephesus an. Die ganze Stadt hatte bereits Nachricht von ihrer Erhaltung. Nachdem sie ausgestiegen, begaben sie sich sogleich wie sie waren in den Tempel der Diane, beteten, opferten und weihten der Göttin Geschenke. Die Inschrift enthielt Alles, was sie gethan und erlitten. Hierauf begaben sie sich in die Stadt, und errichteten bald ihren Eltern, die Alter und Gram getödtet hatten, prächtige Grabmäler. Ihr übriges Leben verfloß ihnen nun beisammen, wie ein einziger Festtag. Leukon und Rhode, ihre Gespielen, hatten ihr ganzes Vermögen mit ihnen gemein. Hippothous beschloß hinfort nun auch zu Ephesus zu leben. Dem Hyperanthes erbaute er zu Lesbos ein herrliches Grabmal. Den Klisthenes nahm er an Kindes Statt auf, und so verflossen ihm zu Ephesus beim Abrokomas und bei Anthien seine Tage.

II.

Ueber

Poesie und Kunst.

1.

Ueber die Wirkung des Schleiers in Werken der darstellenden Kunst.

(Ein Bruchstück.)

Der ältere Plinius erzählt, dem Griechischen Maler Timanthes sey das Genie ganz vorzüglich hold und gewärtig gewesen. Denn als er die von den Rednern — vermuthlich Kunstschwätzern — so sehr gerühmte Opferung der Iphigenia gemalt, und an allen Umstehenden, besonders an dem Oheim, die ganze Charakteristik des Kummers bereits erschöpft gehabt hätte, so habe er das Angesicht des Vaters verschleiert, weil er dessen Schmerz nicht mehr kräftig genug habe ausdrücken können *).

---

*) Nat. Hist. L. XXXV, c. 10. Timanthi vel plurimum affuit ingenii. Eius enim est Iphigenia, oratorum laudibus celebrata; qua stante ad aras peritura, cum moestos pinxisset omnes, praecipue patruum, cum tristitiae omnem imaginem consumsisset, patris ipsius vultum velavit, quem digne non poterat ostendere.

Es ist allerdings sehr möglich, daß der gute Timanthes weiter nichts, als das, mit diesem so berühmten Schleier habe sagen wollen. Eben so möglich ist es aber auch, daß es dem guten Plinius und allen Schwätzern, denen er etwa nachschrieb, eben so gegangen sey, als es den Schwätzern noch alle Tage geht, wenn sie dem Künstler Absichten anräsonniren, an die er vielleicht nicht im Traume gedacht hat. Ich darf mich hierbei auf die Erfahrungen aller Dichter und Künstler an den Commentarien ihrer Werke berufen, die sie mehr, als Ein Mal, bei lebendigem Leibe still lächelnd haben lesen müssen. Dieß ist nun an sich nichts weniger, als ein Wunder. Denn welches Forschers Geist kann sich immer so tief und innig in den Geist des Künstlers versenken, um etwas mit Sicherheit auszumachen, welches dieser oft selbst nicht recht weiß; nämlich, was für Bestimmungsgründe jeglichen seiner Schritte zum Ziele geleitet haben?

Hätten jedoch Plinius und seine Leute Recht, so dächte mir, daß bloß um eines Einfalls willen, womit der Künstler sich aus einer selbstgemachten Verlegenheit helfen mußte, von seinem Genie kein solches Aufheben hätte gemacht werden sollen. Jene Verschleierung wäre alsdann noch nicht so viel werth gewesen, als ein Bonmot, womit noch alle

Tage ein munterer Kopf einen Verstoß in Worten oder Handlungen augenblicklich wieder gut macht. Sie wäre ein Kunststückchen gewesen, das auch leicht ein langsamer Alltagskopf hätte erfinden können; ein armseliges Kunststückchen, welches nunmehr, nachdem es nur ein einziges Mal vorgemacht worden, von jedem noch so armseligen Stümper auf den allerersten Versuch herzlich leicht nachgemacht werden könnte.

Niemals aber ist das wahre Genie in den Stunden seiner Kraft ein solcher armer Stümper. Es hat des Stoffes eher zu viel, als zu wenig, und ist weit minder um den Vorrath, als um den schicklichen Gebrauch desselben verlegen. Wenn ich daher dem Maler Timanthes wahres Genie, wenn ich ihm diejenige Fülle der Begeisterung zutrauen soll, in welcher gleichsam ein überirdischer Strahl von oben die ganze wirkliche und idealische Natur umher aufdeckt und erleuchtet, so muß ich ihm auch so viel Vorrath an mannigfaltigen Kummerzügen zutrauen, um ein jedes, selbst das Angesicht des leidenden Vaters in vollkommener Natur und Wahrheit darstellen zu können. Hätte er aber, was sich doch ohne Unbesonnenheit kaum behaupten läßt, den ganzen möglichen Vorrath bereits an Nebenpersonen verschwendet, so hätte sich Timanthes unstreitig be-

trächtlicher Fehler schuldig gemacht. Er hätte mit seinem Stoffe übel Haus gehalten, und besonders die poetische Wahrheit dadurch nicht wenig verletzt, daß er den Nebenpersonen Züge aufgeladen, die bloß der Hauptperson gebührt hätten.

So wäre denn ja Timanthes wohl gar über etwas zu tadeln, weßwegen ihn die Kunst-Magister seit Jahrtausenden gelobpriesen haben? Freilich, wenn die Magister die Ursache seines Verfahrens richtig erklären. Allein kommt diese Entdeckung nicht fast ein wenig zu spät? Ist sie nicht schon um deßwillen verdächtig? Und wird sie nicht durch die allgemeine Bewunderung vernichtet, die diese Verschleierung hervor brachte? Sie muß also doch wohl das Ihrige gewirkt haben. — Ei, wer läugnet denn dieses? Auch ich finde sie, so gut, als alle Magister der vergangenen und gegenwärtigen Zeit, höchst zweckmäßig, höchst vortrefflich. Aber nicht um jenes Grundes, sondern um ihrer Wirkung willen, die immer eben dieselbe bleibt, der Künstler mag nun aus dieser, oder einer andern Absicht, mit oder ohne Bewußtseyn, also zu Werke gegangen seyn.

Es pflegt nicht selten zu geschehen, daß die kunstrichternde Vernunft und das Genie auf einerlei Ziel, wiewohl aus sehr verschiedenen Absichten, lossteuern. Die gute

Matrone bildet sich dann ein, sie führe das Ruder, und das Genie folge lediglich ihrer Leitung. Im Grunde aber ist dieses bloß seinem eigenen Willen gehorsam. Wenn Beide hernach am Ziele sind, so beschäftigt sie allzu sehr das Vergnügen glücklicher Erreichung, als daß sie sich da noch über ihre zweierlei Beweggründe entzweien sollten.

Könnte dieß nicht gerade hier auch der Fall seyn? Allerdings! Das Genie des Timanthes könnte nach ganz anderu, entweder klar und deutlich gedachten, oder dunkel empfundenen Absichten also gehandelt haben. Aber wie kommen wir darüber zur Gewißheit? Alle Versuche dürften vielleicht vergeblich seyn, wenn wir sie dem Timanthes nicht selbst abfragen könnten. Nun ist aber Timanthes längst todt; war auch vermuthlich längst todt, als die Kunstrichter des Alterthums über sein Werk räsonnirten. — Das Beste hierbei ist, daß es eben nicht groß darauf ankommt, welche Hypothese sich in facto bestätige. Uns kann genug seyn, zu wissen, daß Timanthes ein Kunstwerk aufstellte, und gewisse Theile desselben in einen Schleier verhüllte, welcher seine gute Wirkung that. Was liegt uns daran, sein besonderes Warum zu wissen? Wir können dessen ungeachtet noch allerlei Fragen bei der Betrachtung des Werkes selbst thun. Und wenn wir die rechte

Antwort darauf finden, so könnte vielleicht unsere Speculation für andere Künstler, die sich des Schleiers bedienen wollten, nicht ganz ohne Nutzen seyn. Wenn wir fragen: Was wirkt ein solcher Schleier? Warum wirkt er also? In welchen Fällen und in welcher Maße kann oder soll sich ein mit weiser Besonnenheit verfahrender Meister so wohl der bildenden, als redenden Kunst desselben bedienen? — so können wir das besondere Beispiel des Timanthes, das uns bloß zur schicklichen Einleitung in unsere Materie diente, beinahe ganz verlassen, und uns zu einer weit fruchtbarern Allgemeinheit erheben.

Ehe wir uns aber näher einlassen, muß noch dieß vorwortet werden, daß hier gar nicht die Rede seyn soll von der Verschleierung solcher Dinge,

quae tractata nitescere non possunt,

noch viel weniger solcher, welche nicht nur nichts Angenehmes, sondern sogar etwas Unangenehmes wirken. Denn was hierin Rechtens sey, das ist eben so schwer nicht auszumachen, und ist durch Regeln unter mancherlei Einschränkungen, wie z. B. diese:

Non tamen intus
Digna geri promes in scenam, ...

Nec pueros coram populo Medea trucidet,
Aut humana palam coquat exta nefarius Atreus etc.

längſt ausgemacht, obgleich nicht immer befolgt worden. Die Rede iſt hier vielmehr davon: Die Kunſt wirft bisweilen aus ſehr weiſen Urſachen über gewiſſe Theile ihres Werkes, welche in der Darſtellung nicht nur kein Mißvergnügen, ſondern ſogar Vergnügen erwecken würden, einen Schleier, und erreicht dadurch Wirkungen, die der Urſache entſprechen. Noch mehr! Die Kunſt ſoll und muß das bisweilen thun, wenn ſie nicht ſchlechterdings die einzige rechte Wirkung ganz verfehlen will. Es iſt nicht Unvermögen des Genies oder der Kunſt, dieſe Theile in natürlicher oder idealiſcher Wahrheit, ja ſogar Schönheit, auszubilden und darzuſtellen. Das würden in der That Genie und Kunſt nicht ſelten können. Aber ſie wollen es nicht; ſie dürfen es nicht wollen. Und warum nicht? Darum nicht, weil auch das Vollkommenſte, was hierin objective ſelbſt ein Gott zu leiſten vermöchte, dennoch ſubjective nicht die Wirkung des Schleiers erreichen würde.

Um hierüber etwas Gründliches und Lehrreiches auszumachen, werden wir etwas weit ausholen, werden wir uns in die Tiefen der Seelennatur ſenken, und verſuchen müſſen, ob wir aus ſo manchen ziemlich dunkeln Gängen die-

ſes Schachtes etwas zu Tage fördern können. Sollte dieſes auch nichts Gediegenes ſeyn, nun, ſo iſt es doch auch vielleicht nicht ganz taube Stufe, und was wir nicht ſcheiden konnten, das ſcheidet vielleicht ein Anderer. Auch veranlaſſen wir vielleicht geübtere Bergleute, uns mit beſſerm Glücke nachzufahren. —

2.

Aus Daniel Wunderlich's Buche *)

Vorrede.

Ich verſtehe mich nicht darauf, aus Nichts Etwas, oder aus Etwas Viel zu machen. Ich verſtehe mich nicht darauf, mit einem Goldkörnchen Roß und Reiter zu übergulden, und daher glänzen zu laſſen, als wäre Alles eitel gediegenes Gold. Dennoch möchte ich das Körnchen, ſo bisweilen,

---

*) Die Vorrede und der 1. und 2. Abſchnitt ſind aus dem Deutſchen Muſeum, 1776, I. Band, S. 440, der 3. Abſchnitt aus der Handſchrift abgedruckt.

durch Ungefähr, oder Suchen, mir in die Hand fiele, nicht gern wieder wegwerfen.

Dieß ist verdolmetscht in Prose: Ich verstehe nicht die Kunst derjenigen drei tausend Deutschen Büchermacher, welche in drei Jahren vier tausend sieben hundert und neun Bücher verfertigen konnten *); nicht die Macherkunst, aus Nichts ein dickes Etwas von vielen Alphabeten, oder von einer kurz an den Mann zu bringenden Wahrheit lange, schimmernde Abhandlungen herauszuspinnen. Und doch ist mir, als wüßte ich manches Ding, das nicht Jedermann weiß; ist mir, als fühlte ich Elasticität des Geistes, Muth und Kraft genug, ein Ding zu packen, zu halten, zu schleudern und in die Luft empor zu reißen; ist mir, als umgäbe mich ein Licht, das die Dinge, nahe und fern, mehr, als andere, mir aufhellt; ist mir, als ob ich wohl fähig sey, Manches, indem ich meinen Lebensgang so dahin schleudere, zu erfahren, zu denken, und zu empfinden, das nicht unwerth der Mühe wäre, auch von Andern erfahren, nachgedacht und nachempfunden zu werden.

Wirf nichts mehr weg, sprach ich einst zu mir selbst, wie du vorhin gethan hast! Nichts ist so schlecht, es ist wo-

*) S. Gatterer's Historisches Journal. Th. 1. S. 266

zu gut. Heben doch wohl viele der drei tausend Büchermacher Papierschnitzel sorgfältig auf. — Ich ging hin, und ließ mir ein Buch von weißem Papier zusammen heften, und schrieb auf, was ich erfuhr, dachte, und empfand. Dieß mein Aufgeschriebenes kann ich um so füglicher mein Buch nennen, als ich nie sonst ein Buch geschrieben habe, noch eins schreiben werde. Den Titel gebar also nicht der Original-Kitzel, sondern die Nothdurft. Mir selbst dünkt nichts abgeschmackter, als mit unerhörten Titeln frappiren zu wollen, wiewohl dieß oft der armselige Behelf mittelmäßiger Büchermacher ist.

Ich schrieb ohne alle anderen Bücher, aus eigenem Kopfe und Herzen. Dennoch gebe ich mich eben so wenig für einen absoluten Selbstdenker, als meine Gedanken für neu und eigen aus. Manches mag ich vorhin gelesen, Manches mag ich von gescheidten Leuten gehört, Manches auch selbst geschaffen haben. Aber auch nicht Alles, was man selbst erschafft, ist eigen und neu. Hundert Köpfe können, ohne alle fremde Zuthat, oft einerlei Ding ersinnen.

Sehr unbesonnen wird oft der Mangel an Neuheit und Originalität gerügt. Gerade, als ob Alles, was geschrieben wird, neu und unerhört seyn müßte. Was ist ganz neu unter der Sonne? — Nicht Alle lesen alle Bücher.

Wenn daher Jener dem ersten Tausend von Lesern geschrieben hat, warum sollte Dieser nicht das Nämliche dem zweiten Tausend schreiben dürfen? —

Wahrheit! Unerforschliche, ewige Gottheit! Nach dir gehen meine Blicke aus. Noch nie hat dich ein sterbliches Auge ganz erblickt; nimmer werden dich aller Sterblichen Augen zusammen in deiner vollen schönen Gestalt schauen. Der scharfsichtigste Weise entdeckt an dir nur kleine einzelne Theile. Thun sie sich zusammen, und sagt einer dem andern: „Das sah ich! — Und ich das!“ — so ist es vielleicht am Ende der Welt möglicher, als jetzt, das erhabenste schwerste Abbild der Ähnlichkeit einiger Maßen näher zu bringen.

I. Von Eintheilung des Schauspiels.

Trauerspiel, — Freudenspiel, — rührendes, weinerliches Lustspiel, — Possenspiel, — heroisches, bürgerliches, bäuerisches, schäferliches, — und der Himmel weiß! was noch sonst für Spiele die Theoreienmacher uns herrechnen! Und doch thun sie der Sache noch lange nicht genug, wenn sie Alles, was sich nach ihrer Weise theilen läßt, bis an's Ende forttheilen wollen. Daß sie doch alle der Batteux holte! Und ihren Verstand weit droben im Arioſtischen Monde in tausend Fläschchen vertheilte, und jedes dicht und

fest zupfropfte! Schauspiel ist — Schauspiel, und damit gut! Jene Theilung gemahnet mich nicht anders, als wenn man die liebe Mutter Natur in die lachende und weinende, tragikomische und komischtragische tabelliren wollte, da sie doch das Alles in Einer, und Eine in dem Allen ist. Wisset Ihr nicht, daß sie Freude und Leid, Krieg und Frieden, Ruhe und Aufruhr, Haß und Liebe, Versöhnung und Rache, Tod und Leben in Einem Neste brütet? Warum zimmern also wohl die kindischen Kinder der Kunst so viel hundert Kästchen und Fächerchen, alles das aus einander zu sondern? Wie mögen sie ihr wohl vorschreiben, wie sie das all? ob sie es einzeln, oder paarweise? oder die ganze Hecke auf Ein Mal ausfliegen lassen soll? Was Mutter Natur thut, das ist recht; was sie paart, das ist wohl gepaart. Daß euch die Hand nicht aus dem Grabe wachse, weil Ihr euch an der Mutter vergreift! Wisset Ihr nicht, was Sokrates sagte, daß Schmerz und Wollust an ihren Enden zusammen geknotet wären?

Da meinen sie nun, verbieten zu können, daß das Komische etwas Tragisches, und das Tragische etwas Komisches begleite, und bedenken nicht, wie sehr einem mit dem andern oft aufgeholfen werden könne. Hat nun erst einmal ein Junker solch Sprüchlein auswendig gelernt, so

spricht er darnach frisch vom Munde weg, ohne das Gefühl der Natur zu Rathe zu ziehen. Freilich hat dieß auch die leidige Theorei ersäuft. Also meinst du aber doch, Menschchen, daß dich die volle Lache, in einem und eben demselben Nu, nicht manchmal eben so durchschauern könne, als der grimmigste Blick des Wütherichs? Ei, Lieber! wie, wenn der Teufel zu dir träte, und dich bei voller Lache zum höllischen Tanz aufforderte? Dann würdest du ja wohl zum Teufel sagen: Dein Anstand ist komisch, und schickt sich nicht für diese tragische Situation! Oder würdest du verlegen seyn, wie du diesen Act nennen solltest? Nenne ihn doch Tragikomödie! —

Darum kenne ich nur Ein Spiel; und das heißt Schauspiel. Das sey, wie es wolle! Nur gefalle es den Kindern der Natur.

II. Herzensausguß über Volks-Poesie.

Warum haben Apoll und seine Musen bloß auf dem Gipfel des Pindus ihr Wesen? Warum entzückt ihr Gesang bloß die Ohren der Götter, oder der Wenigen, welche Athem und Kraft genug hatten, die steilen Zinnen des Olymp zu erklettern? Sollten sie nicht herunter kommen und auf Erden wandeln, wie Apoll vor Zeiten unter den Hirten Arka-

diens that? Sollten ſie nicht ihre Strahlengewänder, bei deren Anblick ſo oft das irdiſche Auge erblindet, droben laſſen, und die Natur der Menſchen anziehen? Unter den Menſchenkindern, ſo wohl in Palläſten, als Hütten, ein- und ausgehen, und gleich verſtändlich, gleich unterhaltend für das Menſchengeſchlecht im Ganzen dichten? Das ſollten ſie freilich! Aber wie wenig noch haben es die Deutſchen Muſen gethan!

Unſere Nation hat den leidigen Ruhm, — nicht gerade die weiſe, — ſondern die gelahrte zu heißen. Der Ruhm möchte ganz ſchätzbar ſeyn, wenn es nur nicht gar zu viel Quisquilien-Gelahrtheit wäre. Dieſer Quisquilien-Gelahrtheit haben wir es guten Theils zu verdanken, daß bei uns die Poeſie des allgemeinen Eingangs in Ohren und Herzen ſich nicht rühmen kann, den ſie bei mancher andern Nation ſchon fand, weil wir ſo hoch und tief gelahrt ſind, daß wir ſchier aller Völker Sprachen reden können, ihre Handlungen, Sitten und Gebräuche, all ihre Weisheit und Thorheit auswendig wiſſen, in ihren Feldern und Wäldern, Städten und Dörfern, Tempeln und Palläſten, Häuſern und Ställen, in ihren Küchen, Kellern, Boden und Zimmern, in Garderoben, Kiſten und Kaſten, und der Himmel weiß, wo alle noch ſonſt? bekannt und bewandert ſind. Es

sind wir auch in unserm Dichten und Trachten, Reden und Thun so fremd und ausländisch, daß der Ungelehrte unserer Landsleute selten klug aus uns werden kann. Das Schlimmste ist, daß wir das Alles lernen, bloß, um es zu wissen und dadurch zünftig zu seyn. Es bleibt meistens todtes Capital. Und wie kann auch Münze cursiren, die oft gar keinen innerlichen Werth hat, und deren Gepräge längst aus der Mode gekommen ist?

Dieß möchte meinetwegen überall so seinen alten Gang hingehen, nur nicht in der Poeterei. Die Deutsche Muse sollte billig nicht auf gelehrte Reisen gehen, sondern ihren Natur-Katechismus zu Hause auswendig lernen. Wo steht aber im Deutschen Natur-Katechismus geschrieben, daß sie fremde Phantasieen und Empfindungen einholen, oder ihre eigene in fremde Mummerei hüllen solle? Wo steht es geschrieben, daß sie keine Deutsche Menschensprache, sondern vel quasi eine Götterſprache stammeln soll? — Götterſprache? — Daß es dem lieben Gott erbarme! — Diese Götterſprache, die viele unserer Musensäuglinge lallen wollen, ist oft nichts anders, als rauhes Löwen- und Stiergebrüll, Roßwiehern, Wolfsgeheul, Hundegebell und Gänsegeschnatter. Anstatt den Strom des Gesangs vom mähligen Abhange, mit distinctem, vernehmbarem Wohlgetön da-

hin strömen zu lassen, stellt man sich auf eine schroffe Felsenspitze, wirft, unter gräßlichen Verzuckungen, den Kopf in den Nacken, verdreht die Augen, und stürzt sein Krüglein, mit unvernehmlichem, verwirrendem Geräusche, hurlpurl hinab, und am Ende ist es doch wohl nicht so viel, daß eine Mücke sich daraus satt trinken kann.

Man will keine menschlichen, sondern himmlische Scenen malen; nicht wie seines gleichen, sondern wie Völker anderer Zeiten, anderer Zonen; man will oft gar wie der liebe Gott und die heiligen Engel empfinden. Hieran, ihr Deutschen Dichter, nicht aber an dem kalten und trägen Publicum, wie Ihr falsch wähnet, liegt es, daß eure Gedichte nicht durch das ganze Volk gäng' und gebe sind.

Diesem Unheil abzuhelfen, ist freilich kein kräftigeres Mittel, als, das so oft beschrieene und citirte, aber so selten gelesene Buch der Natur zu empfehlen. Man lerne das Volk im Ganzen kennen, man erkundige seine Phantasie und Fühlbarkeit, um jene mit gehörigen Bildern zu füllen, und für diese das rechte Caliber zu treffen. Alsdann den Zauberstab des natürlichen Epos gezückt! Das Alles in Gewimmel und Aufruhr gesetzt! Vor den Augen der Phantasie vorbeigejagt! Und die güldenen Pfeile abgeschossen! Traun, dann soll's anders gehen, als es bisher

gegangen ist. Wer es dahin bringt, dem verspreche ich, daß sein Gesang den verfeinerten Weisen eben so sehr, als den rohen Bewohner des Waldes, die Dame am Putztische, wie die Tochter der Natur hinter dem Spinnrocken und auf der Bleiche, entzücken werde. Dieß sey das rechte Non plus ultra aller Poesie!

Hier, däucht mir, sehe ich manche Vers- und Theoreien-Macher mit weiser Miene mir entgegen lächeln. Sie wollen sagen: Daß doch nicht alle Gegenstände, sonderlich die Belustigungen des Verstandes und Witzes, so allgemein verständlich und behaglich sich behandeln ließen. Mir däucht, das liebwertheste Lehrgedicht, das Epigramm und manche andere ihres Gelichters, die in den poetischen Theoreien auch ihr Stühlchen haben, wollen so eben aufspringen und Lärm machen. — Liebe Leute, eure Theorei irret die Theorei der Natur ganz und gar nicht. Die Natur, wenn ich nicht gewaltig irre, weiset der Poesie das Gebiet der Phantasie und Empfindung, hergegen das Reich des Verstandes und Witzes einer andern Dame, der Versmacherkunst, an. Jede soll sich vornehmlich auf ihrem angewiesenen Grund und Boden herumtummeln. Doch will sie beide keinesweges gänzlich trennen, und Hader unter ihnen stiften. Sie mögen, als verträgliche Nachbarinnen, neben einander hausen;

mögen ſich auch wohl hier und da freundnachbarlich an Hand gehen; mögen einander Schüſſel, Topf, Beſen und Elle borgen; mögen endlich auch einerlei Sprache, die nur gleichſam im Dialekt ſich unterſcheidet, reden! Im Grunde aber bleiben ſie doch von einander geſondert. Durch dieſe Grenztheilung ſoll die Versmacherkunſt an ihren Ehren und Würden im Geringſten nicht gekränkt ſeyn. Sie mag eine artige Frau, und ihr Reich ein ſchönes Reich ſeyn. Welche von beiden aber den Vortritt habe, und zu haben verdiene? wäre unpolitiſch zu entſcheiden, da die Mitglieder beider Staaten bis hierher öfters ſo hübſch friedlich und ſchiedlich hinüber und herüber zu luſtwandeln pflegten. Immer bleibe es auch künftig bei dieſer Weiſe.

Mit den Angelegenheiten der Versmacherkunſt habe ich hier nichts zu ſchaffen. Mir liegt das Wohl und Wehe der Poeſie am Herzen. Ihre Producte wünſchte ich insgeſammt volksmäßig zu machen. Zunächſt iſt hier von der lyriſchen und epiſch-lyriſchen Gattung die Rede.

Aber der Zauberſtab des Epos, der den Apparatus der Phantaſie und Empfindung beleben und in Aufruhr ſetzen ſoll, iſt nur in wenigen Händen. Viele ſuchten und fanden ihn nicht, weil er wirklich nicht leicht zu finden iſt, und ſie ihn nicht am rechten Ort ſuchten. Wo er noch am erſten

und leichteſten zu finden iſt, das ſind unſere alten Volkslieder. Seit kurzen erſt ſind einige echte Söhne der Natur ihm hier auf die Spur gerathen.

Dieſe alten Volkslieder bieten dem reifenden Dichter ein ſehr wichtiges Studium der natürlich poetiſchen, beſonders der lyriſchen und epiſch-lyriſchen Kunſt dar. Sie ſind meiſt, ſo wohl in Phantaſie, als Empfindung, wahre Ausgüſſe einheimiſcher Natur. Freilich hat die mündliche Tradition oft Manches hinzugethan und weggenommen, und dadurch viel lächerlichen Unſinn hineingebracht. Wer aber das Gold von den Schlacken zu ſcheiden weiß, wird wahrlich keinen verächtlichen Schatz erbeuten. — Und wäre es denn wohl der Mühe nicht werth, daß ein Mann, mit Hemſterhuyſiſch kritiſcher Naſe, ſich darauf befliſſe, den heterogenen Anflug wegzunehmen, und die alte verdunkelte, oder gar verlorene Leſeart wieder herzuſtellen? —

In jener Abſicht hat öfters mein Ohr in der Abenddämmerung dem Zauberſchalle der Balladen und Gaſſenhauer, unter den Linden des Dorfs, auf der Bleiche, und in den Spinnſtuben gelauſcht. Selten iſt mir ein ſo genanntes Stückchen zu unſinnig und albern geweſen, daß nicht wenigſtens etwas, und ſollte es auch nur ein Pinſelſtrich des magiſch roſtigen Colorits geweſen ſeyn, poetiſch

mich erbauet hätte. Gar herrlich, und schier ganz allein läßt sich hieraus der Vortrag der Ballade und Romanze, oder der lyrischen und episch-lyrischen Dichtart, — denn Beides ist eins! und alles Lyrische und Episch-Lyrische sollte Ballade oder Volkslied seyn! — gar herrlich, sage ich, läßt er sich hieraus erlernen.

Freilich kommt mir hier wieder die so genannte höhere Lyrik, die unter dieser Gattung nicht stehen will, und sich wohl recht was dünkt, quer in den Weg gelaufen. Ich kenne Werke von dieser höhern lyrischen Gattung, die bei alle dem sehr volksmäßig sind. Jene, die nicht für's Volk ist, mag hinlaufen, wohin sie will. Mag sie doch für Götter und Göttersöhne den erhabensten Werth haben! Für das irdische Geschlecht hat sie nicht mehr, als der letzte Fixstern, dessen Licht aus tiefer dunkler Ferne zu uns her flimmert. Dieß Urtheil würde ich aussprechen, wenn ich auch selbst ein solcher Göttersohn wäre; denn es ist mir hier mehr für das liebe Menschenvolk, als für Götter und Göttersöhne zu thun. —

Durch Popularität, mein' ich, soll die Poesie das wieder werden, wozu sie Gott erschaffen, und in die Seelen der Auserwählten gelegt hat. Lebendiger Odem, der über aller Menschen Herzen und Sinnen hinweht! Odem Gottes,

der vom Schlaf und Tode aufweckt! die Blinden ſehend, die Tauben hörend, die Lahmen gehend und die Ausſätzigen rein macht! Und das Alles zum Heil und Frommen des Menſchengeſchlechts in dieſem Jammerthale.

Von der Muſe der Romanze und Ballade ganz allein mag unſer Volk noch einmal die allgemeine Lieblings-Epopöe aller Stände, von Pharao an, bis zum Sohne der Magd hinter der Mühle, hoffen! Unbegreiflich iſt mir's daher, wie einige Leute dieſe Muſe zu einer Aftermuſe, oder zur Zofe einer von den neun Pierinnen machen, und ihr kein anderes Inſtrument, als den Dudelſack, in die Hand geben mögen, da ſie doch das ganze unermeßliche Gebiet der Phantaſie und Empfindung unter ſich hat, da ſie es doch iſt, die den Raſenden Roland, die Feen-Königinn, Fingal und Temora, und, — ſollte man es glauben? — die Ilias und Odyſſee geſungen hat? Wahrhaftig! Alle dieſe Gedichte waren den Völkern, welchen ſie geſungen wurden, nichts, als Balladen, Romanzen und Volkslieder. Eben daher erhielten ſie den allgemeinen National-Beifall, der ſo vielen Leutlein unbegreiflich iſt. Uns Deutſchen ſind ſie freilich nicht mehr volksmäßig; aber wir ſind auch nicht die Griechen, nicht die Italiener, nicht die Britten. Deutſche ſind wir! Deutſche, die nicht Griechiſche, nicht Römiſche, nicht

Allerweltsgedichte in Deutscher Zunge, sondern in Deutscher Zunge Deutsche Gedichte, verdaulich und nährend für's ganze Volk, machen sollen. Ihr Dichter, die ihr ein Solches nicht geleistet habt, und daher wenig, oder gar nicht gelesen werdet, klaget nicht ein kaltes und träges Publicum, sondern euch selbst an! Geb' uns Einer ein großes National-Gedicht von jener Art, und wir wollen's zu unserm Taschenbuche machen. Steiget herab von den Gipfeln eurer wolkigen Hochgelahrtheit, und verlanget nicht, daß wir Vielen, die wir auf Erden wohnen, zu euch Wenigen hinauf klimmen sollen.

Daß Volks-Poesie bisher vernachlässigt, daß Ballade und Romanze schier verächtlich und poetisches Spielwerk worden, daran sind wohl hauptsächlich mit die nackigen Poetenknaben Schuld, die sich einbilden, sie könnten auch wohl Balladen und Romanzen machen, und diese Dichtart gleichsam für das poetische Abc halten. Da nehmen sie das erste das beste Histörchen, ohne allen Endzweck und alles Interesse, leiern es in langweiligen, gottesjämmerlichen Strophen, hier und da mit alten Wörtchen und Phrasen läppisch durchspickt, auf eine drollig seyn sollende Art, mit allen unerheblichen Nebenumständen des Histörchens, von Kopf bis zu Schwanz herab, und schreiben darüber: Ballade, Romanze. Da regt

sich kein Leben! Kein Odem! Da ist kein glücklicher Wurf! Kein kühner Sprung, so wenig der Bilder, als Empfindungen! Nirgends etwas Aufrührendes, so wenig für den Kopf, als für's Herz! — O, ihr guten Poetenknaben, nehmt's von nun an zu Ohren und Herzen, daß Volks-Poesie, eben deßwegen, weil sie das **Non plus ultra** der Kunst ist, die allerschwerste sey. Laßt uns nicht ferner durch das: **Ut sibi quivis speret idem**, verführen, um die sprödeste aller Musen zu buhlen!

Ich hemme meine Herzensergießung mit dem Wunsche, daß doch endlich ein Deutscher Percy aufstehen, die Überbleibsel unserer alten Volkslieder sammeln, und dabei die Geheimnisse dieser magischen Kunst mehr, als bisher geschehen, aufdecken möge. Öfters habe ich zwar schon mündlich diesen Wunsch meinen Freunden geäußert, und gesagt, er sollte weiter fortgepflanzt, und irgend Wer veranlaßt werden, ihn auszuführen. Allein bisher noch vergebens! Unter unsern Bauern, Hirten, Jägern, Bergleuten, Handwerksburschen, Kesselführern, Hechelträgern, Botsknechten, Fuhrleuten, Trutscheln, Tyrolern und Tyrolerinnen cursiret wirklich eine erstaunliche Menge von Liedern, worunter nicht leicht eins seyn wird, woraus der Dichter für's Volk nicht wenigstens etwas lernen könnte. Manche davon, so ich ge-

hört, hatten im Ganzen, viele in einzelnen Stellen wahres poetisches Verdienst. Ein Gleiches verspreche ich mir von weit mehrern, so ich nicht gehört habe. So eine Sammlung von einem Kunstverständigen, mit Anmerkungen versehen! — Was wollt' ich nicht dafür geben! — Zur Nachahmung im Ganzen und zur gemeinen Lecture wäre sie freilich nicht; aber für die Kunst, für die einsichtsvolle Kunst würde sie eine reiche Fundgrube seyn. Nur die Poetenknaben müßten vor allen Andern ihre, Alles betappenden Fäuste davon lassen, oder mit dem güldenen Plectrum eins drauf haben.

III. Zur Beherzigung an die Philosophunculos.

Ihr weisen ästhetischen Fliegen, die ihr auf Shakspeare's göttliche Stirn euch setzet, euern Rüssel putzet, und nie wieder wegflieget, ohne ein kleines Denkmal eurer Unart hinterlassen zu haben, meinet, ihr hättet ihm großes Recht widerfahren lassen, wenn ihr ihn wegen seiner abenteuerlichen Zauber- und Gespenster-Scenen mit der Barbarei seines Zeitalters höchstens entschuldiget habet. In einem Zeitalter, sagt ihr, da Gelehrte und Ungelehrte, Vornehme und Niedere an Hexen, Gespenster und ihre Alfanzereien, wie an ein Evangelium, glaubten, waren diese Vor-

stellungen ernsthaft und erhaben, und erschütterten, wie Religion, das Herz; aber in unserm erleuchteten philosophischen Jahrhundert sind sie abgeschmackt, und dienen mehr zum Lachen, als zum Schrecken. Sonderbar! Da doch ihr nämlichen Herren den Zeus, die Juno, den Mercur, die Venus, den Amor, den Apoll, die Musen, die Minerva mit allen ihren Schulfüchsereien in andern Gedichten herumspuken lasset, ohne nur ein Wort dagegen einzuwenden.

Mein freundlichgeliebter Herr Vetter Daniel Säuberlich *) nimmt das Ding gar von einer sehr ernsthaften und religiösen Seite, und meinet, daß die poetische Bearbeitung der Hexen- und Gespenster-Geschichte dem leidigen Aber- und Köhlerglauben wieder auf den Thron helfen würde. Sollte dieß eine natürliche Folge davon seyn, so wundert's mich sehr, daß in Berlin das Heidenthum noch nicht wieder in Schwang gekommen ist. —

Aber, lieben Herren, ist es denn wirklich wahr, daß euer Verstand wie ein Cherub mit flammendem Schwert so aufmerksam vor euren Herzen Wache hält, daß kein Eindruck von jenen Dingen eindringen kann? Ich bilde mir doch auch

*) S. die Vorrede zu Nicolai's Feynem kleynen Almanach. Berlin. 1777.

ein, einen solchen nicht ganz und gar finstern schlafenden Wächter zu haben; dennoch gehet mein Herz in Sturm und Aufruhr über, wenn Banko's Geist Macbeth's Stuhl bei Tische eingenommen hat, oder das Gespenst Hamlet's das schrecklichste Geheimniß um Mitternacht entdecket, oder Macbeth's Hexen im unterirdischen Gewölbe um den Kessel voll Gräuel den Höllentanz tanzen und schauderhafte Geistergestalten aus dem Abgrunde herauf rufen. Um des Himmels willen! wie geht das zu? —

Ihr, die ihr den Wust der leidigen Natur durch Polychrest-Pillen der Philosophei wegpurgirt habt, werdet bei mir dieß Phänomenon den Dünsten eines verschleimten Magens vermuthlich zuschreiben. Und in der That habt ihr nicht Unrecht. Da habe ich unglücklicher Weise einmal ein Shakspearisches Sprüchlein:

There are more things in heaven and earth, —
Than are dreamt of in your philosophy,

verschluckt, welches noch diese Stunde unverdauet, wie Blei, mir im Magen liegt, und die Wirkung aller eurer philosophischen Wunder-Elixire zu Schanden macht. —

Wie, wenn nun unten im Abgrunde des Meeres Völkerschaften und Philosophen es gäbe, welche läugneten, daß auf der trockenen Oberfläche der Erde Menschen wohnten,

und mitleidig auf diejenigen herab sähen, welchen etwa einmal ein Taucher und Perlenfischer unten erschienen? Diese Instanz rühret euch freilich nicht. Denn ihr seyd gleich mit der Antwort da: Da unten gibts keine Gelehrten, keine Philosophen, denn sie haben ja weder Bibliotheken, noch Dinte, Feder und Papier, und wie die Werkzeuge der Gelahrtheit weiter heißen. O, daß ihr doch aber nie aufhöret, fremde Dinge in euerm bekannten Maaß und Scheffel zu messen! Kennet ihr denn nur die sichtbare Körperwelt ganz? Ich geschweige der unsichtbaren Körperwelt. Müßt ihr denn bei Hexerei und Gespenstern gerade an Geister gedenken? Wie könnet ihr mit Zuversicht verneinen, daß es unter der Erde oder über der Erde und ihrer Atmosphäre körperliche Geschöpfe noch gebe, die dort so gut ihr Element, als wir auf Erden und in der gröbern Luft, oder die Bewohner des Wasserreichs haben? Und ist es denn unmöglich, daß nimmermehr ein solches Wesen aus Zufall oder aus Endzweck dessen, dem kein Ding unmöglich ist, sich eben so in die niedere Sphäre herablasse, wie der Taucher hinunter in den Ocean? Ihr räsonnirt gemeiniglich, als ob ihr glaubtet, daß außer dieser sichtbaren Körperwelt, außer Gott und seinen heiligen Engeln und abgeschiedenen Seelen schlechterdings kein anderes lebendes und vernünftiges

ein, einen solchen nicht ganz und gar finstern schlafenden Wächter zu haben; dennoch gehet mein Herz in Sturm und Aufruhr über, wenn Banko's Geist Macbeth's Stuhl bei Tische eingenommen hat, oder das Gespenst Hamlet's das schrecklichste Geheimniß um Mitternacht entdecket, oder Macbeth's Hexen im unterirdischen Gewölbe um den Kessel voll Gräuel den Höllentanz tanzen und schauderhafte Geistergestalten aus dem Abgrunde herauf rufen. Um des Himmels willen! wie geht das zu? —

Ihr, die ihr den Wust der leidigen Natur durch Polychrest-Pillen der Philosophei wegpurgirt habt, werdet bei mir dieß Phänomenon den Dünsten eines verschleimten Magens vermuthlich zuschreiben. Und in der That habt ihr nicht Unrecht. Da habe ich unglücklicher Weise einmal ein Shakspearisches Sprüchlein:

There are more things in heaven and earth, —
Than are dreamt of in your philosophy,

verschluckt, welches noch diese Stunde unverdauet, wie Blei mir im Magen liegt, und die Wirkung aller eurer philosophischen Wunder-Elixire zu Schanden macht. —

Wie, wenn nun unten im Abgrunde des Meeres Völkerschaften und Philosophen es gäbe, welche läugneten, daß auf der trockenen Oberfläche der Erde Menschen wohnten,

und mitleidig auf diejenigen herab sähen, welchen etwa einmal ein Taucher und Perlenfischer unten erschienen? Diese Instanz rühret euch freilich nicht. Denn ihr seyd gleich mit der Antwort da: Da unten gibts keine Gelehrten, keine Philosophen, denn sie haben ja weder Bibliotheken, noch Dinte, Feder und Papier, und wie die Werkzeuge der Gelahrtheit weiter heißen. O, daß ihr doch aber nie aufhöret, fremde Dinge in euerm bekannten Maaß und Scheffel zu messen! Kennet ihr denn nur die sichtbare Körperwelt ganz? Ich geschweige der unsichtbaren Körperwelt. Müßt ihr denn bei Hexerei und Gespenstern gerade an Geister gedenken? Wie könnet ihr mit Zuversicht verneinen, daß es unter der Erde oder über der Erde und ihrer Atmosphäre körperliche Geschöpfe noch gebe, die dort so gut ihr Element, als wir auf Erden und in der gröbern Luft, oder die Bewohner des Wasserreichs haben? Und ist es denn unmöglich, daß nimmermehr ein solches Wesen aus Zufall oder aus Endzweck dessen, dem kein Ding unmöglich ist, sich eben so in die niedere Sphäre herablasse, wie der Taucher hinunter in den Ocean? Ihr räsonnirt gemeiniglich, als ob ihr glaubtet, daß außer dieser sichtbaren Körperwelt, außer Gott und seinen heiligen Engeln und abgeschiedenen Seelen schlechterdings kein anderes lebendes und vernünftiges

Wesen existirte, und höret nicht auf, Alles κατ' ἄνθρωπον beständig zu modeln. Muß denn gerade Alles, was körperlich ist, mit den derbesten Püffen eure Sinne berühren? Ihr wisset, daß Glas und Wasser Körper sind; doch könnt ihr mitten durchhinschauen, und werdet sie kaum gewahr. Ihr wisset, daß die Luft und der feinste Äther Körper sind; dennoch fühlet ihr oft an keinem einzigen eurer Sinne die Berührung. Wiederum meinet ihr, Alles, was Körper ist, müsse euch die Fäuste füllen. Daher lachet ihr, wenn die Einfalt euch erzählet, sie habe in ihrer Kammer bei fest verrammelten Thüren und Fensterladen eine Gestalt erscheinen und wieder verschwinden sehen, und krähet: Eine so große Gestalt müsse denn also durch das Schlüsselloch herein gekommen seyn! Lieber, schauet doch mal in den Spiegel! Ihr sehet euer zweites Ich! Ist das Nichts, oder ist es Etwas! Nichts kann eure Sinne nicht berühren. Ihr wisset, daß es ein Etwas von zurückprallenden Lichtstrahlen, daß es Körper ist; könnet es aber mit keinem einzigen Sinne, als euerm Gesichte, fühlen.

Ist es etwa Weisheit, Alles zu läugnen, was über die Kräfte und Wirkungen der euch bekannten Natur hinausgeht? Ihr hacket ja sonst so unbarmherzig auf einen Freigeist los, der die Dreieinigkeit Gottes, oder die Transsub-

ſtantiation und andere Myſterien eurer Religion unbegreiflich oder widernatürlich findet, und krähet: Ja, übernatürlich iſt nicht widernatürlich! Wie viel ſoll man nun von euerm Glauben an Religions-Geheimniſſe halten, wenn ihr die anderen, weil ihr ſie nicht verſtehet, für Undinge ausgebet? Warum ſollen euch die Geſtalten abgeſchiedener Menſchen oder überirdiſcher Weſen nicht erſcheinen können, da ihr an die Fortdauer der Seelen der erſten, und Wiederauferweckung ihrer Leiber glaubet? Warum ſoll es keine Wirkungen aus Urſachen geben, deren Zuſammenhang nicht in einer dicken ſchweren Hemmkette oder einem Ankerſeile euern groben Sinnen betaſtbar iſt? Ihr habt die Geſtalt des Magneten-Ausfluſſes nie mit euren Sinnen wahrgenommen; dennoch ſehet ihr, daß er das Eiſen an einem ſinnlichen Nichts in die Luft empor zieht.

Bis hieher habe ich euch gezeigt, daß es ſelbſt aus Gründen geſunder Vernunft nicht abgeſchmackt ſey, an ein auf dem Theater erſcheinendes Geſpenſt oder eine Bezauberung zu glauben. Aber ich will einmal annehmen, ihr hättet euch durch Gegengründe Trotz Allem von der Nichtigkeit ſolcher Erſcheinungen überzeugt, ſollten alsdann Shakſpeare's Zauber- und Geſpenſter-Scenen abgeſchmackt und lächerlich ſeyn? Ich ſage nein! Selbſt den Wenigſten unter

Wesen existirte, und höret nicht auf, Alles κατ' ἄνθρωπον beständig zu modeln. Muß denn gerade Alles, was körperlich ist, mit den derbesten Püffen eure Sinne berühren? Ihr wisset, daß Glas und Wasser Körper sind; doch könnt ihr mitten durchhinschauen, und werdet sie kaum gewahr. Ihr wisset, daß die Luft und der feinste Äther Körper sind; dennoch fühlet ihr oft an keinem einzigen eurer Sinne die Berührung. Wiederum meinet ihr, Alles, was Körper ist, müsse euch die Fäuste füllen. Daher lachet ihr, wenn die Einfalt euch erzählet, sie habe in ihrer Kammer bei fest verrammelten Thüren und Fensterladen eine Gestalt erscheinen und wieder verschwinden sehen, und krähet: Eine so große Gestalt müsse denn also durch das Schlüsselloch herein gekommen seyn! Lieber, schauet doch mal in den Spiegel! Ihr sehet euer zweites Ich! Ist das Nichts, oder ist es Etwas! Nichts kann eure Sinne nicht berühren. Ihr wisset, daß es ein Etwas von zurückprallenden Lichtstrahlen, daß es Körper ist; könnet es aber mit keinem einzigen Sinne, als euerm Gesichte, fühlen.

Ist es etwa Weisheit, Alles zu läugnen, was über die Kräfte und Wirkungen der euch bekannten Natur hinausgeht? Ihr hacket ja sonst so unbarmherzig auf einen Freigeist los, der die Dreieinigkeit Gottes, oder die Transsub-

ſtantiation und andere Myſterien eurer Religion unbegreiflich oder widernatürlich findet, und krähet: Ja, übernatürlich iſt nicht widernatürlich! Wie viel ſoll man nun von euerm Glauben an Religions-Geheimniſſe halten, wenn ihr die anderen, weil ihr ſie nicht verſtehet, für Undinge ausgebet? Warum ſollen euch die Geſtalten abgeſchiedener Menſchen oder überirdiſcher Weſen nicht erſcheinen können, da ihr an die Fortdauer der Seelen der erſten, und Wiederauferweckung ihrer Leiber glaubet? Warum ſoll es keine Wirkungen aus Urſachen geben, deren Zuſammenhang nicht in einer dicken ſchweren Hemmkette oder einem Ankerſeile euern groben Sinnen betaſtbar iſt? Ihr habt die Geſtalt des Magneten-Ausfluſſes nie mit euren Sinnen wahrgenommen; dennoch ſehet ihr, daß er das Eiſen an einem ſinnlichen Nichts in die Luft empor zieht.

Bis hieher habe ich euch gezeigt, daß es ſelbſt aus Gründen geſunder Vernunft nicht abgeſchmackt ſey, an ein auf dem Theater erſcheinendes Geſpenſt oder eine Bezauberung zu glauben. Aber ich will einmal annehmen, ihr hättet euch durch Gegengründe Trotz Allem von der Nichtigkeit ſolcher Erſcheinungen überzeugt, ſollten alsdann Shakſpeare's Zauber- und Geſpenſter-Scenen abgeſchmackt und lächerlich ſeyn? Ich ſage nein! Selbſt den Wenigſten unter

euch, so sehr auch euer Eigensinn oder eure Vernunft von der Richtigkeit überzeugt seyn mag.

Gottlob! des Menschen Herz ist stärker, als seine Vernunft. Trotz allen Philosophemen eures Kopfes bangt es euch die Herzgrube, durchschauert es alle eure Gebeine, wenn ihr um Mitternacht auf einem Gottesacker wandelt. — — —

3.

Von der Popularität der Poesie.

Das Deutsche Wort Dichtkunst entspricht dem Griechischen Poesie keinesweges. Richtiger wäre es durch Bildnerei zu übersetzen. Denn gedichtet, oder gefabelt, wird nicht immer; hergegen überall wird gebildet.

Wollte man sagen, dichten heiße nicht immer so viel, als fabeln, sondern auch so viel, gewisse Geisteskräfte in Bewegung setzen, etwas hervorzubringen, so würde diese Bedeutung nicht aus dem gemeinen Sprach-Archive, sondern aus einem der entlegensten Winkel hervorgesucht seyn.

An dem Begriffe des Bildens hängt der Begriff von Gestalt, und an diesem wieder der Begriff des Sinnlichen und Körperlichen. Wir sind also mit kurzem Schritte so weit gelangt, um zu wissen, daß die Poesie sich mit Bildung sinnlicher körperlicher Gegenstände befasse.

Aber nicht jede Bildung eines körperlichen sinnlichen Gegenstandes ist Poesie. Die besondere Eigenschaft eines körperlichen sinnlichen Gegenstandes, in sofern dessen Bildung zur Poesie gehören soll, ist die Schönheit.

* * *

Das Wort Bildnerei aber entspricht der Sache noch nicht völlig; so wenig, als das Wort Poesie.

Anders bildet die Natur; anders der Dichter. Die Natur bildet vor, und bildet für die äußeren Sinne. Der Dichter bildet nach für den inneren Sinn, das ist, für denjenigen Punct, auf welchen Alles, was die äußeren Sinne auffangen, zusammen geführt wird.

Man könnte also, wenn uns daran gelegen wäre, die Sache mit Einem Worte zu umfassen, die Poesie Nachbildnerei nennen.

Ob nun gleich auch dieser Ausdruck noch nicht Alles erschöpft, so umfaßt er doch den wesentlichen Hauptheil, der

auf unveränderliche Regeln, die von Sonnen-Aufgang bis Niedergang gelten müssen, gebracht werden kann.

* * *

Nicht Alles soll und kann nachgebildet werden. Denn so wie nicht jedes Urbild der Natur gefällt, so gefällt auch nicht jedes Nachbild der Poesie. Hier tritt der Geschmack der Menschen auf, und behauptet sein Recht. Natur und Geschmack sind die Gesetzgeber in der Poesie. Die Natur ist Monarchinn; sie gebietet, und fragt Niemanden. Was sie einmal gebietet, das gebietet sie in allen Zeiten, in allen Ländern. Der Geschmack ist eine tausendstimmige moralische Person. Die meisten Stimmen entscheiden.

Es ist leichter, das Gesetz der Natur zu befriedigen, als das Gesetz des Geschmacks. Wenn der Dichter auf das Urbild der Natur, als sein Gesetzbuch, und auf sein Nachbild blickt, beide mit einander vergleicht, so muß er, wenn ihm nicht gänzlich an dem **Iudicio discretivo** fehlt, [illegible] schwinde wahrnehmen, ob er das Möglichste geleistet habe.

Er kann aber nicht umhergehen, und die Stimmen des Geschmacks sammeln. Es gehört hohe Beurtheilungs- und weitläuftige Erfahrung dazu, zu beurtheilen, ob er die meisten Stimmen für sein Werk haben werde.

Wo es der Chinesischen Malerei fehlt, ist bekannt.

muß man aber nicht, wie gewöhnlich, Chineſiſche Geſchmacksloſigkeit, ſondern Chineſiſchen Unverſtand nennen.

Wenn ſich ein einfältiges Frauenzimmer malen läßt, und den Künſtler bittet, nicht ſo viel Schwarzes in ihr Geſicht zu malen, ſo fehlt es ihr nicht am Geſchmacke im Zufälligen, ſondern an dem **Iudicio discretivo** im Weſentlichen. Sie hat nie auf die Wirkung von Licht und Schatten in der Natur Acht gehabt. Sie weiß keine Vergleichung zwiſchen Urbild und Nachbild anzuſtellen, und weder Harmonie, noch Disharmonie zu beurtheilen.

* * *

Alle Bildnerei iſt in der Endwurzel nichts anders, als Darſtellung des Urgegenſtandes. Die Verſchiedenheit des Stoffes, womit dargeſtellt wird, theilt hernach den Stamm in verſchiedene Zweige. So wird aus Darſtellung mit Farben Malerei, aus der mit Tonlauten Muſik, und aus der mit Wortlauten Poeſie. Mein Blick iſt hier bloß auf den letzten Zweig geheftet.

Aus jenem Wurzelſatze entſpringen nur zwei Fragen: Was? und wie ſoll dargeſtellt werden? Die Antwort darauf umfaßt die ganze Poetik, und kann nur kurz ſeyn. Wahrlich, es war nicht nöthig, ſeit Ariſtoteles ſo viele dicke Bücher darüber zu ſchreiben.

Ich weiß nicht, ob dasjenige, was ich sagen werde, schon irgend wo gesagt ist. Denn nicht für meine Sünde möchte ich deßhalb alle die dicken Bücher durchlesen. Dennoch ahnet mir, daß ich ein Wespennest stören werde. Hu! Was wird's zu brummen, sammen und stechen geben.

Dieß, gesagt schon, oder noch ungesagt, geglaubt, oder bezweifelt, sey eine Niederlage in das Archiv meines Zeitalters. Schon längst wollte ich mich hierüber meines Glaubensbekenntnisses, unbekümmert um den Ab- oder Beifall meiner Zeitgenossen, entledigen.

Was ist Darstellung? Das Wort selbst sagt es deutlicher, als jede Erklärung. Wer aber so sprach- und begriffarm ist, das Wort nicht zu verstehen, der wisse: Darstellung ist Spiegel und Spiegelbild des Urgegenstandes. — Überhaupt, ehe ich's vergesse, sey hier Ein für alle Mal bevorwortet, daß ich zu Männern, nicht Schülern, rede, mich auf Kauerei nicht einlassen kann, und überall straffe, kurze, schnelle Schreibart liebe.

Man merkt schon, daß ich Darstellung an den Platz setze, wo sonst das erbärmliche Wort Nachahmung in den Poetiken stand. Nachahmung ist ein Bild, kümmerlich zurück geworfen von trüber Fläche; Darstellung aber leibt und lebt zurück vom blanken Spiegel. — Nachahmer, du bist

wie überall, auch hier der ohnmächtige markloſe Knecht! Du aber, Darſteller, biſt der gewaltige Herrſcher, deſſen Stab über die ganze Natur reicht. Wer des Darſtellers Darſtellung wieder darſtellt, das iſt, wer das Urbild nicht in der ſinnlichen Wirklichkeit, ſondern in der Darſtellung des Andern aufſucht, iſt und bleibt ein ausgemachter Knecht. Er iſt ein Kleinkrämer, der die Waare aus der dritten oder vierten Hand verkauft.

* * *

Lieber, du kannſt Klopſtock's Sponda das Bürgerrecht im Reiche der Dichtung nicht erfechten. Sie, wie alle ihres gleichen, iſt Abhandlung, durch Darſtellung aufgeſtutzt. Dieß Verfahren hat er ſelbſt für Zwitterwerk erklärt. Ich ſtrafe dich und ihn mit ſeinen eigenen Worten.

Sobald du das Gebiet der Darſtellung von Allem, was weit über die Grenzen hinaus zum Reiche der Abhandlung gehört, ſäuberſt, ſo wird dir faſt kein Gegenſtand, der nicht allgemeiner faßlicher Darſtellung fähig wäre, übrig bleiben.

Abgehandelt wird für den Verſtand; dargeſtellt für die Sinne. Die Sinne ſind äußere oder innere. Sie haben ihren Eingang in das Innere durch die bekannten fünf Werkzeuge, wie durch Röhren. Drinnen ſtrömen ſie auf

Ich weiß nicht, ob dasjenige, was ich sagen werde, schon irgend wo gesagt ist. Denn nicht für meine Sünde möchte ich deßhalb alle die dicken Bücher durchlesen. Dennoch ahnet mir, daß ich ein Wespennest stören werde. Hu! Was wird's zu brummen, summen und stechen geben.

Dieß, gesagt schon, oder noch ungesagt, geglaubt, oder bezweifelt, sey eine Niederlage in das Archiv meines Zeitalters. Schon längst wollte ich mich hierüber meines Glaubensbekenntnisses, unbekümmert um den Ab- oder Beifall meiner Zeitgenossen, entledigen.

Was ist Darstellung? Das Wort selbst sagt es deutlicher, als jede Erklärung. Wer aber so sprach- und begriffarm ist, das Wort nicht zu verstehen, der wisse: Darstellung ist Spiegel und Spiegelbild des Urgegenstandes. — Überhaupt, ehe ich's vergesse, sey hier Ein für alle Mal bevorwortet, daß ich zu Männern, nicht Schülern, rede, mich auf Kauerei nicht einlassen kann, und überall straffe, kurze, schnelle Schreibart liebe.

Man merkt schon, daß ich Darstellung an den Platz setze, wo sonst das erbärmliche Wort Nachahmung in den Poetiken stand. Nachahmung ist ein Bild, kümmerlich zurück geworfen von trüber Fläche; Darstellung aber leibt und lebt zurück vom blanken Spiegel. — Nachahmer, du bist,

wie überall, auch hier der ohnmächtige markloſe Knecht! Du aber, Darſteller, biſt der gewaltige Herrſcher, deſſen Stab über die ganze Natur reicht. Wer des Darſtellers Darſtellung wieder darſtellt, das iſt, wer das Urbild nicht in der ſinnlichen Wirklichkeit, ſondern in der Darſtellung des Andern aufſucht, iſt und bleibt ein ausgemachter Knecht. Er iſt ein Kleinkrämer, der die Waare aus der dritten oder vierten Hand verkauft.

* * *

Lieber, du kannſt Klopſtock's Sponda das Bürgerrecht im Reiche der Dichtung nicht erfechten. Sie, wie alle ihres gleichen, iſt Abhandlung, durch Darſtellung aufgeſtutzt. Dieß Verfahren hat er ſelbſt für Zwitterwerk erklärt. Ich ſtrafe dich und ihn mit ſeinen eigenen Worten.

Sobald du das Gebiet der Darſtellung von Allem, was weit über die Grenzen hinaus zum Reiche der Abhandlung gehört, ſäuberſt, ſo wird dir faſt kein Gegenſtand, der nicht allgemeiner faßlicher Darſtellung fähig wäre, übrig bleiben.

Abgehandelt wird für den Verſtand; dargeſtellt für die Sinne. Die Sinne ſind äußere oder innere. Sie haben ihren Eingang in das Innere durch die bekannten fünf Werkzeuge, wie durch Röhren. Drinnen ſtrömen ſie auf

einem Puncte zusammen, welches der den äußeren entsprechende innere Sinn, oder die Einbildungskraft ist. Alle Bildnerei, die einem oder allen dieser Sinne empfänglich, mit Leidenschaft belebt dargestellt wird, ist reine, echte Poesie, die vom Anbeginne der Welt galt, und bis an's Ende gelten wird.

Und diese sollte nicht für das Volk, nur für wenige Pfefferkrämer seyn? Ha! Als ob nicht alle Menschen — Menschen wären. Als ob die Natur sie nicht überall mit Werkzeugen sinnlicher Empfänglichkeit begabt hätte. Freilich gibt's Unglückliche, die eines oder mehrerer Sinne beraubt sind. Deßwegen bleibt es aber nicht minder wahr: Alle Menschen haben fünf Sinne, haben Einbildungsvermögen und Leidenschaften.

* * *

Gäbe es ein ganzes Volk, dessen Nasen so organisirt wären, daß ihnen Teufelsdreck besser röche, als die Rose, dem besinge man Teufelsdreck, statt der Rose. Den will ich sehen, der diesen Satz umstoßen will aus der Poetik für ein solches Volk.

* * *

Der Urgegenstand ist wandelbar nach dem Geschmacke

Die Darstellung selbst ruht auf Gesetzen, unveränderlich bis an's Ende der Tage.

* * *

Du kannst die Gräuel einer Schlacht, eines Lazareths darstellen, daß deine Darstellung immer und ewig für echte Poesie gelten muß. Aber gefallen? Das hängt von den äußeren oder inneren Sinnes-Nerven ab, die kein Theorist anders stimmen kann, als die Natur sie gestimmt hat.

* * *

Alle unsere Vorstellungen gehen zwar verkörpert in unsere Seele hinein, aber der Verstand drinnen kleidet sie aus, und so entkleidet werden sie zu abgezogenen, bestimmter, zu ausgezogenen geistigen Begriffen. So lange sie gleichsam über die Brücke der Sinne wandelten, hatten sie ihren Körper. Drinnen entwöhnen sie sich der Kleidung; sie werden und bleiben nur empfänglich für den Verstand, ohne Eindruck auf die Sinne. Die Darstellungskunst kann sie freilich wieder mit dem Körper bekleiden und sie den Sinnen vorführen. Aber ich fürchte, ich fürchte, sie werden in der ungewohnten Mummerei unkenntlich. Unkenntlich selbst in der ersten eigentlichsten Mummerei, in welcher sie zuerst in die Seele eingingen. Was würden sie vollends seyn, wenn der Darsteller unglücklicher Weise sie in fremden Verkörpe-

rungen vorführte! Wie trug ſich der Daktylus, als ſeine Idee zuerſt in meine Seele ging? So: – ∪∪. Dabei dachte ich mir ein Wort in dieſem Zeitmaße, und lernte den Daktylus kennen. So oft ich nun an den Daktylus denke, ſo denke ich auch an das Zeichen – ∪∪ und an ein Wort; und vergebens ſucht Klopſtock mir ihn in menſchlicher oder göttlicher Larve vorzuführen. Ich kenne des Menſchen nicht; oder ich ſchlüpfe von der Larve ab auf mein Zeichen – ∪∪ und das Wort. Ich habe nichts wider Sponda's Inhalt; aber Alles wider Sponda, als Werk der Darſtellung betrachtet. Und nur um einer Frühlingsfeier willen kann ich Klopſtock'en wiſſenſchaftliche abhandelnde Oden verzeihen.

* * *

„Laut rollte der ſchnelle Strom den ohrerſchütternden Donnerhall dahin!“ — „Laut donnerte der Strom dahin!“ — Glaubt mir, die kleinen güldenen Kugeln ſchlagen beſſer durch, als große vollgeſtopfte Wollſäcke. Der Darſtellung ſchaden die zuſammen gewachſenen, wie Trauben in und an einander hangenden Vorſtellungen und Gedanken. Theilt ſie aus einander; vereinzelt ſie!

* * *

Phantaſie und Empfindung ſind die Quellen aller Poeſie. Gegenſtände, welche das ſinnliche Vorſtellungsver-

mögen nicht auffassen kann, und welche an keine Saite des sinnlichen Gefühls schlagen, sind außer dem Kreise der Poesie. Hierher gehören alle Arten abstracter Lehrsätze und Einfälle, welche die Phantasie nicht verkörpern und bekleiden kann.

* * *

Unter Volk verstehe ich nicht Pöbel. Wenn man verlangt, daß Jemand eine leserliche Hand schreibe, so ist wohl nicht die Meinung, daß ihn auch der lesen soll, der überall weder lesen, noch schreiben kann. Mit der Muse ist's nicht so, wie mit der Tugend. Die Tugend mag stolz seyn, nur wenig Edeln zu gefallen. Aber bei dem Dichter ist's Unvermögen oder Mangel an Urtheilskraft, wenn er sich nicht auf der Heerstraße halten kann. Die größten, unsterblichsten Dichter aller Nationen sind populäre Dichter gewesen. Durch die ganze Geschichte der Dichterei findet sich, daß gerade bei den Nationen, welche die Poesie nicht aus fremden Landen eingeführt haben, sondern wo sie aus ihrer eigenen Natur aufgesprossen ist, die größte Liebe und Allgemeinheit derselben geherrscht hat. Das gibt die echte wahre Popularität, die mit dem Vorstellungs- und Empfindungsvermögen des Volkes im Ganzen am meisten harmonirt.

* * *

Man hat mich hier und da unſern Volksdichter, ja, wohl gar den größten Volksdichter genannt. Das würde das höchſte Lob ſeyn, welches ſich meine Eigenliebe nur wünſchen könnte, wenn man unter Volksdichterei das verſtände, was ich darunter verſtanden wiſſen will. Denn ich würde alsdann mehr ſeyn, als Homer, Oſſian und Shakſpeare, welche meines Wiſſens die größten Volksdichter auf Erden geweſen ſind.

Allein Niemand, ſelbſt diejenigen nicht, welche mich den größten Volksdichter nannten, werden mich deßwegen über Homer, Oſſian und Shakſpeare ſetzen. Meine ehemaligen, nur kurz hingeworfenen Äußerungen über Volks-Poeſie ſind Vielen ein Ärgerniß, noch Mehrern eine Thorheit geweſen. Ich ſehe, daß die Theoriſten Volks-Poeſie zu einer Gattung machen, und ihr, als einer ſolchen, höchſtens ein Capitel in ihren Theorieen einräumen. Alles das überzeugt mich, daß Wenige, ja, wohl Niemand, verſtehen, was ich meine. Gleichwohl, was ich auch dieſen Gegenſtand ſchon erwogen habe und noch immer erwäge, ſo wird doch der Satz meinem Geiſte ſtets gewiſſer: Alle Poeſie ſoll volksmäßig ſeyn; denn das iſt das Siegel ihrer Vollkommenheit.

4.

Briefwechsel mit Boie über die Lenore.

Mit Anmerkungen von Voß *).

I.

Gelliehausen, den 19 April 1773.

Gott grüße Sie, mein liebster Boie.

Warum sind Sie nicht gekommen? Wieder brav geschwärmt? O was haben Sie, Schmetterling, gegen mich Packesel es gut!

Ich habe alle meine Poeterei vergessen. Es will nichts mehr klingen und klappen, und arm an Gedanken bin ich auch. O Himmel! mein herrliches Rühmchen wird in der Blüthe verwelken. Da hab' ich zwei Liedleins gemacht, ein Minneliedlein und ein anderes Liedlein. Mir deucht, sie sind an manchen Stellen etwas lendenlahm. O ich habe mich fast zu Schanden gegrämt, daß ich sogar nichts mehr kann, und unsre Brüder im Apoll nehmen zu, wie die

*) Abgedruckt aus dem Morgenblatte für gebildete Stände. 1809. Num. 241, 242, 243, 244 und 245.

Maſtkälber. Das Minnelied iſt Millern dedicirt, gleichergeſtalt werd' ich bald eine Romanze an Hölty, und ſo jeglichem von ſeiner Art etwas dediciren.

Die Epiſtel an Sie iſt auch jetzt auf der Werkſtatt. O ich armer Menſch, wenn ich nur nicht ſo viel Arbeit, Verdruß und Grillen hätte!

Ich habe eine herrliche Romanzengeſchichte aus einer uralten Ballade aufgeſtört. Schade nur! daß ich an den Text der Ballade ſelbſt nicht gelangen kann *). Leben Sie wohl! und grüßen Sie die Brüder. Bürger.

N. S. Dieſe beiden Stückchen können Sie, Herr Repräſentant, in der Bundesverſammlung vorleſen.

---

*) Die Geſchichte der Lenore hatte B. von einem Hausmädchen erzählen gehört. Die Erzählerin, die er in der Folge Chriſtine nennt, wußte aus dem alten Liede nur die Verſe:

Der Mond der ſcheint ſo helle,
Die Todten reiten ſchnelle.

Und die Worte des Geſprächs: Graut Liebchen auch? — Wie ſollte mir grauen? Ich bin ja bei dir. — W haben dem Liede in allen Gegenden von Deutſchland umſonſt nac geforſcht. Was man im Wunderhorn dafür ausgiebt, ſchein nicht älter, als die Pfarrerstochter von Taubenhein die aus der Bürgerſchen verdorben iſt, und ein Paar Lieder na Hölty und Overbeck. Sprache und Versbau iſt modern.

II.

Gelliehausen, den 22 April 1773.

Hier, lieber Repräsentant, empfangen Sie eine Romanze, oder wenn Sie lieber wollen, eine Ballade *). Sie kommt frisch aus der Werkstatt, und gefällt mir bis jetzt meistentheils noch so ziemlich. Es kommt nach und nach wieder mit mir in den Gang. Mein Köcher ist noch voll von goldnen Pfeilen. O Himmel! wär' ich jetzt noch unter euch in Göttingen! Ich wollt' euch allzusammen aus dem Sack und in den Sack singen. Ach! daß ich so manche Stunde der feurigsten Weihe ungenutzt vorbeistreichen lassen muß! Daß Ihr Herrn in Göttingen so viel macht, das dank' euch Herodes! Aber hier! **hoc opus, hic labor est!** —

Nun hab' ich eine rührende Romanze in der Mache, darüber soll sich Hölty aufhängen. —

Wollen Sie denn nicht bald kommen, und den Frühling grüßen? Er wacht in Gärten und Fluren gar wonniglich auf; nur in meiner Seele nicht recht. O wenn er

*) Es war der Raubgraf. Bürger stand an, ob er Ballade die scherzhafte, und Romanze die rührende Erzählung des Volksliedes nennen sollte; oder umgekehrt. Boie rieth zu dem Letzteren.

darin, ungetrübt von Wolken des Verdrusses, erwachte, wie wollt' ich dann singen!

Leben Sie wohl, und grüßen Sie die Brüder.

Bürger.

III.

Gelliehausen, den 6 Mai 1773.

Ist der Sohn der Maja noch nicht eingetroffen? Ohnfehlbar hat er einen Flügel auf der Reise zerbrochen. So arm ich auch jetzt bin, will ich dennoch abonniren; melden Sie mir nur, wie hoch? Auf den Montag soll das Geld da sein.

Aber, Menschenkind, warum schicken Sie mir nicht sonst etwas? Sie könnten ja immer mit Muße und Bequemlichkeit etwas für mich einpacken, und es in die Schnapsboutique legen, dann fänd' es doch Mephistophiles, wenn er vorkäme, und Sie nicht zu Hause träfe.

Bevor Sie mir nichts schicken, sollen Sie auch meine überköstliche Ballade: Lenore, und ein Minnelied, das süßer als Honig und Honigseim ist, nicht haben. Traun! diese zwei Stücke sind so stattlich, daß man wohl darauf pochen kann.

Bei meiner armen Seele! Sie können Ihre Begriffe gar nicht zu der Vortrefflichkeit dieser Stücke erheben. Und

Herr, damit Sie nur sehen, daß es keine Rodomontaden sind, so will ich Ihnen von jedem Stücke die erste Strofe, und das sind doch die schlechtesten, herschreiben.

Lenore.

Lenore weinte bitterlich,
Ihr Leid war unermeßlich;
Denn Wilhelms Bildniß prägte sich
Ins Herz, ihr unvergeßlich.
Er war mit König Friedrichs Macht
Gezogen in die Pragerschlacht;
Und hatte nicht geschrieben,
Ob er gesund geblieben.

Der ꝛc.

Minnelied.

In dem Himmel ist die Fülle
Hochgelobter Seligkeit.
Gerne, wär' es Gottes Wille,
Tränk' auch ich aus dieser Fülle.
Bald Erquickung für mein Leid.

Für ꝛc.

Herr, das ist euch eine Ballade! das ist ein Minnelied! die sich gewaschen haben. Und ganz original! Ganz

von eigener Erfindung! Wahrlich! es sind Kinder, welche von Herzen kamen, und zu Herzen gehn.

Wenn bei der Ballade nicht jedem es kalt über die Haut laufen muß; so will ich mein lebelang Hans Caspar heißen.

Wenn Sie mir nun nichts schicken, so kriegen Sie die zwei herrlichen **opuscula** nie zu sehn. Und wenn's mir noch so hart ankommen sollte, so sollen sie doch unterm Schloß bleiben, und nicht ausgehängt werden.

Wornach man sich zu achten.

Signatum Gelliehausen, den **6** Mai **1773.**

G. A. Bürger.

IV.

Göttingen, den 8 Mai 1773.

— — — — — — — — — —

Aber nun, mein Herr, Ihre Ballade, Ihre andern schönen Sachen! Wir sind alle sehr, sehr neugierig, und ich insbesondere. Aber weh Ihnen, wenn Sie's nicht außerordentlich gut gemacht haben! Sie haben uns ins Angesicht Hohn gesprochen, und die kritische Geißel ist schon aufgehoben, und wartet Ihrer. Weh Ihnen, wenn nicht alles **per excellentiam** gut ist! — — —

Herrliche fliegende Blätter sind in Hamburg herausgekommen, über deutsche Art und Kunst. Sobald

als ich sie habe, und gelesen habe, sollen Sie sie auch bekommen.

Hier ist eine Ode, die Klopstock ganz neulich gemacht, und noch ein Zettelchen von Miller, das ich bald wieder haben muß. — — In vierzehn Tagen ist Herder hier, mit einer jungen Frau. Sie haben mich unendlich lüstern gemacht nach der Leonore, dem Liede und allem. Um des Himmels Willen, täuschen Sie mich nur nicht länger.
Addio. Boie.

V.

Gelliehausen, den 10. Mai 1773.

Hatt' ich Ihnen neulich geschrieben, daß ich eine so herrliche Ballade Lenore gemacht hätte? — Da muß ich mich häßlich verschrieben haben, mein liebster Herzens-Boie — Ich will erst eine machen, die so vortrefflich sein soll. Ha ha! he he! hi hi! ho ho! hu hu! aus allen Vokalen muß ich lachen, daß mir doch mein Kniff gelungen ist, und ich einige Mspte. auf die Art Ihnen abgelockt habe. Sie erfolgen hier wieder zurück. Klopstocks Ode ist vortrefflich und sehr erhaben. Es herrscht der Geist der hohen heiligen Andacht drin. Von Millers Mimeliedern deucht mir ist das letzte vorzüglich minniglich.

Jetzt, mein lieber Boie, wacht mir doch das Gewissen

auf, daß es unrecht ist, Sie so wegen der Ballade zu necken. Sie existirt! Aber Sie bekommen sie heut noch nicht, weil sie noch unter der Feile kreischt. Ich möchte gern, daß sie so untadlich als möglich unter Ihre Augen träte. Denn Ihr critischen Bullenbeißer mögt eure Zähne gewaltig drauf gewetzt haben. So überköstlich, als ich geprahlt habe (ich muß es nur gestehen) wird sie nicht seyn. Ich mußte prahlen, um etwas zu lesen zu kriegen. Aber ein schlechtes Stück ist sie doch traun! auch nicht. Mir behagt sie bis jetzt noch ganz artig. Also, ihr Leutchen, lass' ich mich aus den Wolken meines Selbstlobs wieder hernieder in das Thal der Bescheidenheit. Rächet also meinen vorigen nothgedrungenen Übermuth an meiner armen Ballade nicht. Denn sie ist jetzt mein Schooßkind. Ein Strofchen und zwar das zweite will ich Ihnen indeß zu dem ersten noch zum voraus zu kosten geben.

2.

Der König und die Kaiserin,
Des langen Haders müde,
Erweichten ihren harten Sinn,
Und machten endlich Friede.
Und jedes Heer mit Sing und Sang,
Mit Paukenschlag und Kling und Klang,

Geschmückt mit grünen Reisern,
Zog heim zu seinen Häusern.

3.

Und überall und überall,
Gedrängt auf allen Wegen,
Zog Alt und Jung dem Jubelschall
Der Kommenden entgegen
Gottlob! rief Kind und Gattinn laut,
Willkommen! manche frohe Braut,
Ach! aber für Lenoren
War dieser Gruß verloren.

4.

Sie frug den Heerzug auf und ab,
Und frug nach allen Nahmen;
Doch die erwünschte Kundschaft gab
Nicht einer, so da kamen.
Als nun der Zug vorüber war,
Zerraufte sie ihr Rabenhaar,
Und warf sich an die Erde,
Mit wilder Angstgeberde, ꝛc.

Praeterpropter können Sie hieraus den Ton errathen, welcher, wie ich mir schmeichle, in der Folge noch

populärer und balladenmäßiger ist und seyn wird. Der Stoff ist aus einem alten Spinnstubenliede genommen. Vale.

Bürger.

Noch eins! Ich gebe mir Mühe das Stück zur Composition zu dichten. Es sollte meine größte Belohnung seyn, wenn es recht balladenmäßig und simpel componirt, und dann wieder in den Spinnstuben gesungen werden könnte. Ich wollte, ich könnte die Melodie, die ich in der Seele habe, dem Componisten mit der Stimme angeben!

Ich nehme noch ein Blatt, mein trauter Boie, weil ich noch nichts von Herdern gesagt und gefragt habe. Wannen kommt er, und wohin fährt er? Wo hat er die schöne junge Frau her? Wird er lang in Göttingen bleiben? Und welchen Tag wird er ankommen? Gern möcht ich ihm auch meinen Bonsdies machen.

Nun Vale! zum zweitenmal. Schicken Sie mir die fliegenden hamburgischen Blätter. Ich will dagegen auch mit meinen opusculis so kurz als möglich hinhalten.

Bürger.

VI.

Gelliehausen, den 17 Mai 1773.

— — — — — — — — — —

Wann werden Sie uns besuchen? Es blüht hier ein

radiesischer Lenz um uns her. In meinem Leben hab ich den Frühling so schön noch nicht gesehen. Er entzückt und begeistert mich so sehr, daß ich kein Wort singen und sagen kann. Deßwegen ist auch meine Ballade noch nicht zu Stande. Geduld! Geduld! Was lange währt, wird gut. Vale!

Bürger.

VII.

Gelliehausen, 27 Mai 1773.

— — — Lenore nimmt täglich zu an Alter, Gnade und Weisheit bei Gott und den Menschen. Sie thut solche Wirkung, daß die Frau Hofräthin *) des Nachts davon im Bette auffährt. Ich darf sie gar nicht daran erinnern. Und in der That, des Abends mag ich mich selbst nicht damit beschäftigen. Denn da wandelt mich nicht minder ein kleiner Schauer an. Wenn Sie solche unsern Göttingischen Freunden zum ersten Mal vorlesen, so borgen Sie einen Todtenkopf von einem Mediciner, setzen solchen bei einer trüben Lampe, und dann lesen Sie. So sollen allen die Haare, wie im Macbeth, zu Berge stehn.

Bürger.

*) Die Hofräthin Liste. Siehe Bürgers Leben von Althof, Th. 3. S. 203. Eben daselbst S. 266 wird Bürgers Gespensterfurcht bezeugt.

populärer und balladenmäßiger ist und seyn wird. Der Stoff ist aus einem alten Spinnstubenliede genommen. Vale.

Bürger.

Noch eins! Ich gebe mir Mühe das Stück zur Composition zu dichten. Es sollte meine größte Belohnung seyn, wenn es recht balladenmäßig und simpel componirt, und dann wieder in den Spinnstuben gesungen werden könnte. Ich wollte, ich könnte die Melodie, die ich in der Seele habe, dem Componisten mit der Stimme angeben!

Ich nehme noch ein Blatt, mein trauter Boie, weil ich noch nichts von Herdern gesagt und gefragt habe. Von wannen kommt er, und wohin fährt er? Wo hat er die schöne junge Frau her? Wird er lang in Göttingen bleiben? Und welchen Tag wird er ankommen? Gern möcht ich ihm auch meinen Bonsdies machen.

Nun Vale! zum zweitenmal. Schicken Sie mir fliegenden hamburgischen Blätter. Ich will dagegen auch mit meinen opusculis so kurz als möglich hinhalten.

Bürger.

VI.

Gelliehausen, den 17 Mai 1773.

— — — — — — — — — —

Wann werden Sie uns besuchen? Es blüht hier ein

radiesischer Lenz um uns her. In meinem Leben hab ich den Frühling so schön noch nicht gesehen. Er entzückt und begeistert mich so sehr, daß ich kein Wort singen und sagen kann. Deßwegen ist auch meine Ballade noch nicht zu Stande. Geduld! Geduld! Was lange währt, wird gut. Vale!

Bürger.

VII.

Gelliehausen, 27 Mai 1773.

— — — Lenore nimmt täglich zu an Alter, Gnade und Weisheit bei Gott und den Menschen. Sie thut solche Wirkung, daß die Frau Hofräthin *) des Nachts davon im Bette auffährt. Ich darf sie gar nicht daran erinnern. Und in der That, des Abends mag ich mich selbst nicht damit beschäftigen. Denn da wandelt mich nicht minder ein kleiner Schauer an. Wenn Sie solche unsern Göttingischen Freunden zum ersten Mal vorlesen, so borgen Sie einen Todtenkopf von einem Mediciner, setzen solchen bei einer trüben Lampe, und dann lesen Sie. So sollen allen die Haare, wie im Macbeth, zu Berge stehn.

Bürger.

*) Die Hofräthin Liste. Siehe Bürgers Leben von Althof, Th. 3. S. 203. Eben daselbst S. 266 wird Bürgers Gespensterfurcht bezeugt.

VIII.

Gelliehausen, 18 Juni 1773.

Hier, liebster Boie, kommt die Nachtfeier wieder zurück. Mit dem Umschmelzen, wenigstens wenn's von einigem Belang seyn soll, will's so nicht recht mehr gehn. Der Ton dieses Stücks ist mir schon so fremd geworden, tönt mir schon so weit hinten in der Ferne, und so dunkel, daß ich kaum noch drüber urtheilen und entscheiden kann. — Der, den Herder auferweckt hat, der schon lang' auch in meiner Seele auftönte, hat nun dieselbe ganz erfüllt, und — ich muß entweder durchaus nichts von mir selbst wissen, oder ich bin in meinem Elemente. O Boie, Boie, welche Wonne! als ich fand, daß ein Mann, wie Herder, eben das von der Lyrik des Volks, und mithin der Natur deutlicher und bestimmter lehrte, was ich dunkel davon schon längst gedacht und empfunden hatte. Ich denke, Lenore soll Herders Lehre einigermaßen entsprechen *). Mein Schirach! — und alle das lustige Gesindel seines Ge-

*) Den Ton der Ballade hatte Bürger mit seinen Göttingischen Freunden weit früher aus Percy's Relicks aufgefaßt. Herders Aufsatz in den fliegenden Blättern erhöhte des gleich empfindenden Dichters Begeisterung, daß er seine Lenore schneller und so vollendete.

lichters? ja, die werden sie anstarren, wie die Kuh das neue Thor, werden das Hohngelächter des Wahnsinns und des Unverstandes aufschlagen *).

Mit nächstem sollen Sie Lenoren haben, und vielleicht noch etwas ganz Neues. Addio!

Bürger.

IX.

Göttingen, den 28 Jun. 1773.

— — — — Ich freue mich nicht wenig, daß Sie so von Herders Buch durchdrungen sind. That ich nun nicht wohl; daß ich Sie zwang, es zu kaufen? Wann wird aber Lenore fertig? In acht Tagen bin ich fest entschlossen, zu ihm zu reisen. (Sagen sie Cr. nichts davon; ich will allein seyn!) Dann muß ich sie mit haben, und ihm doch zeigen. Ich lege eine alte Romanze (leider nicht ganz!) bei, die seine Frau mir geschickt hat. Verwerfen Sie sie mir ja nicht. — —

Boie.

X.

Am 8 Julius schrieb Bürger einen jubelnden Brief über Götz von Berlichingen. Darin meldet er:

Dieser G. v. B. hat mich wieder zu drei neuen Stro-

*) Jener Mann lernte damals in einem kritischen Magazin.

fen zur Lenore begeistert. Herr, nichts weniger, in ihrer Art, soll sie werden, als was dieser Götz in seiner ist. Aber in zwei Monaten wird sie noch nicht fertig. Hu! wie wird mich der Unverstand drüber anblöcken! Aber der kann mir — — —! Frei! frei! Keinem unterthan, als der Natur! —

Bürger.

XI.

Gelliehausen, 12 Aug. 1773.

„Gottlob! nun bin ich mit meinem schweren **Horatio** fertig," rief weiland Caspar Gottschling. — Gottlob! nun bin ich mit meiner unsterblichen Lenora fertig! ruf' auch ich in dem Taumel meiner noch wallenden Begeistrung Ihnen zu. Das ist Dir ein Stück, Brüderle! — Keiner, der mir nicht erst seinen Batzen giebt, soll's hören. Ist's möglich, daß Menschensinne so was Köstliches erdenken können? Ich staune mich selber an, und glaube kaum, daß ich's gemacht habe. Ich zwicke mich in die Waden, um mich zu überzeugen, daß ich nicht träume. Wahrlich! **cose dette mai ne in prosa ne in rime.** Ich muß mir selbst zurufen, was der Cardinal von Este Ariosto zurief: **Per dio, Signor Burgero, donde avete pigliate tante coglionerie?** Ei! Ihr Gesellen dort, wie tief werdet ihr die Hüte davor abnehmen müssen! Ich

schick' es aber hier noch nicht mit, sondern bring' es binnen acht Tagen selbst mit. Denn Keiner von euch allen, er declamire so gut er will, kann Leonoren auf's erste Mal in ihrem Geist declamiren, und Declamation macht die Halbscheid von dem Stück aus. Daher sollt Ihr's von mir selbst das erste Mal in aller seiner Gräßlichkeit vernehmen. Dann sollen Sie die Genossen des Hains in der Abenddämmerung auf ein einsames, etwas schauerliches Zimmer zusammen laden, wo ich, unbesorgt und ungestört, das Gräßliche der Stimme recht austönen lassen kann. Der jüngste Graf soll, wie vor Loths seligem Weibe, davor beben. Denn

have unfold a tale, whose lightest word
Will harrow up your souls, freeze your young blood,
Make your two eyes, like stars, start from their spheres,
Your knotty and combined locks to part,
And each particular hair to stand on end,
Like quills upon the fretful porcupine.

Ihr sollt alle mit bebenden Knieen vor mir niederfallen, und mich für den Dschinkis-Chan, d. i. den größten Chan in der Ballade erklären; und ich will meinen Fuß auf eure Hälse, zum Zeichen meiner Superiorität, setzen. Denn Alle, die nach mir Balladen machen, werden meine ungezweifelten Vasallen seyn, und ihren Ton von mir zu

Lehn tragen. Ihr luftiges Gesindel dort! ich will euch zeigen, qui siem? Ihr meint, ich könnte nichts mehr machen, wie ich habe munkeln hören? — Bonsdies! meine Wurzel ist noch nicht abgehauen, treibt noch herrliche Sprossen, und wird ihrer noch viele treiben. Alle Zungen auf Erden und unter der Erde sollen bekennen, daß ich sey ein Balladen-Adler, und kein Anderer neben mir.

Solltet aber Ihr, luftiges Gesindel, oder einige unter euch, so insolent seyn, und eure Kniee nicht beugen wollen, so will ich's mit der Lenore, wie die Sibylle mit ihren 9 Büchern bei'm Tarquin machen. Ein Drittel davon will ich gleich verbrennen, und wenn ihr dann vor den übrigen zwei Dritteln noch nicht niederfallen wollt, so soll auch das zweite Drittel in's Feuer. Vor dem letzten Drittel fallet ihr gewiß dann mit großem Geheul nieder. — Addio!

Bürger.

XII.

Göttingen, den 12 August 1773.

— — — Es ist jetzt ein Franzose hier, der auf Deutschen Geist, Deutschen Witz herumreiset *), von Ew. Wohlgeboren gehört hat, und Ihnen gern die Kniee des Herz-

*) Cacault der Uebersetzer von Ramler's Oden.

zens beugte, wenn Sie nicht immer in Ihrer Höhle lägen *). Der Almanach ist über halb fertig, und von Ihrer Ballade, Ihrer Epistel an meine Wenigkeit hört und sieht man nichts. Ich citire Sie hiemit, sub poena praeclusi et perpetui silentii, innerhalb acht Tagen allhier zu erscheinen, und öffentlich zu zeigen, weß Geistes Kinder sie sind.

Boie.

XIII.

Gelliehausen, den 14 August 1773.

— — — Diese Woche denk' ich noch gewiß zu kommen, und Lenoren zu bringen. — Der Franzose thut sehr wohl, daß er auch Uns seine Kniee beugen will. — Wir nehmen die Ehre, als wohlverdient, in hohen Gnaden an. Er könnte aber wohl eher zu Uns kommen, als wir zu ihm. Dieß Letzte läuft wider Unsere hohe Adler- oder vielmehr Condor-Würde. Denn der Titul eines Adlers scheint uns jetzt zu klein zu seyn; daher wir uns denn den eines Condors des Hains beigeleget **). Indessen meint

*) Anspielung auf die Göttingische Barbenfabel, die aus der Vorrede der letzten Ausgabe von Hölty (Hamburg 1804) bekannt ist.

**) Den Uebermuth dieses und des vorigen Briefes strafte der Hainbund in einem strengen Erlaß. Dagegen trotzte der Condor

Lehn tragen. Ihr luftiges Gesindel dort! ich will euch zeigen, qui siem? Ihr meint, ich könnte nichts mehr machen, wie ich habe munkeln hören? — Bonsdies! meine Wurzel ist noch nicht abgehauen, treibt noch herrliche Sprossen, und wird ihrer noch viele treiben. Alle Zungen auf Erden und unter der Erde sollen bekennen, daß ich sey ein Balladen-Adler, und kein Anderer neben mir.

Solltet aber Ihr, luftiges Gesindel, oder einige unter euch, so insolent seyn, und eure Kniee nicht beugen wollen, so will ich's mit der Lenore, wie die Sibylle mit ihren 9 Büchern bei'm Tarquin machen. Ein Drittel davon will ich gleich verbrennen, und wenn ihr dann vor den übrigen zwei Dritteln noch nicht niederfallen wollt, so soll auch das zweite Drittel in's Feuer. Vor dem letzten Drittel fallt ihr gewiß dann mit großem Geheul nieder. — Addio!

Bürger.

XII.

Göttingen, den 12 August 1773.

— — — Es ist jetzt ein Franzose hier, der auf Deutschen Geist, Deutschen Witz herumreiset *), von Ew. Wohlgeboren gehört hat, und Ihnen gern die Kniee des

*) Cacault der Uebersetzer von Ramler's Oden.

zens beugte, wenn Sie nicht immer in Ihrer Höhle lägen *). Der Almanach ist über halb fertig, und von Ihrer Ballade, Ihrer Epistel an meine Wenigkeit hört und sieht man nichts. Ich citire Sie hiemit, sub poena praeclusi et perpetui silentii, innerhalb acht Tagen allhier zu erscheinen, und öffentlich zu zeigen, weß Geistes Kinder sie sind.

Boie.

XIII.

Gelliehausen, den 14 August 1773.

— — — Diese Woche denk' ich noch gewiß zu kommen, und Lenoren zu bringen. — Der Franzose thut sehr wohl, daß er auch Uns seine Kniee beugen will. — Wir nehmen die Ehre, als wohlverdient, in hohen Gnaden an. Er könnte aber wohl eher zu Uns kommen, als wir zu ihm. Dieß Letzte läuft wider Unsere hohe Adler- oder vielmehr Condor-Würde. Denn der Titul eines Adlers scheint uns jetzt zu klein zu seyn; daher wir uns denn den eines Condors des Hains beigeleget **). Indessen meint

*) Anspielung auf die Göttingische Bardenfabel, die aus der Vorrede der letzten Ausgabe von Hölty (Hamburg 1804) bekannt ist.

**) Den Uebermuth dieses und des vorigen Briefes strafte der Hainbund in einem strengen Erlaß. Dagegen trotzte der Condor

Freund Sprengel, daß ich mich, wegen der Lenore, lieber für einen Parra (d. i. der Leichenvogel der Römer), halten sollte.

O Boie, wenn Sie mir einen recht großen Gefallen thun wollen, so schicken Sie doch ja die Almanachsbogen allzusammen. Es wird dieß der Epistel sehr zuträglich seyn. — Vale. Bürger.

XIV.

Den 6 September 1773.

Um's Himmels Willen, theurer Boie, warten Sie mit der Lenore noch bis auf den Donnerstag. Sie wird und wird gewiß fertig. Und ich hänge mich auf, wenn sie nicht dieß Mal mitgedruckt wird. Nehmen Sie doch lieber einen Bogen mehr. Der Besuch hat mich verhindert; wenn ich nun nur 4 Stunden in meine Gewalt bekommen kann, so soll's gar nicht fehlen. Ich will die Nacht zu Hülfe nehmen. Wenn sie auf den Donnerstag nicht konunt,

---

mit einer Verfügung, die so anfing: „Wir von und durch Uns „selbst Condor und Selbstherrscher aller Haine und alles Gefie„ders ꝛc. entbieten denen Eulen, Rohrdommeln, Wiedehopfen „und Rohrsperlingen in dem Schutt, Dorn- und Schilfgesträuch „zu Göttingen Unsern Condorlichen Zorn und Ungnade."

schließen Sie in's Henkers Namen die Bude zu. Aber bis dahin bitte ich Sie fußfälligst, warten Sie. Vale.

Bürger.

XV.

Gelliehausen, den 9 September 1773.

Hier ist endlich Lenore! Ich habe das, was vorher im Anfang erzählt war, dialogirt, weil mir jenes zu schleppend, dieß aber dem raschen lebendigen Ton des Stücks angemeßner schien. Aber Himmel! wie schwer ist mir der Dialog geworden! Und doch ist er mir noch nicht recht. Ich weiß zwar nicht, warum? Aber ich fühl' es. Lassen Sie es indessen nur einmal erst abdrucken, und schicken Sie mir vorher den Bogen; dann wird's mir wohl in die Augen fallen. Fragen Sie auch die Andern um Rath. Ich wollte, Sie convocirten ein Concilium, und nähmen das Stück recht fleißig und collegialiter in Untersuchung. Aber die Untersuchung muß nicht allgemein seyn, sondern in's Detail gehen. Auch hab' ich die liebe Zeit von aller eurer Weisheit, wenn ihr mir nicht, bei anstoßendem Fehler oder Mangel, das Fleckchen zeigt, wo ich eurer Meinung nach hätte hintippen sollen. Einige Stellen, wo ich Ausdruck und Versification verbessert haben möchte, hab' ich mit diesem Zeichen ⊙. bemerkt. Vale.

Bürger.

Apropos! Wenn Ihnen und Conſorten der Dialog zwiſchen Mutter und Tochter nicht gefallen ſollte, ſo geb' ich anheim, ob man ihn nicht gar weglaſſen könnte? Und zwar folgte dann auf die Strofe:

Und taumelte zur Erde
Mit wilder Angſtgeberde:

gleich die 12. Strofe, welche dann ſo geleſen werden müßte:

Nun wüthete Verzweifelung
Ihr in Gehirn und Adern;
Sie hub mit Gottes Fürſehung
Vermeſſen an zu hadern;
Zerſchlug den Buſen und zerrang
Die Hand bis Sonnenuntergang;
Bis auf am Himmelsbogen
Die Sternenheere zogen.

Quid vobis videtur? Alsdann wäre vielleicht nichts Matteres und Ueberflüſſiges im ganzen Stücke mehr.

Bürger.

(In Bürger's Leben von Althof wird Th. 3. S. 206 geſagt: „Die ſo berühmt gewordene Lenore äußerte ihre volle Wirkung zuerſt in dem poetiſchen Zirkel zu Göttingen, dem nichts davon verrathen worden war. Als ſie vorgeleſen wurde, und Bürger bei der Stelle:

Rasch auf ein eisern Gitterthor
Ging's mit verhängtem Zügel.
Mit schwanker Gert'' ein Schlag davor
Zersprengte Schloß und Riegel,

mit seiner Reitgerte an die Thür des Zimmers schlug, sprang Friedrich Stolberg in vollem Schrecken vom Stuhle auf.“ Die bisherigen Briefe zeigen, daß Bürger den Göttingischen Freunden nicht nur einzelne Strofen mittheilen ließ, sondern auch das Ganze zur Beurtheilung empfahl. Erst nach dem Abdrucke hörten ihn mehrmals besuchende Freunde das Gedicht vorlesen; einst, da ich selbst dabei war, in seinem Gartenhause. Fensterladen und Thüre waren verschlossen; bei der gedachten Stelle ward auf einen Schlag des draußen stehenden Rhapsoden die Flügelthüre geöffnet. Ich weiß nicht, wie es Andern ergangen ist. Uns ward das Gräßliche durch solche Zurüstungen nicht vermehrt.

Boie's kritischer Brief, auf welchen der folgende sich bezieht, ist verloren).

XVI.

Gelliehausen, den 16. September 1773.

Einige Veränderungen zur Lenore hab' ich gemacht.

Die übrigen mögt Ihr selbst machen. Ihr Herrn, das ist keine Kunst, daß Ihr bloß sagt, das und das taugt nicht. Das seh' ich oft, leider Gottes! selbst wohl. Aber anders machen sollt Ihr! Und das wird einem Fremden oft leichter, als dem Verfasser selbst. Bei einigen ist es geschehen; wir wollen also Pünctchen für Pünctchen durchgehen. Zuvor aber noch etwas Allgemeines! Die tiefe Frau, welche unter Rabnern noch studirt hat, und, ehe sie nach Göttingen gekommen, ihren Vers verstanden hat, soll die Nase gewaltig gerümpft haben. Dergleichen nun sind mehrere. Alle **beaux esprits à la mode**, die ein Collegium über den Batteux gehört, oder etwa Gellerts Fabeln, den Hagedorn und Jacobi gelesen haben, und sich nun zu Kennern und Kunstrichtern sattsam qualificirt halten, die Alle3 über den ihnen bekannten Leisten schlagen, und nicht begreifen können, daß es außer diesen noch hundert andere stattliche Leisten **in rerum natura** geben könne; alles dieß Gesindel wird Maul und Nase aufsperren, und ein entsetzliches Zetergeschrei anheben. Wehe mir! wenn ein Journalist von dieser Façon zuerst in's Horn stößt. Wenn er parodirt:

Hahe! hahe! ha hop hop hop!
Der Unsinn reitet im Galopp.

Bald wird das Tollhaus volle;
Wie dichten die Dichter so tolle!

Mein liebster, liebster Boie! was meinen Sie, wenn so ein Criticaster anhebt, werde ich mit meinem besten Stück nicht das Märchen des Landes werden? — Es geht zwar Jedem so, der eine neue Bahn betritt, und wie ist's nicht Klopstocken gegangen, dem wir doch Alle nicht werth sind die Schuhriemen aufzulösen. Aber es ist doch ärgerlich. — Sollte man dem nicht durch einen tüchtigen Trumpf zuvorkommen können? Wie, wenn man zum Motto drüber setzte:

Deß spott' ich, der's mit Klüglingsblicken
Richtet, und kalt von dem Batteux triefet.

Oder wie, wenn man im Register die Note anhängte:

Vor den Kennern, auch vor den bloßen Natursöhnen fürchtet sich der Verfasser dieses Stücks nicht sonderlich, aber vor den Kunstrichtern und beaux esprits à la mode ganz entsetzlich. —

So weit hatt' ich gestern geschrieben. Über Nacht, Freund, bin ich des heiligen Condorgeistes voll gewesen, und habe drei so herrliche Strofen zugemacht, daß Ihr vor Freude mit den Flügeln klappern werdet. Es kam kein Friede in meine Gebeine die ganze Nacht, und selbst im Traume

dichtete ich. Eure Idee, die weite Reise anzudeuten, konnte schwerlich besser hineingewebt werden. Aber, Leutchen, nun bitt' ich euch auch, helft mir noch zu einigen kleinen Veränderungen, die mir schlechterdings nicht glücken wollen. Wohlan! laß uns eure Kritiken durchgehn.

Str. 3. Gottlob! ꝛc. Wenn's nicht anders seyn kann, so nehmen Sie Weib und Mutter.

Str. 4. Nicht Einer, so da kamen. Wenn die Ellipse zu stark ist, so nehmen Sie die vorgeschlagene Veränderung. Statt taumelte zur Erde, will Cramer lieber und warf sich behalten, weil es mehr eine eigenmächtige Handlung seyn muß. Und er hat wohl Recht!

Str. 6. Das Schleppende von: und er erbarmt sich unser, wird vermieden werden, wenn man liest: Gott! Gott erbarmt sich unser!

Str. 9. Kein Oel ꝛc. Diese Verse haben nicht gefallen wollen. Sie sind freilich wohl zu spitzfindig und witzig. Allein die hohe Verzweiflung ist allerdings witzig. Meinethalben mögen sie wegbleiben. Ich will aber keine andere. Man kann allenfalls die: Bei Gott ist kein Erbarmen! O weh! ꝛc. wieder

nehmen. Denn die Verzweiflung und jeder hohe Affect ist arm an Ausdrücken, und wiederholt ein und eben dasselbe öfter.

Str. 11. Bei Wilhelm nur ꝛc. lesen Sie: Bei ihm, bei ihm ꝛc.

Str. 15. lies: Herzliebster! erst herein geschwind! — Herzliebster, zu erwarmen.

Str. 17. Komm, komm! ꝛc. lies: Herzliebchen, komm! der Mond scheint hell ꝛc. Das: Wir und die Todten ꝛc. tadeln Sie, deucht mir, mit Unrecht. Denn es soll eine Zweideutigkeit seyn. Das Mädchen muß denken, daß wir und die Todten zweierlei sind. Sie versteht es so: wir reiten schnell wie die Todten. Zugleich liegt mystisch in dem wir und die Todten, daß der, welcher es sagt, ein Todter selbst mit ist. Das Hurrah! kann hier durchaus noch nicht stehn. Bevor sie nicht wirklich schon im vollen Reiten sind, hat dieser Ausruf keine Statt. Über dieß sagt der Geist hier eine Persuasion, nämlich: O ja, wir wollen schon noch hinkommen, denn der Mond scheint hell, und wir reiten schnell, wie die Todten. Heißt es hier gleich Hurrah! so sagt er ja beinahe

offenbar, ich bin ein Todter, und reite schnell. Das muß er aber nicht! Beherzigen Sie dieß.

Str. 19. Statt: Und Liebchen, l. Herzliebchen schürzte ꝛc. — Weil Sie doch das Haho! nicht leiden mögen, ob ich schon hier den Fuhrmannsruf nicht, sondern einen Reiterruf höre, so lesen Sie in dieser Strofe: Und als sie saßen, hop! hop! hop! Ging's fort ꝛc. *). Was ich aber mit den beiden letzten Zeilen: Der volle Mond schien ꝛc. machen soll, weiß ich nach meinem neuen Einschiebsel noch nicht. Séd videamus infra! Nach dieser 19. Strofe schieben Sie ein:

Zur rechten und zur linken Hand,
Vorbei vor ihren Blicken,
Wie flogen Anger, Heid' und Land! —
Wie donnerten die Brücken!
„Graut Liebchen auch? der Mond scheint hell!
„Hurrah! die Todten reiten schnell! —
„Graut Liebchen auch vor Todten? —
„Ach! Nein! doch laß die Todten!

*) So steht's im Almanach. Später brachte der Dichter ein neues Getön hinein: Und hurre hurre, hop hop hop.

Nun weiter:

Was klang ꝛc.

Str. 22. statt Haho! ꝛc. I. Und immer weiter hop! hop! hop! Ging's fort ꝛc.

Nach dieser Strofe schieben Sie ein:

Wie flogen rechts, wie flogen links
Die Hügel, Bäum' und Hecken!
Vorbei im Nu des Augenwinks
Die Dörfer, Städt' und Flecken!
„Graut Liebchen auch? der Mond scheint hell!
„Hurrah! die Todten reiten schnell!
„Graut Liebchen auch vor Todten?
„Ach! laß sie ruhn die Todten!

Wenn die dritte Zeile nicht populär genug wäre, so wiederholen Sie die erste noch einmal: Wie flogen rechts, wie flogen links ꝛc. Wird sich nicht übel ausnehmen. Oder: Wie flogen links, und rechts und links. Wahrlich! dieß scheint das Beste. Ja! Ja! dieß müssen Sie durchaus nehmen.

Str. 24. I. st. Haho! ꝛc. Und weiter weiter hop! hop! hop! — Ging's fort ꝛc.

Nach dieser Strofe schieben Sie ein:

Wie flog, was { unten / rund der } Mond beschien,

{ Welt hinten / Wie flog es } in die Ferne!

Wie flogen oben überhin
Der Himmel und die Sterne! *

„Graut Liebchen auch? — Der Mond scheint hell!
„Hurrah! die Todten reiten schnell! —
„Graut Liebchen auch vor Todten? —
„O weh! laß ruhn die Todten!

* Ist diese Stelle nicht stark und groß? Bei einem menschlichen Ritte wäre sie wohl zu übertrieben; aber bei einem Geisterritte wo in einer Stunde hundert Meilen zurückgelegt werden, ist sie trefflich. Ich thue mir nicht wenig darauf zu Gute.

Leutlein! was sagt ihr zu diesen Einschiebseln? Sind sie nicht überköstlich? Und konnte eure Idee vollkommener ausgedrückt werden? Ich muß für euren mir gegebenen Wink von Herzen danken. Im Übrigen bin ich mit Ihren Vorschlägen zufrieden; als z. E. statt: Juchhei! Sieh da! Sieh da! u. s. w. Aber, statt gurgle ist singe zu schwach. Der Geist muß eine eigene gräßliche Sprache führen, und das gurgeln klingt mir gräßlich. Eben weil

kein andrer lebendiger Mensch so spricht, so muß ein Gespenst so sprechen. Auch muß der Küster, der ein Gespenst ist, nicht singen, sondern gurgeln. Beherzigen Sie dieß; und dann machen Sie, wie Sie wollen. Ich bin ganz und gar auf meine Meinung nicht erpicht.

Aber nun, Freund, was machen wir mit den Zeilen: Der volle Mond schien helle; wie ritten die Todten so schnelle? Die können nun gar nicht bleiben. Und doch martre ich mich vergebens, andre an die Stelle hinzuschaffen. Sollten etwa die nun Platz finden? Durch Korn und Dorn und Wälder, — Durch Wiesen, Thal' und Felder! — Gar sonderlich auch nicht. Kurz, ich weiß mir hier weder zu rathen, noch zu helfen. Himmel! Ihr Adler dort, sind eurer so viel, und euer Name heißt Legion! Könnt ihr mir denn allzusammen mit nichts unter die Arme greifen? Ich dächte, ihr müßtet es können. Die Idee, welche darin liegen muß, ist schneller Ritt, oder doch, was auf's Reiten sich bezieht: vom Pferde, vom Sporn, oder von so etwas. Versucht es doch! Ihr werdet ja so viel in meine Seele dichten können. Wenn's auch nur taliter qualiter ist *). Einige unvollkommene

*) Es heißt nun: Daß Roß und Reiter schnoben

Stellen werden nicht so bemerkt werden. Ist doch das Meiste, das Größte, das Ganze gut. **Opere in longo fas est obrepere somnum.** Und Lenore ist doch wirklich ein **longum epos.** Der Henker! Zwei und dreißig Strofen nunmehr! — O wenn ich das Werklein nur erst gedruckt sähe! Leben Sie wohl, mein lieber Boie, und thun Sie als ein Vater an meinem Kinde! Vor jetzt muß ich die Hand abziehen; ich bind' es nun auf Ihre Seele. **Vale faveque.** Bürger.

XVII.

Göttingen, 18 September 1773.

— — — Ich bin in sehr hohem Grade von der Lenore entzückt; Alle, die sie hören, sind's. Lachen Sie der Kunstrichter, und seyn Sie ruhig. Hab' ich Str. 3 durch Kind und Mutter den rechten Mittelweg getroffen? Str. 4 ist zwischen taumelte und warf sich Alles getheilt. Mit der Angstgeberde ist Keiner recht zufrieden, aber wir wissen nichts Besseres. Str. 8 hieß es nicht vorher: Deß hat er nimmermehr Gewinn! und ist das nicht besser? Str. 9 ist mir Nacht und Graus [illegible]

---

und Kies und Funken stoben. Ich weiß nicht mehr, wessen Abänderung.

etwas anstößig. Str. 11, wiederholt der Schmerz auch Worte, die nicht vorher da waren? Hölle, doch, — ich hab' wohl Unrecht. Str. 12. Einigen scheint die Verzweiflung unnöthigerweise ausgemacht. Vielleicht wär' es nicht übel, wenn uns der Dichter ein Bischen in Lenorens Kämmerlein gucken ließe. Die Scene ist so gar nicht angegeben. Außen heißt's hernach: Wo ist innen? Man weiß nicht recht, wo die Worte der Verzweiflung ausgestoßen werden. Str. 14. Wider das Herzliebster hab' ich noch was. Vielleicht weil ich an Wilhelm gewöhnt war. Ich sehe wohl, Sie wollten den Namen nicht so oft wiederholen. Str. 15. erst herein. Ich hätte fast lieber das alte trein herein. Str. 16, klirrt der Sporn, will Einigen nicht recht behagen, und scheint des Reims wegen da. Ich weiß doch nicht . . — Str. 19. Da ist nun das Schlimmste. Wie sollten die Verse voll werden? Wir haben Alle versucht. Keiner kann. Nur der Dichter der Lenore selbst kann sie recht machen. Ich kann nicht helfen. In einem Liedchen flickt wohl noch ein Fremder ein glückliches Zeilchen herein; in einem so originalen Stücke schwerlich. Hier ist das Resultat unsrer Berathschlagungen. Die drei neuen Strofen sind vortrefflich, den schönsten im Stücke gleich, erfüllen auch ihren Zweck vollkommen. Der Gang

des Stücks ist lebendiger, interessanter dadurch geworden. Wie aber, wenn wir doch das der Mond scheint hell — schnell, das im Munde des Reiters nicht recht klingt, herausnähmen (ersetzen wollen wir schon), und es an der alten Stelle ließen:

— — — — Galopp.
Die Todte reiten schnelle
Der volle Mond schien helle.

Nun fortgefahren folgen die neuen Strofen sehr natürlich. Die Todten ritten sag' ich nicht, weil Lenore nicht todt ist. Es ist nun gleichsam eine Anmerkung des Dichters, die Geschwindigkeit des Ritts begreiflich zu machen. Der Mond erhellt nun die Scene, und der volle Mond gehört ja ohnedieß mit in das Gespenster-Appareil. Wenn nur die letzte Zeile nicht ein Bischen schleppte. Das Hurra büß' ich auch ungern ein. Wie ersetzen wir aber nur? Wieder aus der alten Ballade: „Graut Liebchen? nein, bin ja bei dir!" Und nun fortgefahren:

Graut Liebchen auch vor Todten?
Graut Liebchen? — Sollte grauen mir?

Oder:

Graut Liebchen auch? — Wie sollte mir?
Ich bin, mein Wilhelm, ja bei dir. —

Ich geb' Ihnen nur die rohe Idee. Sie werden schon was draus machen, wenn sie gut ist. Nun noch Str. 28 scheint uns der Übergang zu rasch. Eine neue Strofe könnte sie einleiten, wieder die Scene mehr bezeichnen. Str. 27 spricht so der Reiter; Str. 28 wieder. Doch ich fordre wohl zu viel. Wo ich nicht widersprochen, sind wir mit Ihren Änderungen und Rechtfertigungen ganz zufrieden. Wider den ganzen Schluß ist kein Wort zu erinnern. — — Es ist spät. Ich will bis morgen früh aufhören; vielleicht fällt mir da noch was ein. — — Aber doch noch eins. Str. 26. Das prasseln scheint uns nicht das rechte Wort, aber wir suchen vergebens das rechte; rasseln auch nicht. Die Geister prasseln nicht. Das husch malt vortrefflicher, hinten nach gefahren vielleicht; aber wo kriegen wir nun den Reim. — — Guten Morgen! Ich weiß nicht gleich was mehr. Und vor der Predigt muß der Bote aus dem Thor, sonst kommt er erst um Mittag, und das ist zu spät. Addio. Boie.

XVIII.

Gelliehausen, Morgens, 19 September 1773.

Sieh da! Sieh da! Ihr Bote mit der Lenore. O wie haben Sie mich ergetzt! Indessen für Lenoren würd' es, glaub' ich, vortheilhafter gewesen seyn, wenn ich sie gestern

schon bekommen hätte. Ich war in sehnlicher und begeisternder Erwartung, und siehe! als sie außen blieb, ward Alles wieder schlaff. Wir wollen sehn, was noch daran zu thun ist. Zum Henker! müßt ihr denn auch immer Recht haben. So wahr der Herr und meine Seele lebt! ich dacht's lange, daß zwischen die 11. und 12., auch zwischen die 27. und 28. etwas angeschoben werden müßte. O heiliger Condorgeist, laß dich doch diese Nacht wieder auf mich herab! Vale. Bürger.

XIX.

Gelliehausen, 20 September 1773.

Kurz, ich habe weder gestern noch heute Zeit gehabt, was zu emendiren. Meine Hand ist lahm von allem Schmieren, und an der Brust ist mir ganz übel von allem Sitzen. Spr. und Cr. sind da; vielleicht schicke ich morgen noch etwas durch diese.

Str. 3. Kind und Mutter ist gut. Str. 4. Meinetwegen taumelte, oder warf sich. Statt der Angstgeberde nehmen Sie wüthender oder schrecklicher. 8. Meinethalben: Deß hat er nimmermehr Gewinn. Str. 9. Was fehlt dem Nacht und Grau[illegible] Str. 12. Ich finde nicht, daß die Recapitulation unrecht [illegible] Ich dachte eine Strofe zwischen zu schieben, daß Lenore wäh[illegible]

nach Haus transportirt worden finde es aber in der That unnütz. Es würde weiter nichts, als lang gedehnte Kauerei und Erzählung seyn, die nichts Interessantes hätte. Immerhin mag man die Scene, wo die Worte der Verzweiflung ausgestoßen werden, nicht wissen. Was liegt dran zu wissen, ob die Scene unter freiem Himmel oder in der Kammer ist? Das macht nichts zur Sache. Auch ist Lenore unstreitig, da es nun nachtschlafende Zeit ist, in ihrer Schlafkammer; und warum soll man dem Leser den Transport hieher sagen? Das kommt mir vor, als wie: Den ersten erhoben sich Ihre Kaiserliche Majestät nach Wetzlar; den zweiten brachen sie von da wieder auf, und erhoben sich nach — —.

Str. 11 muß heißen:

Bei ihm, bei ihm ist Seligkeit,
Und ohne Wilhelm Hölle.

Sonst kommt ist, ist, zu oft. Herzliebster ist, deucht mir, recht balladisch und gut.

Str. 15. Nicht rein? Str. 16: klirrt der Sporn, habt ihr alle, so viel eurer es tadeln, brevi manu, Unrecht. Nicht des Reims, sondern der Sache wegen ist's da. Man muß sich in den Spornen eines Gespenstes eine magische Kraft vorstellen. Alles erinnert ihn, zu eilen, der Rappe, der Sporn fängt von selbst an zu klirren, als wär' er be-

gierig, bald wieder zu stacheln. Ach! ich merke, ihr seht und begreift die tiefe Vortrefflichkeit noch nicht allenthalben.

Was soll ich aber mit den beiden Zeilen Str. 19 anfangen? Ich weiß bis jetzt noch nichts. Vielleicht morgen durch Er. Glaubt mir, es würde immer noch am besten seyn:

Der volle Mond schien helle;
Wie ritten die Todten so schnelle!

Ich weiß nicht, ich habe mir dieß nicht erkünstelt, sondern gleich anfangs hat mir's vorgeschwebt, daß es so seyn müßte. Der jüngste Graf Stolberg hatte accurat mein Gefühl. —

In dem Folgenden aber, Graut Liebchen auch, denke ich doch immer, Meins muß bleiben. Denn es wird mit dem: Nein, ich bin ja bei dir, ein Mal nicht, und zweitens ein Widerspruch gesagt. Soll sie alle drei Mal sagen: nein, mich graut nicht? und doch sagt sie das zweite Mal: ach! laß sie ruhn, und zum dritten: O weh! laß ruhn die Todten, wodurch sie bekennt, daß sie sich allerdings und immer mehr fürchtet. Str. 19 ist freilich der Übergang zu rasch, und der Reiter spricht zu schnell auf einander; aber noch weiß ich nicht zu helfen. Morgen, oder gar nicht.

St. 26. Prasseln oder rasseln hab' ich freilich nur aus Noth damals genommen; eigentlich wäre in der vierten Zeile wühlet das rechte Wort:

Im dürren Laube wühlet.

Aber woher der erste Reim?

Ward hinten nach gefühlet?

Geht auch nicht; also etwa so:

Ward hinten nach gehöret, —
Das dürre Laub durchstöret, oder
Durch dürre Blätter fähret.

Aber fähret ist doch auch nichts; müßte fährt heißen. Lesen Sie doch Str. 3. Und überall all überall. Das ist rechte, gute, expressive Volkssprache.

Fähret geht Str. 26 doch wohl an. Denn man sagt: Der Wind fähret, wo er will, du höreſt sein Sausen ꝛc. *). Wenn nichts anders morgen kommt, so macht es, wie ich hier meinen Willen erklärt habe. Es muß ja gerade

*) Aus Luther's Bibel schöpften mehrere unsrer Vorzüglichen ihr edleres Deutsch, welches von Manchem, der nur die heutige Umgangssprache versteht, Undeutsch gescholten wird. Auch für die Sprache beten wir: Erhalt' uns, Herr, bei deinem Wort!

nicht Alles exquisit seyn, sonst bliebe ja gar nichts zur zweiten Edition übrig. Vale. Das heißt geschmiert.

Bürger.

XX.

Gelliehausen, 27 September 1773.

Nun fange ich nach und nach an, für Lenorens Schicksal ruhig zu werden. Denn Griechen und Ungriechen bewundern sie. Sie schweift jetzt schon auf dem Eichsfelde bei dem eichsfeldischen Adel umher. Ich recitirte sie vorige Woche in Sennickerode, und hatte das Vergnügen, daß jede Stelle, die ich bewundert haben wollte, schon bei'm Hersagen mit Verzuckung und applaudirendem Ausruf bemerkt wurde. Alle diese Beispiele werden mir Bürge dafür, daß Bewegung drinnen ist. Auch muß Natur und Deutlichkeit genug für das Volk drin seyn, weil sie gleich, ohngeachtet der Sprünge und des abwechselnden Dialogs, ganz verstanden wird. Nächstens will ich nun auch die Probe mit unsrer Christine*) machen. Vor Keinem fürcht' ich mich nun noch, als vor den Batteuxianern, oder den tiefen Leuten, die unter Gellert und Rabener studirt haben.

Vale.

Bürger.

---

*) S. die Anm. zum ersten Briefe.

Mein Dichterruhm hat das ganze Eichsfeld bereits durchdrungen, und die dortigen Beamten, z. E. Herr von Z., fangen auch an, aus Eifersucht Verse zu machen, die aber kein Mensch bewundern will. Seht, Herr Boie, wie berühmt wir werden! Bürger.

XXI.

Gelliehausen, 11 October 1773.

Kund und zu wissen männiglich, insonderheit denen es zu wissen vonnöthen, daß ich wieder ein rasches muthiges Gefieder ausgebreitet habe. Es hat scharfe Fänge, einen gierigen Schnabel, und sein Geschrei verräth nicht wenig innerlichen Grimm. Sobald ihm noch einige Schwungfedern gewachsen seyn werden, soll's zu Euch fliegen *).

Bürger.

*) Der wilde Jäger, den der muthige Dichter hier ankündigt, ward durch häusliche Unruhen gehemmt, und erhielt nicht die Frische der ersten Begeisterung.

3.

Vorrede zur ersten Ausgabe der Gedichte *).

Einige meiner bisher einzeln erschienenen Gedichte haben, das weiß ich gewiß, vielen wackern Leuten gefallen, und von andern, wofern eigenes Urtheil nicht gänzlich fehlt, darf ich ein Gleiches vermuthen. Der Entschluß also, sie in einen eigenen Band für meine Freunde zu sammeln, scheint keiner Entschuldigung weiter zu bedürfen. Denn warum sollte ich nicht in ein Haus gehn, wo ich nicht ungern gesehen zu werden hoffen darf?

Darum aber ist es mir noch lange nicht gemüthlich, mit der Geberde des Dünklings, der sich oft so gern für edeln Stolz verkaufen möchte, mein selbstzufriedenes Ich hier vor mir her zu lächeln, oder zu schnauben. Denn, wenn auch der Beifall, der mir widerfährt, wohlverdient und von unvergänglicher Dauer wäre, so weiß und fühlt es doch gewiß und wahrhaftig keiner meiner Brüder lebhafter, als ich, daß es noch andere Verdienste zu Tausenden in der Welt gebe,

*) Göttingen 1778.

denen das Verdienst, gute Verse zu machen, die Schuhriemen auflösen muß; wiewohl es nun freilich unläugbar der Lauf irdischer Dinge mit sich bringt, daß das Ehrensiegel auf der Stirn des Dichters heller und dauerhafter ausgedruckt ist, als auf den meisten andern. Ich selbst habe daher nie, weder mit Mund, noch Herzen, das Aufheben davon gemacht, welches meine gütigen Freunde davon zu machen beliebt haben. Das werden mir alle diejenigen bezeugen, die je mit mir umgegangen sind, und ein scherzendes Eigenlob, womit ich wohl bisweilen zu spielen pflege, von dem ernstlichen zu unterscheiden wissen. Überdieß weiß ich auch sehr gut, wie leicht Einem der Wind der Laune und Mode, selbst wider Verdienst, Beifall entgegen wehen, und wie geschwinde sich dieser oft wenden könne. Ich weiß sehr gut, daß nicht alle meine Gedichte Allen, ja selbst meine besten nicht Allen gefallen werden. Manche verdienen und erhalten vielleicht gar keinen Beifall. Denn der Geist hat, wie der Leib, seine Anwandelungen von Schwachheit; und nicht aller Menschen Seelen sind mit einerlei Saiten bezogen, nicht alle haben gleiche Stimmung.

Darum aber ist es mir wiederum noch lange nicht gemüthlich, in dünnethuender Demuth, auf allen Vieren, vor den Schämel der Kritik, sie sey, welche sie wolle, zu krie-

chen, und für irgend eins meiner Werke um Gnade zu bet-
teln. Denn ich lebe und sterbe des Glaubens, daß keinem
darstellenden Werke, welchem die Natur lebendigen Odem
in die Nase geblasen hat, tausend und abermal tausend
Schämelrichter, — was, Schämelrichter? selbst Thronrichter
nicht! nur ein Härchen krümmen können. Ich lebe und
sterbe des Glaubens, daß tausend und abermal tausend Schä-
mel- und Thronrichter zu ohnmächtig sind, ein an sich sol-
ches Werk zu Gesundheit und Leben zu befördern. Mithin
habe ich an diese Herren schlechterdings nichts zu bestellen.

Wandelt demnach hin, ihr Kinder meines Geistes und
Herzens, schon von Haus aus mit euerm unvermeidlichen
künftigen Schicksale geschwängert! Wandelt hin, entweder
selbstständig in angeborenem Vermögen, oder hinfällig durch
eigene innere Schwachheit! Niemand kann euch nehmen, was
ich euch gab; Niemand geben, was ihr von mir nicht em-
pfinget. Nicht alle werdet ihr sterben; das weiß ich, das
darf ich sagen, dessen darf ich mich freuen. Nicht alle wer-
det ihr im Strome der Zeit oben bleiben; das weiß ich
eben so gut, und darf es nicht verschweigen. Sollte ich
aber drob zagen und trauern? Keinesweges! Um eurer ge-
sunden Brüder willen mag man euch verzeihen. Und wenn
ihr nun auch dahin sinkt, was ist es denn mehr? — Kann

sende sind vor euch versunken, Tausende werden euch nachfolgen, ohne von gesunden wackern Brüdern zu Grabe gesungen zu werden.

Erreicht habe ich mein Ziel, worauf ich, seit der Zeit, da die Begriffe von Natur und Wesen darstellender Bildnerei etwas mehr in meinem Kopfe sich aufgeklärt haben, meistens losgesteuert bin, wenn meine Lieblingskinder den Mehrsten aus allen Classen anschaulich und behaglich sind. Und warum sollte mich es nicht freuen, daß es bei verschiedenen, wo ich dieß Ziel mit Vorbedacht scharf auf das Korn genommen hatte, und welche durch das ganze Volk, — worunter ich mit nichten den Pöbel allein verstehe, — gäng' und gebe geworden sind, mir gelungen ist, zu bestätigen die Wahrheit des Artikels, woran ich festiglich glaube, und welcher die Axe ist, woherum meine ganze Poetik sich drehet: Alle darstellende Bildnerei kann und soll volksmäßig seyn. Denn das ist das Siegel ihrer Vollkommenheit!

Ich war erst Willens, mein ausführliches Glaubensbekenntniß hierüber an diesem Orte in das Archiv meines Zeitalters, unbekümmert um den Ab- oder Beifall meiner gelehrten verskünstelnden Zeitgenossen, für die Nachkunft nieder zu legen. Da mir dieß aber unter andern auch die Enge des vorgesetzten Raums verbietet, so bleibt es mir

auf ein anderes Mal bevor, zu zeigen, wie eigentlich Volks-Poesie, die ich als die einzige wahre anerkenne, und über alles andere poetische Machwerk erhebe, beschaffen und möglich sey. Vielen von denen, die jetzt leben, ist das freilich Ärgerniß oder Thorheit. Aber Geduld! Das Joch,

Nicht auf immer lastet es! Frei, o Deutschland,
Wirst du dereinst! Ein Jahrhundert nur noch,
So ist es geschehen, so herrscht
Der Natur Recht vor dem Schulrecht.

Ich darf nicht schließen, ohne Eins und das Andre, wa[illegible] diese Sammlung im Einzelnen betrifft, erst noch zu sagen[illegible]

Man hat mir erzählt, — denn ich lese solches Geschr[illegible] fels blutwenig, und höre überhaupt lieber, was man [illegible] und da sagt, als ich lese, was ein Stubenschwitzer schreibt, [illegible] erzählt hat man mir, daß hypochondrische oder hysteri[illegible] Personen in einigen meiner Gedichte Anstoß und Ärge[illegible] gefunden haben. Nachdem ich solche Stellen genau [illegible] meinem Kopfe und Herzen geprüft, so habe ich befun[illegible] daß das Ärgerniß nicht so wohl gegeben, als genommen [illegible] Da es mir nun erlaubt seyn wird, dafür zu halten, [illegible] mein Kopf keinem Schafe, und mein Herz keinem Sch[illegible] ken gehöre, so habe ich solche Stellen getrost stehen la[illegible]

Eine weitläuftige Apologie dafür zu schreiben, hieße dem gesunden Menschenverstande ein Ärgerniß geben. Denn es leuchtet schon an sich in jedes gesunde Auge, daß es jämmerliche Dummheit sey, die Mutter Gottes, oder gar den Weltheiland, für entehrt zu achten, wenn ein Dichter zur Erhöhung seines darzustellenden Ideals von vollkommener Leibesschönheit und Tugend hinzusetzt:

Heiliger und schöner war
Nur die Hochgebenedeite,
Die den Heiland uns gebar.

In der ersten Leseart stand zwar kaum, für nur; aber das ist nach Sinn und Sprache einerlei. Wenn der Mutter Gottes die höchste weibliche Schönheit und Tugend beigelegt wird, so dächte ich, selbst der strengste Katholik könnte nicht mehr verlangen. Eine Person aber muß schlechterdings in der Welt gewesen seyn, die ihr hierin am nächsten gekommen ist. Ist es denn nun wohl Sünde, wenn der Dichter sein Ideal auf die nächste Stufe unter ihr stellt? — Aber ich weiß wohl, woher sich so manche unsinnige Urtheile entspinnen. Es singt wohl kein Dichter ein Liebeslied, das die Einfalt nicht seinen wirklich erlebten Liebesgeschichten anpaßt. Irgend ein Pinsel weiß vielleicht, daß der Dichter dieß oder jenes Mädchen liebt, oder geliebt hat. Nun fängt er an,

zu vergleichen, und da muß es denn freilich auffallend seyn, das wirkliche Mädchen dem besungenen Mädchen der Einbildungskraft so weit nachstehen zu sehn. Aber wer heißt euch denn vergessen, daß Dichter — Dichter sind? Petrarca's Laura ist gewiß und wahrhaftig das nicht gewesen, was die unsterblichen Lieder des Dichters aus ihr gemacht haben. Mein erwähntes Lied ist eine Phantasie, im Geiste der Provenzal- und Minnedichter. Die Geschichte erwähnt nichts davon, daß im zwölften und dreizehnten Jahrhundert ein Dichter über Stellen in den Bann gethan worden wäre, worüber den Zeloten des achtzehnten die dummen Augen zum Kopfe heraus schwellen.

Ja, wird man mir nun einwenden, dem gesunden Verstande hast du freilich kein Ärgerniß gegeben; aber, Dichter, du solltest doch auch der Schwachheit schonen. Ich antworte hierauf: Es ist zwar wider meinen Charakter, die Schwachheit nur unschuldiger Weise zu ärgern; aber sich auch immer und ewig nach ihr zu geniren, gibt der Mensch kein Gedeihen. Ich hüte mich vor den Krankenstuben; ich heißt die Kranken zu mir kommen und von meinen Speisen naschen? Was ist wohl, ich will nicht sagen, Gleichgültiges, sondern selbst ausgemacht Gutes und Vortreffliches in der Welt, worüber sich schlechterdings keine schwache Se

ärgerte? Der Gläubige ärgert sich über den Ungläubigen; und der Ungläubige über den Gläubigen. Selbst über dich, — wer steht dafür, daß nicht selbst über dich, o Johann Ihrend's wahres Christenthum, Tausende sich schon geärgert haben, Tausende noch ärgern werden?

Um derjenigen willen, die von der Originalität eines darstellenden Werks und dem Verdienste seines Verfassers, Gott weiß! was für seltsame Begriffe haben, muß ich offenherzig gestehen, daß ich den Inhalt zu einigen Gedichten aus fremden Sprachen entlehnt habe. Man bilde sich aber nicht ein, als ob ich in solchen Fällen das Original vor mir liegen gehabt und Zeile bei Zeile verdolmetschet hätte. Öfters hatte ich das fremde Gedicht vor Jahren gelesen; sein Inhalt war meinem Gedächtnisse gegenwärtig geblieben; diesen stellte ich Deutsch dar, und gab ihm Bildung und Farbe aus eigenem Vermögen. Wer von dem Verhältnisse dieser meiner deutschen Umbildungen zu den Originalen sich einen Begriff machen will, und etwa die wenigen Englischen und Französischen Stücke nicht bei der Hand hat, der vergleiche nur meine Nachtfeier der Venus mit dem Lateinischen Pervigilium Veneris; oder noch näher, mein Zechlied mit seinem der Rarität und Schnurrigkeit wegen vorangesetzten Originale. So viel ich hier ungefähr dem Lateiner schuldig bin,

so viel, oder nicht viel mehr, bin ich anderwärts dem Briten und Franzosen schuldig geworden. Indessen will ich doch um die Literatoren der undankbaren Mühe des Nachspürens zu überheben, Alles, was nicht ganz mein eigen ist, getreulich hier anzeigen. Die Nachtfeier, das Lied an Themire, und das Zechlied führen das Bekenntniß an der Stirne. Das harte Mädchen, so wie das Lied an den Traumgott, haben, wenn ich mich recht erinnere, nur einige Stellen aus einem Englischen Dichter, ich weiß wahrhaftig nicht mehr, aus welchem? entlehnt. Es ist aber immer auch möglich, daß sie ganz mein eigen sind. Adeline ist, dünkt mich, nach Parnell; das Dörfchen nach Bernard: die beiden Liebenden nach Rochon de Chabannes; das vergnügte Leben nach Grecourt; der Bruder Graurock, die Entführung, und des Schäfers Liebeswerbung sind nach Alt-Englischen Gedichten in Percy's bekannter Sammlung; und endlich zu der Umarmung hat, wenn mir recht ist, eine Elegie des Johannes Secundus Anlaß gegeben. So lang, und nicht länger, ist meine ganze Beichte. Kaum wär' ich schuldig gewesen, sie gewissenhaft abzulegen. Allen übrigen wird der schärfste literarische Spürhund nichts Fremdes abriechen, es müßte denn seyn, daß die Geschichte von Lenardo und Blandine in alten Novellen, unter dem Namen Guiscardo und Gismunda

ähnlich, die Schnurre der Weiber von Weinsberg aber in alten Chroniken vorkommt; und endlich die Handlung des braven Mannes als wahr erzählt wird. Wenn aber dieß der Originalität Eintrag thut, so bleibt, — si parva licet componere magnis, — selbst Shakspeare der poetische Schöpfer nicht mehr. Einige wenige meiner Lieder sind in Kamler's Lyrischer Blumenlese anders erschienen, als ich sie zuerst in den Almanachen gegeben hatte. Was ich für Verbesserung hielt, das habe ich hier aufgenommen. Wo mir aber die neue Lesart bloß Veränderung schien, da glaubte ich berechtigt zu seyn, die meinige vorzuziehen. Vielleicht irre ich, sowohl hier, als dort.

Zum Beschlusse muß ich noch etwas von meiner Rechtschreibung erwähnen, wiewohl mir die lange Vorrede schon fast fatal zu werden anfängt. Ich nehme Klopstock's Satz, der auch der Satz der gesunden Vernunft ist, an: Man schreibt nicht für das Auge, sondern für das Ohr, und muß daher nicht mehr schreiben, als man aussprechen hört. Klopstock fügt hinzu: Auch nicht weniger! Wogegen ich aber doch einiges Bedenken zu äußern habe. — Bin ich aber der Hauptregel überall nachgekommen? — Nein! Und zwar aus der Vorsicht, die ebenfalls Klopstock aus gutem Grunde empfiehlt. Man muß nicht Alles auf Ein Mal thun wollen,

wenn es glücklich von Statten gehen soll. Die Mißbräuche eines Tyrannen, wie der Sprachgebrauch ist, lassen sich nur nach und nach untergraben und auswurzeln. Sobald aber die gesunde Vernunft sie wirklich für Mißbräuche erkennt, so muß man es nicht immer gleichgültig oder zaghaft bei dem Alten bewenden lassen, sondern anfangen, fortfahren und enden. Klopstock hat angefangen; manche wackere Leute sind schon fortgefahren; ich habe das Nämliche gethan, und wünsche gedeihliche Nachfolge. Ich habe noch mehr ungehörte Buchstaben, als Klopstock, und das Undeutsche y meistentheils verbannt. Das die Dehnung anzeigende h [illegible] überall und muß zunächst aus solchen Sylben wegbleiben, die man ohnehin dehnt, und dehnen muß. Das ß ist ein höchst alberner Buchstab. Ein reines s oder ſſ kann uns die nämlichen Dienste, wie andern Sprachen, thun. Wo ein [illegible] gehört wird, da kann man es ja, statt des buckeligen [illegible] setzen, weil es wohl ursprünglich und im Grunde nichts anders, als ein durch Schreibverkürzung verändertes ſſ ist. Die überflüssigen Doppel-Consonanten am Ende habe ich [illegible] überall weggelassen. Die grammatische Regel kann ja bleiben: In der Umendung wird der Consonans verdoppelt. Z. B. das Ros, des Rosses, der Fus, des Fusses, der Schritt, des Schrittes. Freilich will es das Auge oft übel nehmen

und hierin wie ein Kind gehalten seyn. Ich läugne nicht, selbst das meinige macht mir oft Kindereien. Eben darum aber muß man es nur nach und nach daran gewöhnen, da einen unnöthigen Buchst.-en zu missen, wo es sonst einen zu sehen gewohnt war. Und die tägliche Erfahrung lehrt, wie geschwinde es sich daran gewöhnen könne, und wie es ihm nachher eben so auffallend sey, den verbannten Buchstaben wieder da stehn, als vorher, ihn mangeln zu sehen. Auch darf man sich wahrhaftig an dasjenige nicht kehren, was die alten Salbader und Pfalbürger bis zum Ekel dagegen von sich zu geben pflegen. Die bleiben gemeiniglich unheilbar bei ihren fünf Augen, ob ihre Gründe gleich keinen Pfifferling werth sind. Allein sie sind es auch wahrlich nicht, die zur Bildung der Sprache berufen sind. Jeglichen ihrer Gründe kann man mit irgend einem Gegenbeispiele aus der Sprache, welchem sie selbst folgen, zu Boden stoßen. Wenn sie meinen, man müsse einen ungehörten Buchstaben wegen unterschiedlicher Bedeutung einiger Wörter, die einerlei Klang haben, schreiben, so kann man ihnen, sowohl aus unserer, als allen andern Sprachen, hundert Beispiele darlegen, da Wörter von sehr verschiedener Bedeutung von ihnen selbst mit einerlei Buchstaben geschrieben werden. Sie schreiben lecken, **lambere**, wie lecken, **exsultare**. Warum könnte

nun nicht war, erat, und wahr, verum, beides ohne h geschrieben werden, da die Aussprache vollkommen einerlei ist? Im Grunde widerspricht bloß das Auge, welches doch allenfalls schon Warheit, statt Wahrheit, duldet. Kommt mir nicht mit der Undeutlichkeit aufgezogen! Das ist die albernste Ziererei, die ich kenne. Ein Deutscher versteht seine Sprache, oder sollte sie doch verstehen. Alle Sprachen haben das an sich, daß man oft nicht den Sinn aus einzelnen Wörtern, sondern dem ganzen Zusammenhange aufgreifen muß. Schreibt man ferner einem solchen Pfalbürger Rat für Rath, so ist es lustig, seine Maulgrimassen zu sehen, wenn er behauptet, daß man das Wort, ohne h, nicht anders, als Natt aussprechen könne. Dennoch schreibt der Geck selber, er trat, er bat, ohne h, und spricht nicht, er tratt, er batt aus. Schreibe ich ihm wiederum für matt, mat, so grimassirt er von neuen, und spricht maat aus, wiewohl er hat, habet, ganz richtig auszusprechen weiß. — Liebe Brüder, wenn ihr eure Sprache lieb habt, so tretet dem Schlendrian auf den Kopf, und richtet euch nach den Regeln der Vernunft und einfachen Schönheit, nach welcher sich schon größtentheils die Minnesinger richteten, ehe die nachfolgenden plumpern Jahrhunderte die Sprache mit so vielen unnöthigen Buchstaben überluden. Jene schrieben fast gar kein Deh-

nungs-h; und das gibt der Sprache ein noch ein Mal so einfaches, reines und schönes Ansehen.

Klopstock schlägt, nächst der Verbannung ungehörter Buchstaben, zum Behufe richtiger Aussprache in Ansehung der Dehnung und Verkürzung, ein allgemeines, die Augen am wenigsten beleidigendes Dehnungszeichen vor. Ich kann mir keines denken, das nicht die reine einfache Schönheit im Schreiben und Drucken beschmitzen sollte. Die Accente und Circumflexe im Griechischen, so klein sie auch für das Auge sind, sind mir dennoch sehr zuwider, weil dadurch der schöne, weiße, helle Raum ohne Symmetrie voll geschnörkelt wird. Weit besser, wir hätten, wie die Griechen, unterschiedene Figuren für die langen und kurzen Selbstlaute. Wozu ist im Grunde ein solches Zeichen nöthig? Es ist überflüssig. Wir entbehren es schon in vielen Wörtern, ohne den geringsten Nachtheil. Ein Deutscher weiß, und muß es ohnehin schon wissen, wie er seine Sprache auszusprechen habe. Die Fremden, denen daran gelegen ist, sie zu lernen, mögen, wie so vieles Andere, auch dieß mit lernen. Wer mahlt uns bei dem Lateinischen die Quantität, die Dehnung, oder Verkürzung, wer bei allen andern Sprachen die Aussprache vor? Lernen müssen wir sie, und lernen sie auch. So etwas dem Ausländer vorzuzeichnen, wäre eben so viel, als jedem Deut-

nun nicht war, erat, und wahr, verum, beides ohne h geschrieben werden, da die Aussprache vollkommen einerlei ist? Im Grunde widerspricht bloß das Auge, welches doch allenfalls schon Warheit, statt Wahrheit, duldet. Kommt mir nicht mit der Undeutlichkeit aufgezogen! Das ist die albernste Ziererei, die ich kenne. Ein Deutscher versteht seine Sprache, oder sollte sie doch verstehen. Alle Sprachen haben das an sich, daß man oft nicht den Sinn aus einzelnen Wörtern, sondern dem ganzen Zusammenhange aufgreifen muß. Schreibt man ferner einem solchen Pfalbürger Rat für Rath, so ist es lustig, seine Maulgrimassen zu sehen, wenn er behauptet, daß man das Wort, ohne h, nicht anders, als Rat aussprechen könne. Dennoch schreibt der Geck selber, er trat, er bat, ohne h, und spricht nicht, er tratt, er batt aus. Schreibe ich ihm wiederum für matt, mat, so grimassirt er von neuen, und spricht maat aus, wiewohl er hat, habe, ganz richtig auszusprechen weiß. — Liebe Brüder, wenn ihr eure Sprache lieb habt, so tretet dem Schlendrian auf den Kopf, und richtet euch nach den Regeln der Vernunft und einfachen Schönheit, nach welcher sich schon größtentheils die Minnesinger richteten, ehe die nachfolgenden plumpern Jahrhunderte die Sprache mit so vielen unnöthigen Buchstaben überluden. Jene schrieben fast gar kein De

nungs-h; und das gibt der Sprache ein noch ein Mal so einfaches, reines und schönes Ansehen.

Klopstock schlägt, nächst der Verbannung ungehörter Buchstaben, zum Behufe richtiger Aussprache in Ansehung der Dehnung und Verkürzung, ein allgemeines, die Augen am wenigsten beleidigendes Dehnungszeichen vor. Ich kann mir keines denken, das nicht die reine einfache Schönheit im Schreiben und Drucken beschmitzen sollte. Die Accente und Circumflexe im Griechischen, so klein sie auch für das Auge sind, sind mir dennoch sehr zuwider, weil dadurch der schöne, weiße, helle Raum ohne Symmetrie voll geschnörkelt wird. Weit besser, wir hätten, wie die Griechen, unterschiedene Figuren für die langen und kurzen Selbstlaute. Wozu ist im Grunde ein solches Zeichen nöthig? Es ist überflüssig. Wir entbehren es schon in vielen Wörtern, ohne den geringsten Nachtheil. Ein Deutscher weiß, und muß es ohnehin schon wissen, wie er seine Sprache auszusprechen habe. Die Fremden, denen daran gelegen ist, sie zu lernen, mögen, wie so vieles Andere, auch dieß mit lernen. Wer mahlt uns bei dem Lateinischen die Quantität, die Dehnung, oder Verkürzung, wer bei allen andern Sprachen die Aussprache vor? lernen müssen wir sie, und lernen sie auch. So etwas dem Ausländer vorzuzeichnen, wäre eben so viel, als jedem Deut-

schen Buche für den Franzosen oder Briten eine Versionem interlinearem beizufügen. Will man ja dem Ausländer durch solche Zeichen zu Hülfe kommen, so geschehe es doch nirgends, als höchstens in der Grammatik, oder in dem Lexicon.

Hiermit hoffe ich mich einstweilen hinlänglich erklärt und dem Argwohn vorgebeugt zu haben, als ob ich bloß aus Eigensinn, Neuerungs- oder Geniesucht, — daß ich mich dieses von Crethi und Plethi so — sehr ausgemergelten Spottworts bediene, — so, und nicht anders geschrieben hätte. Ich bin sonst keinesweges ein Feind der Mode und des Schlendrians; habe nicht gern ein Abzeichen an mir; setze meinen Hut, trage meine Haare und Kleider, kurz, vom Haupt bis zu Fuße trage und geberde ich mich immer gern, wie die meisten andern wackern Gesellen von meinem Schlage, und freue mich, wenn sie mich für ihrer Einen halten, so lange Mode und Schlendrian nur gut; oder wenigstens gleichgültig sind. Wo sie aber demjenigen, was mir besser scheint, das Widerspiel halten, da folge ich herzhaft meinem mir angeborenen Freiheitssinne.

Geschrieben im April, 1778.

6.

Vorrede zur zweiten Ausgabe der Gedichte *).

Weise Männer trauen der Dichtkunst das Vermögen zu, nicht nur den Ohren und Herzen der Edlen zu schmeicheln, sondern auch manche wichtige Kraft der Menschennatur zum Anbau und Genuß des Schönen und Guten zu erhöhen. Sollte diese Wirkung einige Töne dieser Lieder begleiten, so würde das den Sänger des „Blümchens Wunderhold," der von der göttlichen Kunst groß, von sich selbst aber sehr mäßig denkt, freylich noch nicht berechtigen, in Prosa nun eben so zu stolziren, als es in Versen bisweilen wohl kleiden mag. Allein er dürfte doch einen bescheidenen Muth gegen diejenigen fassen, vor welchen auch der beste Dichter, vermuthlich weil er so titel- und brotlos ist, ein sehr überflüßiges Nebengeschöpf zu seyn scheinet. Der Niedergeschlagene, zwar weit entfernt, auf Sonnenrang Anspruch zu machen, brauchte sich doch alsdann in der großen Welt- und Wesenkette nicht für unnützer und verdienstloser, als wenig-

*) Göttingen. 1789.

stens den Zephyr zu halten. Der Flatterer, der Tändler, der Gaukler, oder wie er sonst noch gescholten werden mag, treibt zwar weder Kriegs- und Handelsschiffe, noch große Mühlen zur unmittelbaren Leibesnahrung und Nothdurft; allein er hilft doch Blumen aus den Knospen schmeicheln und süße Früchte zur Reife bringen, Blumen und Früchte, welche vielen wohlgebornen und wohlerzogenen Gemüthern große Freude machen und ungemein wohl bekommen. Er wehet den Lieblingen der Natur nach des Tages Last und Hitze die Wohlgerüche des Frühlings zu; er trocknet dem Wanderer die Pfade, dem Müden die nasse Stirn ab; er kühlt dem Schnitter die glühenden Wangen, erquickt enthathmete Busen, und stärkt erschlaffte Nerven zu neuen Anstrengungen. Sollten die Ansprüche des Dichters auf ähnliche Verdienste, wofern er sonst nur dem Genius der Kunst genug thäte, gegründet seyn: so wären sie ja auch wohl nicht so unbescheiden, daß sie verdienten niedergeschlagen zu werden. Alles, was zur Vollkommenheit und zum Wohlseyn des Menschen, der doch bekanntlich noch etwas mehr als blos Körper ist, auf irgend eine Weise beyträgt, das verdient von verständigen und gerechten Menschen als etwas Nützliches angesehen und geschätzet zu werden. Kann die schöne, geist- und herzvolle Schwester im Hause ein solches

von sich rühmen, so mag es ihr wohl nicht zum gerechten Vorwurfe gereichen, daß sie sich nicht auch auf Kochen, Backen und Brauen verstehet. Sie ist freylich keine Partie für den Gast- und Speisewirth; allein es gibt auch immer noch andere wackere Männer, deren Hauptsache es gerade nicht ist, um bloße Köchinnen oder Schaffnerinnen mit Schlüsselbündeln zu werben. Sie selbst aber wird wiederum auf diese nie deswegen mit spöttischem Übermuth blicken, wird ihnen nicht das Mindeste von ihren verdienten Ehren entziehen, ja selbst jeden Vortritt, den sie verlangen, sehr willig einräumen. Denn je mehr Verstand, Herz und Geschmack: desto mehr Gerechtigkeit, Toleranz und Bescheidenheit.

Mein geringes Verdienst darf ich nur auf einige Töne gründen. Denn nur von einigen wage ich es zu hoffen, daß sie mein poetisches Daseyn nicht ganz ohne Werth für mein Vaterland lassen werden. Für die ungleich größere Menge der unvollkommenen, die wenig oder nichts, ja vielleicht — o, hätte mich doch mein guter Genius davor bewahret! — vielleicht wohl gar schlecht auf Herz und Geschmack wirken, von welchen allen es, wie bey Shakspeare von Macbeths Unholdinnen heißen möchte:

Poetry hath bubbles, as the water has;
And these are of them —

bedarf ich gewiß sehr großer Nachsicht. Ein gehöriger Grad der Strenge bey dieser neuen Ausgabe meiner theils 1778 bereits gesammelten, theils nachher einzeln erschienenen, und endlich gegenwärtig ganz neu hinzugefügten Gedichte hätte vielleicht mehr, als die Hälfte derselben, ganz verwerfen, und von dem Reste wohl abermals mehr, als die Hälfte, wegschneiden, oder doch ganz anders zur Vollkommenheit empor arbeiten müssen. Enthält diese Sammlung, so wohl in Materie, als Form, echtes poetisches Gold, so fassen sie ausgebrannt und von den Schlacken gereinigt, vermuthlich nur wenige Bogen.

Warum ich denn nun aber diesen Proceß nicht vorgenommen habe? — Aufrichtig zu reden, ich traunte mir selbst nicht Unbefangenheit genug zu. Nicht, daß ich eine Autorliebe gefürchtet hätte, vieles zu fest, sondern vielmehr zu lose zu halten, was meiner gegenwärtigen Stimmung — vielleicht auch Verstimmung, — mißfällt, gleichwohl aber mehrern Lesern noch angenehm seyn kann. Die Reduction sey daher lieber der Kritik und dem Geschmacke des gebildeten Publikums überlassen. Aus Ehrfurcht und Gefälligkeit gegen dasselbe bin ich sehr bereit, alles, was sein Urtheil verwirft, ohne Widerrede mit zu verwerfen. Ohne Bedauern habe ich dieß schon mit mehrern Kleinigkeiten

than, welche einiges Mißfallen erregt zu haben schienen. Es ist daher gewiß keine Grimasse, sondern hoher und ungeheuchelter Ernst, wenn ich um die strengste, wiewohl freylich auch besonnenste, Beurtheilung, und für kein einziges dieser Gedichte, ja nicht für einen Vers, nicht für ein Wort, um unverdiente Schonung bitte. Für meine Person hingegen wünsche ich allerdings, daß der ehrwürdige Richter nicht mich selbst mit Verdruß und Unwillen ansehen wolle, wenn ich das Gefühl des Schönen und Guten wider meinen Willen irgend wo beleidigt haben sollte. Der Wunsch, meinem Vaterlande in diesem Zweige der Litteratur, sey er nun viel oder wenig werth, keine Schande zu machen; ja wo möglich es dahin zu bringen, daß die Edlen sich meiner ein wenig freuen dürften; dieser Wunsch wird erst mit meinem Leben erkalten. Von ihm beseelt, werde ich, wenn diese Sammlung nun noch eine rechtmäßige Auflage erleben sollte, der erste und eifrigste seyn, in das Grab der Verachtung und Vergessenheit hinabzutreten, alles was deutschen Geist und Geschmack vor Gegenwart und Zukunft entehren könnte.

Herzlich bitte ich indessen den guten Genius unserer Litteratur wegen mancher bösen Nachahmung um Verzeihung, wozu ich durch mein Beyspiel, sowohl vorhin, als

vielleicht jetzt abermals, den Unmündigen vorgeleuchtet haben mag. Ich will mich nicht damit entschuldigen, daß dieses auch oft durch gute und untadelhafte Beyspiele geschehen könne, wenn es dem Nachahmer an Beurtheilungskraft und Geschmack mangelt. Wohl aber will ich diejenigen, die etwa allzusehr von meiner Weise eingenommen seyn möchten, aufrichtig vor mir selbst gewarnet haben; damit ich künftig nur für meine eigenen, nicht aber auch noch für fremde Vergehungen zu büßen haben möge. Wenn diejenigen, welche so zuversichtlich meinem Ansehen folgen zu können glauben, wüßten, wie ängstlich und verzagt ich oft selbst bin: so würden sie einem so schwachen Führer sich nicht anvertrauen.

Es ist überhaupt ein sehr mißliches Unternehmen, fremde Eigenheiten nachzuahmen. Demjenigen, dessen Eigenheiten es sind, pflegen sie gemeiniglich so innig natürlich und geläufig zu seyn, daß er sie selbst nicht eher an sich gewahr wird, als bis ihn ein Dritter aufmerksam darauf macht. Eben daher aber, und weil sie so ganz zu seiner übrigen Individualität passen, kleiden sie auch nur ihren Eigenthümer entweder gut, oder doch wenigstens erträglich, den Nachahmer hingegen oft unausstehlich. Nachahmer fremder Manieren kommen mir immer nicht anders vor, als Kosacken

oder Bettler. Sie ſtecken ſich in geraubte oder erbettelte Kleider, wovon ihnen ſelten ein Stück völlig gerecht ſeyn wird.

Sind denn nun aber alle guten und böſen Worte, jedem Original ſeine Weiſe für ſich zu laſſen, vergebens; iſt alles Bitten und Flehen umſonſt, ihm den vielleicht ſonſt zu ſeinem und des Publicums Beſten noch lange fortblühenden Handel nicht vor der Zeit durch tagtägliche Nachäffereyen zu Grunde zu richten; indem man ja auch der beſten Töne auf dem beſten Inſtrument endlich überdrüſſig werden muß, wenn ihrer Wiederholungen gar kein Ende iſt *); ſoll und muß denn ſchlechterdings auch ich, der geringſte von allen, die ihr eigenes Inſtrument auf eigene Weiſe ſpielten, nachgeahmt werden; wiewohl unter allen möglichen Mitteln, meine Hochachtung und Liebe zu gewinnen, dieſes gewiß das unglücklichſte iſt: ſo rathe ich doch wohlmeinend, hierzu nicht gerade meine Eigenheiten zu wählen, bevor ſie nicht eine

*) Ich erinnere mich, daß mir in meinen Schuljahren die Flöte, die doch ein ſo lieblich tönendes Inſtrument iſt, auf lange Zeit dadurch verleidet wurde, daß eine Menge meiner Mitſchüler zur Linken und Rechten, über und unter, hinter und vor mir, die Flöte blaſen lernten, und Tag für Tag mir die Ohren darauf voll dudelten.

zuverlässige Kritik ausdrücklich gut geheißen hat. Denn ich befürchte sehr, daß die Kritik viele derselben nur mir aus Güte und Nachsicht stillschweigend hingehen läßt, weil ich ihr vielleicht nicht von andern Tugenden gänzlich entblößt scheine. Nach einigen bin ich mir wenigstens eines sehr eifrigen Bestrebens bewußt, wenn auch in der Ausführung die Kraft nicht immer dem Willen die Wage halten sollte. Wie wenn aber dennoch die ehrwürdige Göttinn mein Bestreben nach Klarheit, Bestimmtheit, Abrundung, Ordnung und Zusammenklang der Gedanken und Bilder, nach Wahrheit, Natur und Einfalt der Empfindungen; nach dem eigenthümlichsten und treffendsten, nicht eben aus der todten Schrift- sondern mitten aus der lebendigsten Mundsprache aufgegriffenen Ausdrucke derselben; nach der pünktlichsten grammatischen Richtigkeit, nach einem leichten, ungezwungenen, wohlklingenden Reim- und Versbau, hin und wieder zu erkennen glaubte, und mir bloß darum manchen verwerflichen Bürgerianismus verziehe: würde und dürfte sie nun auch meinem Nachahmer, der an dieß alles nicht gedacht hätte, gleiche Huld widerfahren lassen? — Wenn ich wirklich, was man mir bisweilen nachgerühmt hat, ein Volksdichter bin, so habe ich dieß schwerlich meinen Hopp Hopp, Hurre Hurre, Huhu u. s. w., schwerlich diesem oder

jenem Kraftausdrucke, den ich vielleicht nur durch einen Mißgriff aufgehaſcht, ſchwerlich dem Umſtande zu verdanken, daß ich ein Paar Volksmärchen in Verſe und Reime gebracht habe. Nein, dem unabläßigen Beſtreben nach den vorhin genannten Tugenden muß ichs zu verdanken haben; dem Beſtreben, daß dem Leſer ſogleich alles unverſchleyert, blank und bar, ohne Verwirrung, in das Auge der Fantaſie ſpringe, was ich ihm anzuſchauen, daß alles ſogleich die rechte Saite ſeiner Empfindſamkeit treffe, was ich ihm habe zu empfinden geben wollen.

In meiner Nachtfeyer, in dem hohen Liede und einigen andern regt ſich freylich etwas alte Mythologie, die aber auch faſt populär iſt, oder ſich doch mit wenigen Worten ſelbſt einem Kinde erklären läßt. Wenn indeſſen, höchſtens nur dieſe Mythologie abgerechnet, in jenen Gedichten nicht eben der Geiſt der Popularität, das iſt, der Anſchaulichkeit und des Lebens für unſer ganzes gebildetes Volk, — Volk! Nicht Pöbel! — als in der Lenore und ihres Gleichen herrſcht und erkannt wird: ſo fühle ich mich durch den Ehrennahmen eines Volksdichters nur ein wenig geſchmeichelt. In dieſem Sinne habe ich es gemeint, was ich ſchon in der Vorrede zur erſten Ausgabe, (die ich übrigens zu vergeſſen bitte,) von Volkspoeſie behauptet, nur aber ein wenig aben-

teuerlich ausgedrückt habe. Ich hätte sagen sollen, was ich auch noch jetzt, und wie ich meine, nicht ohne Besonnenheit, behaupte: Popularität eines poetischen Werkes ist das Siegel seiner Vollkommenheit. Wer diesen Satz so wohl in der Theorie als Ausübung verleugnet, der mißleitet das ganze Geschäft der Poesie, und arbeitet ihrem wahren Endzweck entgegen. Er zieht diese so allgemein menschliche Kunst aus dem ihr bestimmten Wirkungskreise, von dem Markte des Lebens hinweg, und verbannet sie in enge Zellen, ähnlich denen, worin der Meßkünstler mißt und rechnet, oder der Metaphysiker, wenigen Schülern höchst schwer, oder gar nicht verständlich, etwas vorgrübelt. Diese Erklärung mag nun noch immer, wie vorhin, den Juden ein Ärgerniß und den Griechen eine Thorheit seyn, so kann ich doch nicht aufhören, die Poesie für eine Kunst zu halten, die zwar von Gelehrten, aber nicht für Gelehrte, als solche, sondern für das Volk ausgeübt werden muß. In den Begriff des Volkes aber müssen nur diejenigen Merkmale aufgenommen werden, worin ungefähr alle, oder doch die ansehnlichsten Classen überein kommen. Ich glaube mit nichten, daß dieser Begriff schimärisch, oder für den Dichter unfruchtbar sey, wiewohl ich ganz und gar die Folgerung nicht so weit getrie-

ben haben will, daß nun jedes Gedicht Jedermann in gleichem Maße verständlich und behaglich seyn soll. Anstatt einer umständlichen philosophischen Entwickelung sey es mir erlaubt, meine Meinung nur in einem ganz gemeinen Gleichnisse anschaulich zu machen. Der Schuhmacher, welcher mit einer großen Anzahl zum voraus verfertigter Schuhe zu Markte ziehet, weiß sehr wohl, daß seine Schuhe nicht auf alle Füße passen werden. Es gibt allerdings Abweichungen ins Große und ins Kleine, und selbst Menschen gehen bisweilen auf Pferdefüßen. Deswegen ist doch aber kein allgemeiner Maßstab, wonach er sich richtet, kein Unding; und ob mir, dem gewöhnlichen Manne, gleich nicht alle seine hundert oder tausend Paar Schuhe wie angegossen passen; so könnte ich doch wohl, wenn es darauf ankäme, in allen hundert und tausend Paaren ganz leidlich einhergehn. Wenig Nutzen würde hingegen sowohl ihm, als dem Publikum seine Bude gewähren, wenn er nur Zwerg- oder Riesenschuhe zu Markte gebracht hätte. Einige Paar von beyderley Abweichungen mögen immer mit unterlaufen. Wahrlich, es ist ein wahres Wort, was schon längst ein scharfsinniger Britte gesagt hat: **Human Nature is the same in all reasonable creatures; and whatever falls in with it, will meet with admirers amongst**

Readers of all Qualities and Conditions *). Dieß ist ungefähr meine Meinung von Volkspoesie, und ich glaube zu wissen, was ich sage.

Doch ich verliere mich fast von meinem Wege. Ich wollte nur warnen, daß man meine angebliche Popularität nicht in etwas setzen und nachahmen möchte, worin sie gewiß nicht, wenigstens nicht allein bestehet, noch bestehen darf, wenn sie mir zur Ehre, und meinen Werken zum Lebensbalsam über das Restchen dieses Jahrhunderts hinaus gereichen soll. In dem Sinne, wie ich ein Volksdichter, oder lieber ein populärer Dichter zu seyn wünsche, ist Homer wegen der spiegelhellen Durchsichtigkeit und Temperatur seines Gesangstromes, der größte Volksdichter aller Völker und Zeiten, sind es, mehr oder weniger, alle großen Dichter, auch die unsrigen, und gerade in ihren allgemein geliebtesten und unsterblichsten Versen, unendlich mehr als ich gewesen. Wo sie nicht populär gedichtet haben, das ist zuverläßig bey ihren lebendigen Leibern bereits vergessen, oder gar niemals in die Vorstellungskraft und das Gedächtniß ihrer Leser aufgenommen worden. Mit gutem Vorbedacht gebe ich daher alles, was ich nicht populär, nicht innerhalb des allgemei-

*) The Spectator. No. 70.

anschaulichen und empfindbaren poetischen Horizontes gedichtet habe, wenn auch nicht gerade als Fehler, dennoch als etwas Preis, woran ich selbst am wenigsten Wohlgefallen habe.

Es thut mir leid, daß ich hier so viel von mir selbst reden muß, welches, wie ich wohl weiß, nicht fein läßt. Ich bin mir indessen bewußt, daß ich von mir selbst so unbefangen und gleichgültig, als von einem fremden Manne rede. Auch geschieht es minder mir, als der Kunst und ihren Jüngern zu Liebe. Denn unter andern auch darum entledige ich mein Herz über Nachahmung, oder vielmehr Nachäffung, welche anstatt des Kernes die Schale ergreift, weil ich eine Überschwemmung von schlechten Sonnetten befürchte, wenn die wenigen, die ich versucht habe, Beyfall gewinnen sollten. Diese Gedichtform, deren sich die neuern Ausländer, besonders Italiäner, noch bis auf den heutigen Tag sehr häufig bedienen, war auch bey unsern ältern Dichtern nicht wenig im Gange. Der Zwang aber, die Plumpheit und der Übelklang, womit die meisten, wenn nicht alle, deutschen Sonnette dahinstolperten, brachte vermuthlich nachher, bey mehrerer Cultur des Geschmackes, diese Form, bis auf wenige Ausnahmen in neuern Zeiten *), aus dem Gebrauch und fast

*) S. T. Merkur von 1776. Zweytes und drittes Vierteljahr.

ganz in Vergessenheit. Wenn bessere Dichter oder Kunstrichter ihrer ja noch erwähnten, so geschah es mit einer Art Geringschätzung, womit man etwa von der Kunst sprechen möchte, Hirsenkörner durch ein Nadelöhr zu werfen. Die undankbare Schwierigkeit des Sonnettes ward beynahe, und zwar in Sonnetten selbst, zum Sprichworte. Kurz, man hielt die Kunst des Sonnettes für nicht viel besser, als die Kunst der Anagrammen, Logogryphen, Akrostichen, Chronogrammen und Räthsel. Allein mir däucht denn doch, man sprach davon nur wie der Fuchs von den Trauben, indem der Vorwurf des Zwanges und der Unbehülflichkeit mehr dem Dichter, als der Form und unserer Sprache gebühret. Ein gutes deutsches Sonnett kann demjenigen, der nur einigermaßen Ohr hat, seiner Sprache mächtig ist, und ihren Knoten, deren sie freylich leider! genug hat, auszuweichen verstehet, nicht viel schwerer seyn, als jedes andre kleine gute Gedicht von diesem Umfange; und wenn es gut ist, so schlägt es mit ungemein lieblichen Klängen an Ohr und Herz. Das Hin- und Herschweben seiner Rhythmen und Reime wirkt auf meine Empfindung beynahe eben so, als ein von einem schönen, anmuthigen, bescheidenen jungen Paare, schön und mit bescheidener Anmuth getanztes kleines Menuet, und in dieser Stimmung halte ich es für sehr

wahr, was Boileau sagt:

Un sonnet sans défaut vaut seul un long poëme.

Es ist aber, glaube ich, nicht allein alsdann gut, wann seine mechanischen Regeln, die nach Boileau *) Apoll aus Bizarrerie für dasselbe erfunden und festgesetzt haben soll, auf das genaueste beobachtet werden, wiewohl man, pour pousser au bout tous les rimeurs, und um die Unberufenen abzuwehren, wohl thut, dieselben auf das genaueste beyzubehalten. Sondern vornehmlich alsdann ist das Sonnett gut, wann sein Inhalt ein kleines, volles, wohl abgerundetes Ganzes ist, das kein Glied merklich zu viel, oder zu wenig hat, dem der Ausdruck überall so glatt und faltenlos, als möglich, anliegt, ohne jedoch im mindesten die leichte Grazie seiner hin und her schwebenden Fortbewegung zu hemmen. Es muß aus der Seele, es muß von Zunge und Lippen gleiten, glatt und blank, wie der Aal, welcher der Hand entschlüpfend auf dem bethauten Grase sich hinschlängelt. Wenn man versuchte, das gute und vollkommene Sonnett in Prose aufzulösen, so müßte es einem schwer werden, eine Sylbe, ein Wort, einen Satz aufzugeben, oder anders zu stellen, als alles das im

*) Poëtique. Ch. II. v. 83. seq.

Verse stehet. Ja sogar die überall äußerst richtig, voll und wohl tönenden Reimwörter müssen nicht nur irgendwo im Ganzen, sondern auch gerade an ihren Stellen, um des Inhalts willen, unentbehrlich scheinen. — Und ist denn das etwa nicht schwer genug? — Allerdings! Allein dem Meister der Kunst doch nicht so gar viel schwerer und zwangvoller, als jedes andre kleine Lied. Darf denn dieses etwas andres seyn, als gleichsam ein Hauch, leicht aus der Brust empor gehoben und von den Lippen weggeblasen, nicht aber herausgewürgt, gehustet, geräuspert, gekrächzet, geröchelt? — Wie weit ich meinen eigenen Forderungen Genüge geleistet, das ziemet mir nicht zu entscheiden. Soviel aber darf ich behaupten, daß mein junger vortrefflicher Freund, August Wilhelm Schlegel, dessen großem poetischen Talent, Geschmack und Kritik, mit mannigfaltigen Kenntnissen verbunden, schon sehr frühe die gehörige Richtung gaben, nach jenen Foderungen ohne Anstoß Sonnette verfertigt hat, die das eigensinnigste Ohr des Kenners befriedigen müssen. Ich kann mich nicht enthalten, mit einem derselben diese Vorrede zu würzen, und mich zugleich dadurch zu rechtfertigen, daß ich das Wort der Weihe, in meinem ganzen Leben das erste, an diesen Lieblingsjünger, dessen Meister ich gern heißen möchte, wenn solche Jünger

nicht ohne Meister fertig würden, nicht wider die Gebühr verschwendet habe:

Das Lieblichste.

Sanft entschläft sich's an bemoosten Klippen,
Bey der dunkeln Quelle Sprudelklang.
Lieblich labt's, wann Glut das Mark durchdrang,
Traubensaft in Tropfen einzunippen.

Himmlisch dem, der je aus Aganippen
Schöpfte, tönt geweihter Dichter Sang.
Göttlich ist der Liebe Wonnempfang
Auf des Mädchens unentweihten Lippen.

Aber Eines ist mir noch bewußt,
Das der Himmel seinen liebsten Söhnen
Einzig gab, die Wonne milder Thränen,

Wann der Geist, von Ahndung und von Lust
Rings umdämmert, auf der Wehmuth Wellen
Wünscht in Melodieen hinzuquellen.

Das Sonnett ist übrigens eine sehr bequeme Form, allerley poetischen Stoff von kleinerm Umfange, womit man sonst nichts anzufangen weiß, auf eine sehr gefällige Art an

den Mann zu bringen. Es nimmt nicht nur den kürzern lyrischen und didaktischen sehr willig auf, sondern ist auch ein schicklicher Rahm um kleine Gemälde jeder Art, eine artige Einfassung zu allerley Bescherungen für Freunde und Freundinnen. —

Noch geziemet sich hier ein Wort der Entschuldigung wegen des Verzuges dieser schon so lange angekündigten neuen Auflage. Meine Absicht war gut, ob ich sie gleich nicht erreichet habe. Ich wollte nicht allein einer ziemlichen Anzahl poetischer Bruchstücke in meinem Pulte die Vollendung, sondern auch den bereits vorhandenen Gedichten einen höhern Grad der Vollkommenheit zu geben suchen, um hernach mit desto mehr Gemüthsruhe von der Muse des Gesanges ganz Abschied nehmen zu können. Allein das Clima, die Lage, die Leibes- und Seelenstimmung, worin ich mich befand, waren Producten dieser Art nicht günstig; und vergebens hoffte ich von einem Jahr in das andere im Buche des Schicksals das Blatt umzuschlagen, worauf Verbesserung geschrieben stünde. Der Anfragen und Anmahnungen, welche indessen entweder herzliches Wohlwollen, oder leere Höflichkeit, bisweilen auch wohl Unbescheidenheit, an mich ergehen ließen, wurden mir denn doch zuletzt zu viele. Ich mußte mich daher entschließen, wenigstens das hiermit zu geben,

was sich bis hieher kümmerlich hatte durchwintern lassen. Ich bin nun zwar längst nicht mehr eitel genug, mir einzubilden, als ob das Zurückbleibende ein erheblicher Verlust für das Publicum sey: indessen gibt es doch wohl immer noch gute Freunde und Freundinnen, denen es leid darum ist, und welche ihre Ansprüche darauf im Herzen behalten. Diese muß ich bitten, mich nun nicht weiter zu fragen, von mir nichts mehr zu fodern, nichts mehr zu erwarten. Es kann Lagen und Stimmungen geben, in denen einem dergleichen, anstatt zu schmeicheln, nur zur Last fällt. Zwar will ich mich nicht selbst schon der absoluten Ohnmacht des Alters anklagen, wiewohl ich allerdings über den Johannistag des Lebens hinaus bin, und das Beyspiel der alsdann verstummenden Nachtigall die Dichter zu erinnern scheinet, daß sie ihren im Lenz ersungenen Ruhm, in dem schwülen Nachsommer, oder kalten, feuchten Herbste nicht wieder verfugen sollen. Auch will ich mir nicht etwa das lächerlich vornehme Ansehn geben, als ob der Umgang mit der jugendlichen, Geist und Herz erhebenden Schönen unter der Würde eines gesetzten Mannes sey, der auch wohl außerdem noch eins und das andre gelernt hat, und auszurichten im Stande ist. Denn schien mir jemals etwas des Spottes, der Verachtung werth, so war es jener dünnethuende

Bettelstolz, womit mancher Titulado sich beygehen ließ, auf die Leyer Apollons, die er wohl gar selbst in seiner Jugend gespielt, hernach aber mit dem Schreiberkiel vertauscht hatte, als auf eine Kinderklapper herab zu blicken. Die Ergreifung dieses gemeinen Lehr- und Nährkieles ist zwar keinesweges auch dem allerhochadeligsten Göttersohne zu verargen, wenn allerley Leibesbedürfnisse ihn endlich aus der Gesellschaft der schönen Pierinnen vertreiben. Aber deswegen nun von ihren göttlichen Gaben, und den edlen Vortheilen, welche diese zur Bildung des Geistes und des Gemüthes gewährten, wie von den Pfeffernüssen der Frau Pathe zu sprechen, das ist eine Thorheit, die glaube ich nur in dem gelehrten Deutschland Mode ist, und in England, Frankreich und Italien, wo man mehr auf Geistes- als Faustwerke hält, vermuthlich laut ausgepfiffen werden dürfte. Vor einer solchen Thorheit wird mich mein Bißchen Vernunft und Einsicht in den Werth der Menschen und ihrer Beschäftigungen hoffentlich auf immer bewahren. Wenn [illegible] den Umgang mit meiner göttlichen Freundinn für die Zukunft nicht eben verschwöre, — denn wer wollte das thun? — aber doch zu meiden mich bestrebe; so geschieht es lediglich um deswillen, damit während der Zeit, da die Herren und Damen sich, wie es ihnen selbst zu sagen beliebt, als

meinen Liedern ergötzen, nicht ich selbst in mancher Rücksicht mich allzu unergötzlich befinden möge. Dergleichen wäre nun zwar nicht zu besorgen, wenn alle Dinge im werthen deutschen Vaterlande so stünden, wie sie unmaßgeblich stehen sollten. Denn alsdann würde z. B. ein von dem Publikum geliebter Schriftsteller, sey er nun Dichter oder Prosaist, **quem Deus nec mensa nec Dea dignata cubili est**, die besten Jahre seiner Geisteskraft und Thätigkeit auf die Vollendung einiger vorzüglichen Kunstwerke, die aber auch nun desto mehr Unterricht und Vergnügen, desto mehr Ehre seinem Volk und Zeitalter gewährten, nicht zu seinem selbsteigenen Nachtheil verwenden. Vielmehr würde er, da diese Werke vermuthlich sehr gern gelesen und häufig gekauft werden würden, sich dadurch eine kleine, sichere und ihm wohl nicht zu mißgönnende Rente auf die unscheltbarste Weise erworben haben. Diese wäre vielleicht hinreichend, ihn gegen manche Unannehmlichkeiten zu schützen, welche die Energie seines Geistes schwächten und sein Leben verbitterten, ohne daß er weiter genöthigt wäre, irgend einer sterblichen fürstlichen oder unfürstlichen Seele zur Last zu fallen. Allein es soll weise, gerechte, dankbare und großmüthige Staatsvorsteher in Deutschland geben, denen vermuthlich ein weit höheres Maß von Einsicht und Beurthei-

Bettelstolz, womit mancher Titulado sich beygehen ließ, auf die Leyer Apollons, die er wohl gar selbst in seiner Jugend gespielt, hernach aber mit dem Schreiberkiel vertauscht hatte, als auf eine Kinderklapper herab zu blicken. Die Ergreifung dieses gemeinen Lehr- und Nährkieles ist zwar keinesweges auch dem allerhochadeligsten Göttersohne zu verargen, wenn allerley Leibesbedürfnisse ihn endlich aus der Gesellschaft der schönen Pierinnen vertreiben. Aber deswegen nun von ihren göttlichen Gaben, und den edlen Vortheilen, welche diese zur Bildung des Geistes und des Gemüthes gewährten, wie von den Pfeffernüssen der Frau Pathe zu sprechen, das ist eine Thorheit, die glaube ich nur in dem gelehrten Deutschland Mode ist, und in England, Frankreich und Italien, wo man mehr auf Geistes- als Faustwerke hält, vermuthlich laut ausgepfiffen werden dürfte. Vor einer solchen Thorheit wird mich mein Bißchen Vernunft und Einsicht in den Werth der Menschen und ihrer Beschäftigungen hoffentlich auf immer bewahren. Wenn ich den Umgang mit meiner göttlichen Freundinn für die Zukunft nicht eben verschwöre, — denn wer wollte das thun? — aber doch zu meiden mich bestrebe; so geschieht es lediglich um deswillen, damit während der Zeit, da die Herren und Damen sich, wie es ihnen selbst zu sagen beliebt, als

meinen Liedern ergötzen, nicht ich selbst in mancher Rücksicht mich allzu unergötzlich befinden möge. Dergleichen wäre nun zwar nicht zu besorgen, wenn alle Dinge im werthen deutschen Vaterlande so stünden, wie sie unmaßgeblich stehen sollten. Denn alsdann würde z. B. ein von dem Publikum geliebter Schriftsteller, sey er nun Dichter oder Prosaist, **quem Deus nec mensa nec Dea dignata cubili est**, die besten Jahre seiner Geisteskraft und Thätigkeit auf die Vollendung einiger vorzüglichen Kunstwerke, die aber auch nun desto mehr Unterricht und Vergnügen, desto mehr Ehre seinem Volk und Zeitalter gewährten, nicht zu seinem selbsteigenen Nachtheil verwenden. Vielmehr würde er, da diese Werke vermuthlich sehr gern gelesen und häufig gekauft werden würden, sich dadurch eine kleine, sichere und ihm wohl nicht zu mißgönnende Rente auf die unscheltbarste Weise erworben haben. Diese wäre vielleicht hinreichend, ihn gegen manche Unannehmlichkeiten zu schützen, welche die Energie seines Geistes schwächten und sein Leben verbitterten, ohne daß er weiter genöthigt wäre, irgend einer sterblichen fürstlichen oder unfürstlichen Seele zur Last zu fallen. Allein es soll weise, gerechte, dankbare und großmüthige Staatsvorsteher in Deutschland geben, denen vermuthlich ein weit höheres Maß von Einsicht und Beurthei-

lungskraft, als unsern philosophischen und juristischen Matadoren, vermuthlich ein unendlich feineres moralisches Gefühl, als den Edelsten unseres Volks zu Theil geworden ist. Diese sollen nicht der Meinung seyn, daß ein Werk der Litteratur auch alsdann noch seinem Verfasser oder Verleger eigenthümlich gehöre, wann es in das Publikum zu jedem beliebigen Gebrauche, außer zum Nachdrucke, ausgegangen ist. Eben dieselben sollen auch nicht dafür halten, daß es die gelehrten, geist- und herzreichen, geschmackvollen, beredten Schriftsteller in Prosa und Versen sind, welche dem Verstande Licht, dem Herzen Rechtschaffenheit und Adel, der ganzen Empfindsamkeit Stimmung zu den schönsten und edelsten Melodieen, den Sitten Glätte, Geschmeidigkeit und Anmuth, allen Leibes- und Geisteskünsten Vollkommenheit und Schönheit verleihen. Sie sollen es sich nicht träumen lassen, daß jene Schriftsteller es sind, welche den Fürstenthronen Festigkeit und Glanz, den Staaten Reichthum Macht und Ehre, und überhaupt dem ganzen menschlichen Geschlecht mehr Heil und Segen zur Vollkommenheit und Glückseligkeit in dieser und jener Welt gewähren, als ihre Kriegsschaaren mit aller Gewalt wieder niederzusäbeln, ihre Feuergewehre niederzudonnern im Stande sind. Nun, wem glauben sie denn wohl sonst dieses alles, wem glauben sie

es verdanken zu müssen, daß sie nicht mehr über Wilde und Barbaren, sondern über aufgeklärte, edle, gesittete, milde und getreue Völker herrschen, die sie nicht mehr für jeden wirklichen, oder vermeintlichen Frevel, nicht mehr für jede Thorheit, sogleich von Land und Leuten verjagen; unter denen sie ohne Leibwache, mit und ohne Überrock, sicher vor Gift und Dolch, umherwandeln, essen, trinken, und bey ihren Weibern oder Mätressen schlafen können? — Welche Frage! Wem anders, als — den Nachdruckern? Christian Gottlieb Schmiedern und Consorten!

Diese sind ihnen die wahren Verbreiter der Aufklärung, der Tugend, des guten Geschmackes, der feinen Lebensart und Sitten. Es kann daher gedachten weisen, gerechten, dankbaren und großmüthigen Staatsvorstehern nicht einfallen, den Schriftstellern, oder deren rechtmäßigen Verlegern ihr laut angeschrienes Eigenthum durch allgemeine, beständige, wirksame Gesetze zu sichern, oder die Schriftsteller, als Schriftsteller *), für die Wohlthaten, so sie ihnen und ihren

*) Sie werden doch wohl nicht das für Belohnung schriftstellerischer Verdienste halten, wenn sie etwa einen großen Geist und Gelehrten zu einem Amt anstellen, wo er für die ihm oft kärglich genug gereichte Leibesnahrung und Nothdurft zu ihrem und

Staaten erweisen, zu belohnen. Was sage ich belohnen? Es kann sie bey jeder Denk- und Sinnesart auch nicht ein-

---

des Staates besondern Privatnutzen arbeiten muß, daß ihm der Athem ausgehen möchte. Es gibt freylich Schmeichler genug, die so was für Mäcenatenthaten ausschreyen, so wie es auch nicht an durchlauchtigen, hochgebohrnen und excellenten Pfauen und Straußen fehlet die das für wahr halten. Allein ein edler und tapferer Mann muß, Kraft der ihm zuständigen menschlichen, europäischen und deutschen Bürgerfreyheit, die er für sich, seine Mitbürger und Nachkommen mit Gut, Blut und Leben zu behaupten immer bereit seyn soll, sich nie scheuen, klare und offenbare Wahrheit zum allgemeinen Heil auch den ersten Staatsdienern vorzuprebigen, wenn es gleich schon oft genug von Andern vergeblich geschehen seyn sollte. Ein wiederholter Tropfenfall höhlt doch endlich auch Felsen aus. — **Praeterea censeo, Carthaginem esse delendam** — sprach Cato, der Censor, Kraft der Befugniß und Sitte römischer Senatoren, so oft er in der Staatsversammlung auch über ganz andere und fremde Gegenstände gestimmt hatte; und endlich stürzte das wiederholte Wort Carthago. Man braucht aber ganz und gar nicht ein Mitglied im Rathe der Archonten zu seyn, um über Gesetz- und Regierungsmängel des Staates, dessen Bürger man ist, ein freyes, offenes und deutsches Censeo sagen zu dürfen, was auch Sultans- und Bassen-Politik dagegen einwenden möchte. Alle National-Schriftsteller sollten es zur Sitte machen, ihre Schriften

mal ein Gefühl der Scham anwandeln, das Brot, welches die Schriftsteller, ohne ihr durchlauchtiges, hochgebornes und excellentes Zuthun, sich durch sich selbst, durch ihre nach langem, schweren und mühsamen Fleiß endlich vollendeten Werke erworben haben würden, dem ersten dem besten Hunde Preis zu geben, der seine Hütte unter dem Thron ihrer Weisheit, Gerechtigkeit, Dankbarkeit und Großmuth auf-

---

besonders diejenigen, die für ein größeres Publicum bestimmt sind, unabläßig und so lange mit einem ähnlichen Censeo zu besiegeln, bis endlich die Hyder Nachdruck vernichtet wäre. Habe ich diese Worte wider den Beyfall der Weisen, der Gerechten und Edlen meines Vaterlandes niedergeschrieben, so werde mir wie einem Verbrecher das Haupt abgeschlagen! Vereinigen sich aber ihre tausend und abermals tausend Stimmen mit der meinigen: so blicke dereinst eine bessere Nachwelt mit Verdruß und Mitleiden auf ein Zeitalter zurück, da eines Jeden, und nur das Eigenthum des gleichsam in den Stand der Schutz- und hülflosen Natur zurückgeworfenen Schriftstellers nicht unverletzlich und heilig war. — Soll er etwa nun auch das Naturgesetz ausüben und den Nachdrucker niederschießen, niederbohren, wo er ihn trifft? Daß das unter solchen Umständen erlaubt seyn müsse, getraue ich mir auszuführen; und nur ein Muster menschlicher Inconsequenz soll es wagen, mich widerlegen zu wollen. Denn nach eben demselben Recht brechen Staaten und Völker einander die Hälse.

schlägt. Weil denn nun aber die Umstände so beschaffen sind und eine Änderung sobald nicht zu erwarten stehet, was bleibt dem Schriftsteller übrig? Soll er sich etwa bey dem aufklärenden, Tugend und Geschmack verbreitenden Nachdrucker als Ballenbinder verdingen? Besser stünde er sich dabey unstreitig, als bey der Schriftstellerey, wenn ohne diese auch nur immer etwas zu bündeln und zu schnüren wäre. Oder soll er, anstatt die Blüthe seines Lebens und seiner Kraft einem oder zwey vortrefflichen, vollendeten, dauernden National-Werken aufzuopfern, jede Messe mit Alphabeten von Mittelmäßigkeit oder Erbärmlichkeit beschicken? Denn nur die Engel Gabriel und Raphael sind vermuthlich im Stande, das Vortreffliche in der Poesie, Philosophie, Geschichte, jedes halbe Jahr in so starken Ballen zu liefern, daß bey der Gefahr des Nachdruckes der Aufwand an Öl, Holz und Schreibmaterialien daran gewonnen werden mag. Da es nicht Jedermanns Sache ist, seine Ehre vor Welt und Nachwelt auf jeder Messe für ein Paar Louisd'or Trankgeld feilzubieten, so wird es weit gerathener seyn, sich in dunkler Stille zur geringsten Handarbeit, zum Abschreiben, zum Abc-lehren, ja zum Graben selbst zu entschließen, als auf Werke der Homere, der Sophokles, der Plato, der Xenophon

der Tacitus, der Montesquieu, der Gibbon, der Klopstocke, Wielande und Kante sich zu verwenden. In der Erwartung, meine armen Gedichte, deren ich gewiß ungern und sehr verschämt so nahe bey jenen großen Namen erwähne, je mehr sie das Publicum etwa ergötzen möchten, desto eher von den genannten erhabenen Wohlthätern unserer Nation, unter gnädigster Protection bestmöglichst verbreitet zu sehen, mache ich denn also hiermit, unter Verzichtleistung auf Gerechtigkeit, Dank und Großmuth, welche nicht mir, sondern Schmieder'n und Consorten gebühren, dem werthen Publicum meine demüthige Verbeugung, und greife von nun an — zum Spaden. Es ist nun freylich bey so bewandten Umständen nicht möglich, daß ein lern- und lustbegieriges Publicum noch zwey andere ähnliche Bände, oder was sonst eine Mangel- und Verdrußlose Lage hervorbringen möchte, erhalte. Wenn das aber auch Iliaden und Theodiceen wären, so ist doch offenbar ein solcher Verlust eine wahre Kleinigkeit gegen den halben oder ganzen Gulden, den Ihre Majestäten, Durchlauchten, Hoch- und Hochwohlgeborne Excellenzen, und ein ganzes wirthschaftliches Publicum an dem nächstbevorstehenden gnädigst privilegiirten Nachdrucke

gewinnen werden. Ein solcher Gewinn ist es schon werth, die Nationalwohlthäter Schmieder und Consorten dankbar zu verehren und zu segnen. Amen.

Göttingen, im April, 1789.

Bürger.

III.

Gedichte.

gewinnen werden. Ein solcher Gewinn ist es schon werth, die Nationalwohlthäter Schmieder und Consorten dankbar zu verehren und zu segnen. Amen.

Göttingen, im April, 1789.

Bürger.

III.

Gedichte.

An ein Maienlüftchen.

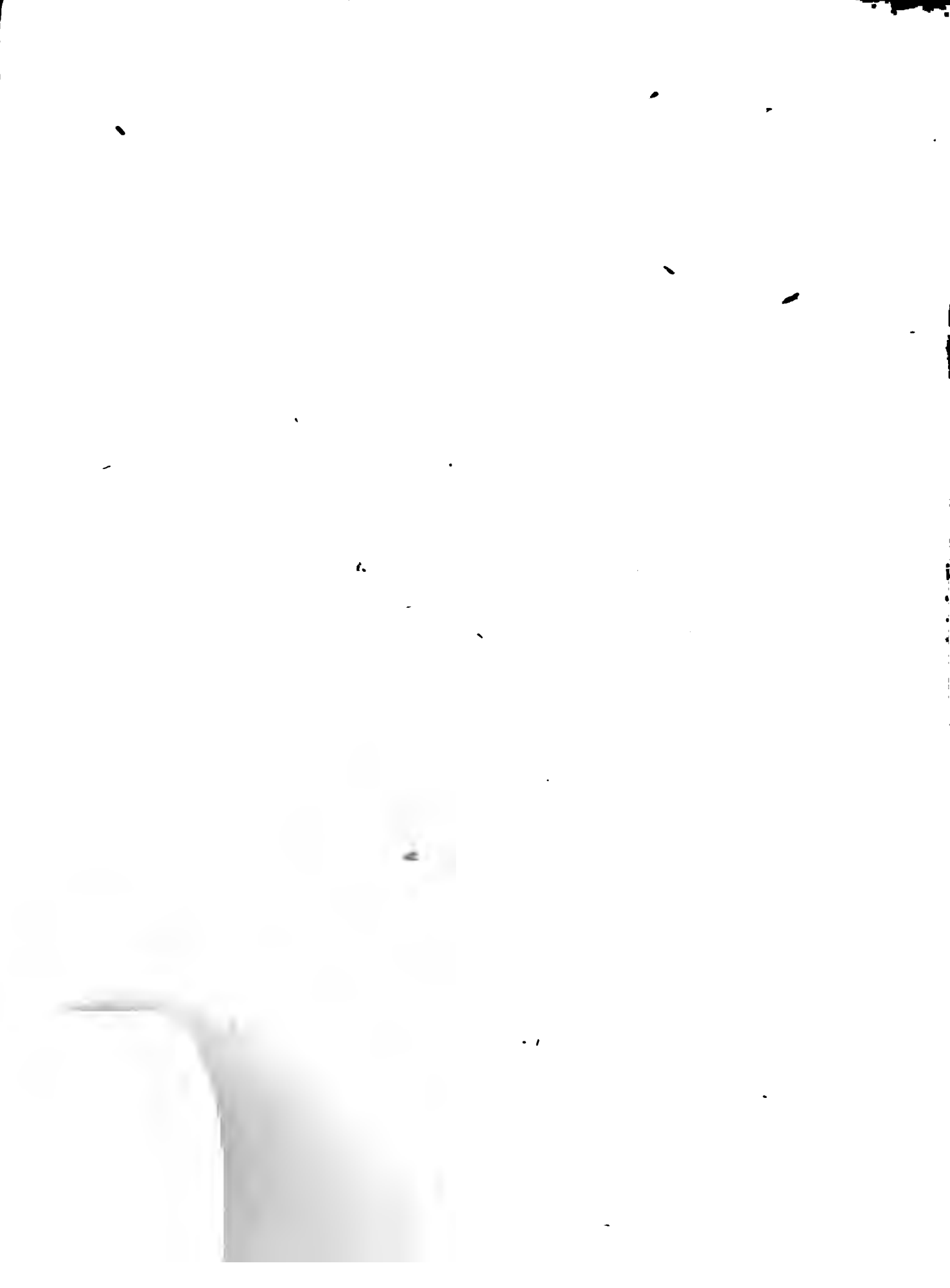
Auf, Maienlüftchen, aus den Blumenbeeten!
Wo deine Küsse Flore'ns Töchter röthen,
Wo du so liebetraulich Allen heuchelst,
Und Duft entschmeichelst.

Erhebe dich, mit allem süßen Raube,
Nach jener dämmernden Hohlunderlaube!
Dort lauschet Lina. Laß sie deines süßen
Geruchs genießen!

Mir hat das Glück noch keinen Kuß beschéret.
Dir aber, Liebchen, wird ja nichts verwehret.
Nimm drei für einen! Komm zurück! Nur einer
Davon sey meiner!

Stutzertändelei.

Freund Amor, kannst du machen,
Für einen hübschen Kuß,
Daß mir Agneschen' lachen
Aus frommen Augen muß?



An ein Maienlüftchen.

Auf, Maienlüftchen, aus den Blumenbeeten!
Wo deine Küsse Flore'ns Töchter röthen,
Wo du so liebetraulich Allen heuchelst,
Und Duft entschmeichelst.

Erhebe dich, mit allem süßen Raube,
Nach jener dämmernden Hohlunderlaube!
Dort lauschet Lina. Laß sie deines süßen
Geruchs genießen!

Mir hat das Glück noch keinen Kuß beschéret.
Dir aber, Liebchen, wird ja nichts verwehret.
Nimm drei für einen! Komm zurück! Nur einer
Davon sey meiner!

Stutzertändelei.

Freund Amor, kannst du machen,
Für einen hübschen Kuß,
Daß mir Agneschen' lachen
Aus frommen Augen muß?

O allerliebste Sachen,
Die kaum ich nennen kann,
Schenkt' ich für dieses Lachen,
Dir, liebes kleiner Mann!

In manchem Spiel um Pfänder
Hab' ich erobert mir
Viel schöne bunte Bänder;
Die alle gäb' ich dir.

Ja dieß geraubte Mützchen
Empfingest du sogar;
Und dieses Federbüschchen,
Aus Minna's blondem Haar.

Und deinen Köcher schmückte
Von golddurchwirktem Band
Ein Röschen, welches stickte
Des schönsten Mädchens Hand.

Weckst du ihr süßes Lachen,
Sieh, so verdienst du dir,
Die Nymphen naß zu machen,
Die kleine Spritze hier.

Auch sollen dich belohnen,
Bonbon und Marzipan,
Vortreffliche Makronen,
Und was dir lüsten kann.

Und siehst du dieses Gläschen
Voll Syrakuserwein? —
Erdenke mir ein Späschen!
Du bist ja sonst so fein. —

Ha! Kleiner, ich erfinde
Viel eher einen Plan!
Den höre mir geschwinde
Mit beiden Ohren an!

In eine kleine Fliege, —
Siehst du, was ich erfand! —
Verwandle dich, und fliege
Auf ihrer Schnürbrust Rand.

Dort gleite durch die Falte,
Im zarten Musselin,
Bis zu dem tiefen Spalte
Des warmen Busens hin.

O allerliebste Sachen,
Die kaum ich nennen kann,
Schenkt' ich für dieses Lachen,
Dir, lieber kleiner Mann!

In manchem Spiel um Pfänder
Hab' ich erobert mir
Viel schöne bunte Bänder;
Die alle gäb' ich dir.

Ja dieß geraubte Müschchen
Empfingest du sogar;
Und dieses Federbüschchen,
Aus Minna's blondem Haar.

Und deinen Köcher schmückte
Von golddurchwirktem Band
Ein Röschen, welches stickte
Des schönsten Mädchens Hand.

Weckst du ihr süßes Lachen,
Sieh, so verdienst du dir,
Die Nymphen naß zu machen,
Die kleine Spritze hier.

Auch ſollen dich belohnen,
Bonbon und Marzipan,
Vortreffliche Makronen,
Und was dir lüſten kann.

Und ſiehſt du dieſes Gläschen
Voll Syrakuſerwein? —
Erdenke mir ein Späschen!
Du biſt ja ſonſt ſo fein. —

Ha! Kleiner, ich erfinde
Viel eher einen Plan!
Den höre mir geſchwinde
Mit beiden Ohren an!

In eine kleine Fliege, —
Siehſt du, was ich erfand! —
Verwandle dich, und fliege
Auf ihrer Schnürbruſt Rand.

Dort gleite durch die Falte,
Im zarten Muſſelin,
Bis zu dem tiefen Spalte
Des warmen Buſens hin.

Dort wage mir hernieder,
Geschickt, nach Bergmannsart,
Anschließend dein Gefieder,
Die wohllustvolle Fahrt.

Dann muß es dir gelingen,
Ihr, neidenswerthe Müh'!
Ein Lächeln abzuzwingen;
Da kitzle, kitzle sie!

An Themire.

Travestirt nach dem Horaz.

Ach, würden falsche Schwüre
Durch Zeichen an dir kund!
Verfärbte sich, Themire,
Dein frevelhafter Mund!

O, daß ein Zahn sich schwärzte,
Meineidige! daß nur
Ein Fingerchen dir schmerzte,
Das sich erhob zum Schwur!

So glaubt' ich, Götter hielten
Noch was auf Treu' und Pflicht,
Und falsche Mädchen spielten
Mit theuern Eiden nicht. —

Doch deinen Reiz erheben
Verbrechen nur noch mehr;
Und immer dichter schweben
Verehrer um dich her.

Frau Venus und ihr Völkchen
Läßt fünf gerade seyn.
Von Unmuth nicht ein Wölkchen
Hüllt ihre Stirnen ein.

Per Dio! Was noch schlimmer,
Dein Flattersinn ergetzt
Den Schadenfroh, der immer
An heißen Pfeilen wetzt.

Daher in allen Schulen
Befiedert täglich sich
Ein Heer von jungen Buhlen,
Und insgesammt für dich.

Die kommen dann, und zollen
Dir Huldigung und Pflicht.
Die Alten aber trollen
Deßwegen sich noch nicht.

Und Alt und Jung umschwärmet
Nun, wie behext, dein Haus.
Man baxet sich, man lärmet . . .
Ach! wo will das hinaus? —

Dich schert, des Söhnchens wegen,
Die zärtliche Mama;
Und, seines Beutels wegen,
Der geitzige Papa.

Du ängstigst junge Frauen:
Es möchte deinen Werth
Ein Tröpfchen Gunst bethauen,
Das ihnen zugehört.

Die Menagerie der Götter.

Wie hier an Affen, Papagein,
An Kakadu und Raben
Hofherrn und Damen insgemein
Ihr träges Müthchen laben:

So hägt auch mancher Gott sein Thier,
Selbst in der Himmelsstube.
Zeus dahlt mit seinem Adler schier,
Wie ein Quintanerbube.

Der darf in Cabinett und Saal,
Auf Stuhl und Tafel springen,
Und keck ein ganzes Göttermahl
Ambrosia verschlingen.

Allein, wer so viel frißt, der muß,
Mit Gunst! auch viel hofiren.
Drum möchte Juno, voll Verdruß,
Ihm oft den Steiß verschnüren.

Dagegen kann ihr Pfauenpaar
Sie desto baß erfreuen.
Doch schmälet Zeus; und dieß ist wahr,
Daß sie abscheulich schreien.

Mit Täubchen kürzt an ihrem Platz
Sich Cypria die Stunden.
Ihr Por läßt flattern einen Spatz,
An langen Zwirn gebunden.

Minerva kommt durch ihre Gunst
Noch dem Olymp zu Statten:
Denn ihre Eule fängt mit Kunst
Die Himmelsmäus' und Ratten.

Apoll hält solchen Tand für schwach,
Nährt sich vier stolze Schimmel,
Und galoppiret, Tag für Tag,
Eins durch den weiten Himmel.

Auch, sagt man, hält er einen Schwan,
Deß wunderbarer Schnabel
Trotz Rom's Castraten singen kann;
Doch halt' ich dieß für Fabel.

Lyäus läßt den Wagen gar
Von zahmen Tiegern führen,
Und, ohne Sorge vor Gefahr,
Sich durch die Welt kutschiren.

Vor Pluton's schwarzer Pforte bellt
Der größte Bullenbeisser,
Und macht die Qual der Unterwelt
Durch sein Geheul noch heißer. —

Vor allen Thieren, groß und klein,
Die sich bei Göttern mästen,
Behagt Silenus Eselein
Noch meinem Sinn am besten.

Das ist, fürwahr! ein feines Vieh,
Von sondrer Zucht und Ehren,
Und läßt von vorn und hinten nie
Was Unverschämtes hören.

Mit sich und seinem Herrn vergnügt,
Geduldig allerwegen,
Nimmt es vorlieb, so wie sich's fügt,
Mit Marzipan und Schlägen.

Zum Keller weiß es hin und her
Den Weg von selbst zu finden;
Auch braucht man gar nicht drüber her
Den Reiter fest zu binden.

Piano klimmt's den Berg hinan,
Piano tritt's bergunter,
Und wirft den trunknen Ehrenmann
Kein einzig Mal herunter.

So einen Esel wünscht' ich mir! —
Silen, wirst du einst sterben,
So laß mich dieß bequeme Thier,
Laß, Vater, laß mich's erben!

Fortunens Pranger.

Nieten? Nieten? Nichts, als kahle Nieten? —
Nun, so niete dich denn satt und matt!
Zur Vergeltung will ich dir auch bieten,
Was noch Keiner dir geboten hat.

Nicht mit Erbſen muß man nach dir ſchnellen,
Wie ein Luſtigmacher etwa ſchnellt;
An den Pranger, und in Eiſenſchellen,
Sey, Fortuna, ſchimpflich ausgeſtellt! —

Rüſtig, ihr Verwandten meiner Leyer,
Satyrbuben, auf! Verſchont ſie nicht!
Alle faulen Äpfel, — puh! — und Eier
Werft der Bübinn in das Angeſicht!

Denn ſie iſt, ſie iſt die Ehrenloſe,
Die das ärgſte Schandgeſindel liebt,
Und nur ſelten ihrer Wohlluſt Roſe
Einem Biedermann zu koſten gibt.

Ha, der Frechen, die ſo unverhohlen,
Mir nichts, dir nichts! falſche Münzen ſchlägt,
Und aus Lumpenkupfer die Piſtolen,
Und aus Gold die Lumpenheller prägt!

O, wie manchem edeln Tugendſohne
Gönnte ſie kaum ſeinen Bettelſtab,
Sie, die dennoch Zepter, Reich und Krone
Oft dem tollſten Oran-Utan gab!

Mit dem Räuber zieht sie aus zum Raube;
Selbst dem Mörder führt sie oft den Stahl.
Wie sie rupft dem Habicht Lamm und Taube,
Zupft sie jenem Wais' und Witwe kahl.

Seht, wie sie bei'm Beutelschneider stehet,
Und dem Gauner, den der Würfel nährt,
Zum Gewinn die Schinderknochen drehet,
Und dem frommen Tropf die Taschen leert!

Wie sie dort den Mann von Treu' und Glauben
In der Heuchlerlarve fein beschnellt,
Und, ihm vollends Rock und Hemd zu rauben,
Nachts dem Diebe gar die Leiter hält!

Ha, mit Treue weiß sie umzuspringen,
Wie die Katze mit der armen Maus!
Wahrheit kann von ihr ein Liedchen singen,
Wahrheit, oft verjagt von Amt und Haus!

Doch den Auswurf von den ärgsten Schelmen
Lohnte sie, für seine Heuchelkunst,
Oft mit Sternen, oft mit Ritterhelmen,
Und mit Überschwang von Fürstengunst. —

Wird sie stets zum Tapfern sich gesellen,
Der für die gerechte Sache kriegt? —
Öfter haben Schurken und Rebellen,
Ohne Recht, durch ihre Hand gesiegt. —

Dennoch wird in kurzen alle Gnade
Ihren Buhlen oft zum Ungewinn;
Wie im Märchen der Scheherezade
Von der geilen Zauberköniginn.

Labe hieß sie. Buhlerisch gewogen
War sie manchem jungen schönen Mann.
Doch, so bald sie satt der Lust gepflogen,
Spie sie, hui und pfui! sein Antlitz an.

Hui und pfui! ward er zum Ungeheuer,
Dessen Namen ihre Zunge sprach.
Ihren Kitzel stillte bald ein Neuer;
Aber immer traf ihn gleiche Schmach.

Eben so schon tausend Mal gehandelt
Hat die Bübinn, die wir ausgestellt.
Oft ihr liebster Liebling wird verwandelt
Durch die Zauberstäbchen „Ehr' und Geld."

Ihro Hoch = Hochéhr = und Wohlehrwürden
Schaffet sie zu Hämmeln, fett und dumm,
Blökend, wie die Brüder in den Hürden,
Öfters auch zu Stutzeböcken um.

Hast du dich nicht wohl in Acht genommen,
Wirst du plötzlich in den Koth gestutzt,
Weil sie unversehns von hinten kommen,
Wirst geknufft, zertrampelt und beschmutzt.

Ihro Hoch = Hochwohl = und Wohlgeboren,
Wann sie sich an ihnen satt gepflegt,
Schenkt sie hohe Rüssel, oder Ohren,
Wie sie ein bekanntes Thierchen trägt.

Manche werden Pavian' und Lüchse;
Manchen schafft sie um zum Krokodill.
Fürstenschranzen wandelt sie in Füchse
Und Chamäleone, wie sie will.

Ihro Gnaden, dero theure Frauen,
Gehen ebenfalls so leer nicht aus.
Diese führt, als stolz beschwänzte Pfauen,
Sie auf Bäll' und Assembleen aus.

Selten, selten schonet sie der Krieger,
Denen sie mit Gunst zur Seite war,
Wandelt sie in blutversoffne Tieger,
Oft, behüt' uns Gott! in Teufel gar.

Die Gelahrten werden angebunden,
Wild in Bärgestalten, an ihr Pult.
Krittler bellen sich zu tollen Hunden,
Und ermüden Ohren und Geduld.

Philosophen werden umgeschaffen,
Sammt Ästhetikern, in Dunst und Wind;
Viel Poeten aber sind schon Affen,
Und die bleiben denn nur, was sie sind.

Fuselbrenner, Müller, Bäcker, Schlächter,
Brauer, Wirthe, Kauf- und Handelsherrn,
Pferdetäuscher, Lieferer und Pächter
Wandelt sie in Büffel gar zu gern.

Manchem ihrer Söhne hext die Metze
Einen Rüssel, der nur frißt und säuft,
Zu zerwühlen die erbuhlten Schätze,
Welche weiland Büffel aufgehäuft. —

Dennoch, — ließe sie nur so sich gnügen
An so mancher schnöden Zauberthat! —
Aber, ach! auch Köpfe läßt sie fliegen.
Manchen Liebling flocht sie schon auf's Rad.

Wie mit Rüben, so mit Menschenhälsen
Spielt sie. Den, dem sie die Hand kaum gab,
Ihn zu heben auf den Ehrenfelsen,
Stürzt sie rücklings wieder tief hinab.

Manchem Reichen, wann sie kaum gefüllet
Seinen Kasten, hoch bis an den Rand,
Hat sie hinterher den Strick getrillet,
Und ihn aufgeknüpft durch eigne Hand.

Dieb' und Gauner, deren guter Engel
Sie zu Schutz und Trutz gewesen war,
Wandelt sie zuletzt in Galgenschwengel
Und in Speise für die Rabenschar. —

O der Bübinn! Über ihren Ränken
Gehn mir Sprache schier und Athem aus. —
Dieser Litanei soll sie gedenken! —
Satyrbuben, packt euch nun nach Haus!

Prognosticon.

Vor Feuersgluth, vor Wassersnoth
Mag sicher fort der Erdball rücken.
Wenn noch ein Untergang ihm droht,
So wird er in Papier ersticken.

Auf einen literarischen Händelsucher.

Ich? Gegen ihn vom Leder ziehn? —
Dabei gewönn' er; ich verlöre!
Denn meine Fuchtel adelt' ihn,
Sie aber käm' um ihre Ehre.

Geweihtes Angebinde zu Luise'ns Geburtstage.

Kann denn nur der Vater Pabst allein
Schwerter, Kerzen, Amulet' und Ringe
Für die Frommen seiner Kirche weihn,
Daß kein Leid und Unheil an sie dringe? —

Freilich rühmt er sich mit stolzem Sinn
Gottes höchsten Priester auf der Erde;
Aber ich, auch ich weiß, was ich bin,
Weiß, daß ich ihm nimmer weichen werde.

Denn ich bin zu hoher Priesterschaft,
Nicht, wie er, von Menschen auserkoren,
Bin dazu empfangen und geboren,
Und empor gesproßt durch Gottes Kraft!

Bin geweiht zum Priester des Apoll
Mit des Gottes Kranz und goldnem Stabe!
Seines Geistes bin ich froh und voll;
Warum nicht auch frommer Wundergabe? —

Ja, ich bin's! So weih' ich betend dann
Dieſes Band mit Wunderkraft und Segen,
Daß ich's an Luiſe'ns Buſen legen,
Und damit ihr Herz beglücken kann.

O, ein Herz, des beſten Glückes werth!
Das ich nie zu rühmen mich beſtrebe,
Weil der ſchönſte Name, den ich gebe,
Doch dieß Herz noch nicht genugſam ehrt. —

Band, ich ſegne dich mit Freud' und Luſt,
Für das längſte Leben, ſonder Grämen;
Dieſen Segen ſollſt du in die Bruſt
Meiner edeln Freundinn reichlich ſtrömen!

Freud' und Luſt an ihrem braven Mann
Ein Jahrhundert, oder nicht viel minder;
Freud' und Luſt an Allem ab und an,
An und ab dem Kleeblatt holder Kinder;

Freud' und Luſt, von keinem Harm vergällt,
Sey durch dich ihr in die Bruſt gegoſſen,
Freud' an Gottes ganzer weiter Welt,
Mich, den Prieſter, auch mit eingeſchloſſen!

Neu-Seeländisches Schlachtlied.

Halloh, ihr Gesellen, empor und hervor!
So stampfen, so tanzen die Wogen empor,
Hoch über das Riff hin, mit zorniger Macht;
So tanzen wir muthig zur blutigen Schlacht.

Zusammen! Zusammen! Zusammen heran,
Was rühren an Schenkeln und Armen sich kann
Wie Wirbelwind schüttelt das Röhrich im Moor,
So schwenken wir Schlachtbeil' und Lanzen empor.

Scharf sind sie gewetzt, wie des Wasserhunds Zahn,
Zum Bohren und Spalten. Fleuch, Lanze, voran!
Fleuch sträcklich! Tief, tief in den Busen hinein!
Beil, spalt' und zerschellere Schädel und Bein!

Heut fodern wir Rache, heut bieten wir Mord'
Wir fodern, wir kommen, und halten das Wort.
Nichts kümmert den Sturm, der die Wälder zerbricht;
Wir fodern, wir kommen, und schonen euch nicht.

Heim bauen die Weiber und Kinder den Herd;
Ein leckeres Fleiſchmahl iſt heut uns beſchert.
Schon wölkt ſich dort hinter den Bergen der Rauch;
Schon kniſtert, ſchon lodert die Lohe vom Strauch.

Uns lüſtert, uns hungert ſchon lange nach euch.
Heim lauern die Hunde am ſpülenden Teich.
Wir ſchmauſen heut Abend euch jauchzend im Hain
Rein auf, bis an's klingende, blanke Gebein.

Riſch, raſch, Ihr Geſellen, riſch an überall!
Bald nieſen die Naſen vom röſtenden Mahl.
Die Lohe verlodert; der Ofen iſt gluh!
Halloha! Halloha! Werft zu nun! Haut zu!

Der Edelmann und der Bauer.

„Das ſchwör' ich dir bei meinem hohen Namen,
Mein guter Claus, ich bin aus altem Samen!"
„Das iſt nicht gut! erwiedert Claus.
Oft artet alter Samen aus."

Aufgegebene Liebeserklärung an Sophie,

nach vorgeschriebenen Endreimen.

Am Herzen, wie am Geist, längst dumpf, und stumpf, wie — Blei,
Wähnt' ich, — ein schlechtes Ziel! — vor Amor's Pfeil mich — frei.
Bekannt mit meinem Muth, an Leib und Seele — Fratze,
Frißt, dacht' ich, wie ich bin, mich weder Hund, noch — Katze.
Ich würgt' an Vers und Reim, als steckt' im Hals ein — Pflock,
Und langsam schlich mein Witz, wie Aaron's Sünden- — Bock.
Da, Fiekchen, tratst du auf, an Kraft ein Lebens- — Engel,
Bewegtest zum Bimbam der Zunge trägen — Schwengel.
Nun, deucht mir, komm' ich fast von neuen in den — Schuß,
Ganz fraß vielleicht der Wurm mich nicht zur tauben — Nuß.
Ha! Tränktest du mich nun mit deiner Liebe — Sprudel,
So lernt' ich dein Apport noch wie der jüngste — Pudel.
Dir spräng' ich über'n Stock, und tanzt' im bunten — Frack,
Als Äffchen, oder Bär, zum Polnschen Dudel- — Sack.

Als Elise sich ohne Lebewohl entfernt hatte.

Frisch, Bürger, frisch zusammen dich genommen,
Und rüstig vorwärts stets von hier
Im Ocean der Zeiten fortgeschwommen! —
Sie ist nicht fort, das glaube mir! —
Steh' nicht so düster, so beklommen,
Nicht so an Hoffnung, Muth und Lebenskraft verglommen!
Sie wird gewiß noch irgend wo zu dir,
Du wirst gewiß noch irgend wo zu Ihr,
Auf einem Freudenfest der Edeln und der Frommen,
Wer weiß, an welcher Quelle, kommen.
Im Engelston gebot Sie dir:
„Steh' nicht so düster, so beklommen!“ —
Sie ist nicht fort, das glaube mir!
Denn — Abschied hat sie nicht genommen.

Schnick und Schnack.

Verbreite du vor Hack und Mack
Den Duft der besten Thaten.
Kaum wird Frau Schnick und kaum Herr Schnack
Ihn merken und verrathen.

Mach' aber Einen schwachen Streich, —
Wer kann dem immer wehren? —
Ganz heimlich! — O, so wirst du gleich
Dein blaues Wunder hören!

Umsonst, umsonst bemühst du dich,
Ihn halb nur zu verstecken.
Vom Liebesmantel findet sich
Kein Läppchen, ihn zu decken.

Begingst du ihn im Keller gleich,
Tief in der Nacht der Erde,
Hervor muß er, der matte Streich,
Daß er beschnickschnackt werde!

Du fragst umsonst: Wie hat das Pack
Das Bißchen Streich erfahren? —
Auch Klag' und Fluch auf Schnick und Schnack
Kannst du gemächlich sparen.

Sie borgen dann die List vom Fuchs;
Vom Spürhund ihre Nasen;
Die gluhen Augen von dem Luchs;
Die Ohren von dem Hasen.

Und spüren und verschonen nie,
Nicht Bruder, Schwester, Base.
Wie Galgenraben schwärmen sie
Am liebsten nach dem Aase.

Der versetzte Himmel.

Sonnett.

Licht und Luft des Himmels zu erschauen,
Wo hinan des Frommen Wünsche schweben,
Muß dein Blick sich über dich erheben,
Wie des Betenden voll Gottvertrauen.

Unter dir ist Todesnacht und Grauen.
Würde dir ein Blick hinab gegeben,
So gewahrtest du mit Angst und Beben
Das Gebiet der Höll' und Satans Klauen.

Also spricht gemeiner Menschenglaube.
Aber wann aus meines Armes Wiege
Molly's Blick empor nach meinem schmachtet:

Weiß ich, daß im Auge meiner Taube
Aller Himmelsseligkeit Genüge
Unter mir der trunkne Blick betrachtet.

Aruspex und Professor.

Wie ein Aruspex dem Collegen,
Ohn' aufzulachen, einst entgegen
Mit Ernst zu treten fähig war,
Schien, Tullius, dir wunderbar.
Ein größres Wunder fast wär's unter uns zu nennen,
Wie's manche Professoren können.

Bullius.

Was zwischen manchem wilden Haufen
Sich Bullius, der Aldermann,
An Hörnern endlich abgelaufen,
Das läuft sein Weib ihm wieder an.

An Madame B., geb. M.

Sehn, geliebte Freundinn, und wiedersehen das Werthe
Auf der verworrenen Bahn, welche das Leben durchkreuzt,
Das sind Blüthen des Glücks, die jedem Waller nicht blühen.
Dennoch welken sie auch, ähnlich den Blüthen des Mais.
Lieblich haben sie Dir und mir drei Tage geduftet;
Morgen fallen sie welk ab von der werdenden Frucht.
Wiedererinnerung heißt die Frucht, die ihnen entkeimet,
Säuerlich anfangs noch, süßer in Reife dereinst.
Reich', o Phantasie, die Frucht dem durstenden Herzen
Auf der ermüdenden Bahn, welche das Leben durchkreuzt,
Reiche sie reif und süß im Weidenkörbchen, durchflochten
Mit Vergißmeinnicht, kummerverlächelnd ihm dar!

Gebet der Weihe.

Göttinn des Dichtergesangs und der edleren Rede der Menschen,
Herrliche, die mein Volk nie jener Tempel gewürdigt,
Welche den höhern Geist des Griechen, des Römers, des Briten

Und des Galliers, Zeit und Raum durchstrahlend, verkünden,
Siehe, wir Wenigen baun, von deinem Odem begeistert,
Rührend das goldene Spiel, das Theben's Mauern erbaut hat,
Aber bewaffnet auch mit dem Schwert und dem Bogen Apollon's,
Beides, zu locken die Edeln und fern zu verscheuchen den Pöbel,
Göttinn, wir baun dir ein Haus, zwar klein, wie ein Hüttchen des Weinbergs,
Dennoch nur dir allein und deinem Dienste geheiligt.
Denn uns enget den Raum das Gewühl der Wechsler und Krämer,
Und der Kärner, die uns aus jeglicher Zone der Erde
Struppigen Plunders viel zukarren, der uns nicht Noth thut;
Enget ein zahlloser Troß der Schnabel aufsperrenden Neugier,
Und der Sammler von Lumpen, aus denen nimmer ein Blatt wird,
Und von Flocken und Fäden, die Keiner verspinnt und verwebet;
Engt ein gefausteter Schwarm Betrunkener, welcher zur Pflege
Aller Laternen um Kirch', um Schloß, um Rathhaus und Marktplatz
Hoch berufen sich wähnt, allein das leuchtende Flämmlein
Bald mit Gestank auslöscht, — ein süßer Geruch dem Despoten! —
Bald zum Brand', erwünscht für Mord und Plünderung, anfacht.

Göttinn des Dichtergesangs und der edleren Rede der Menschen,
Die du mit Wohlthat begannst, als Menschenleben erwachte,
Und fort wohlthun wirst, bis Alles im Grabe verstummt ist,
Die du den Säugling tränkst aus würzeduftendem Busen,
Dann als blühende Braut den feurigen Jüngling umarmest,
Drauf, ein gesegnetes Weib, der Kraft des rüstigen Mannes
Kinder des ewigen Ruhms gebierst, voll Leben und Odem,
Endlich mit Milde den Greis, wie der Strahl der herbstlichen Sonne
Die entladene Rebe, noch hägst und pflegst und erwärmest,
Walterinn, die du warst und bist mit dem Bessern, und seyn wirst,
Sey uns Wenigen hold, und gib uns Kraft und Gedeihen!

Kampfgesetz.

Gleich sey der Streit,
Den man uns beut!
Schwert gegen Schwert vom Leder;
Doch Feder gegen Feder!

Der Vogel Urselbst,

seine Recensenten und der Genius.

Eine Fabel in Burcard Waldis Manier.

Ein Vogel ganz besondrer Art,
Der sich mit keinem andern paart,
Und, weil er immer einsam kreist,
Original, Deutsch: Urselbst, heißt,
War Liebling eines Genius,
Und hörte dennoch mit Verdruß:
„Das Flügelpaar, mit welchem ihn
Der hohe Genius beliehn,
Trag' ihn zwar ziemlich hoch und weit
Mit seiner Kraft durch Raum und Zeit;
Allein der Flug sey doch nicht schön
Zu hören, oder anzusehn."

So rief aus Troja's Schutt und Graus
Ein krank Uhu erst heraus.
Nach rief es flugs ein Papagei
In einer neuen Bücherei,
Wo auf der Grazien Altar
Der Schwätzer eingekäficht war.

Bald gackten's auch den ganzen Tag
Die Hühner und die Gänse nach.
So ward ein Wort St. Klopstock's wahr,
Das Wort: Nachahmer hier sogar!

Da flog der Urselbst hin, und bat
Des Uhus Majestät um Rath:
„Herr, gib dich näher zu verstehn,
Wie flieg' ich dir zu Dank recht schön?" —
Der Uhu zog die Stirne kraus,
Und sann, — und sann den Rath heraus:
„Behaget gleich auf jeder Flur
Dein Flug dem Sohne der Natur,
So frommt doch diese Gunst dir nichts
Vor der Gewalt des Kunstgerichts.
Das Püppchen der Convention
Rümpft stets sein Näschen drob mit Hohn.
Denn eingeschnürte Schul-Cultur
Haßt gliederfreie Weltnatur.
Drum mußt du, wenn ich rathen soll,
Der Reglerinn zum Opferzoll
Erst manchen Schwungkiel dir entziehn,
Womit Naturgeist dich beliehn."

Der Urselbst säumt' es nicht zu thun,
Und fragte gläubig: „Herr, was nun?“ —
„Es fliegt im dritten Himmelssaal
Ein Vogel, Namens Ideal.
Mit dessen Federn rüste dich,
Sonst fliegst du ewig schlecht für mich.
Noch thatst du keinen Flügelschlag,
Der tadellos passiren mag.
Versagt bleibt drum auf mein Geheiß
Dir der Vollendung Paradeis.“ —
Da sprach der Urselbst ängstiglich:
„Gestrenger Herr, belehre mich,
Wie steigt man in den Himmelssaal,
Und hascht den Vogel Ideal?
Mir dünkt, das ist doch nicht so leicht,
Als man nur blind in's Blaue zeigt.“
Hierauf der Uhu spöttiglich:
„Herr Ignorant, belehr' Er sich:
Zur Seite fliegt der Ideal
Dem Wunder-Phönix der Moral.
Wie dieser strahlt in Heiligkeit,
So jener in Vollkommenheit.
Und wär' unendlich auch die Kluft

Von unſrer bis in ihre Luft:
So wird doch ſtets hinauf gezeigt;
Und wer nicht ihre Höh' erreicht,
Dem blaſen wir den Todtenmarſch." —
„Mit Gunſt! Iſt dieß nicht allzu barſch? —
Schlecht wird's hiernach, muß ich geſtehn,
Dem Tauber, wie dem Adler gehn,
Die man doch in der Unterwelt
Für ehrenwerthe Vögel hält.
Nach dir iſt diesſeits jener Kluft
Der Tauber Schurk', der Adler Schuft.
Biegt man das Rohr zu ſtark, ſo bricht's;
Und wer zu viel will, der will — nichts." —
Jetzt wollte ſchon der Urſelbſt fort;
Doch wandt' er ſich: „Nur noch ein Wort,
Erhabner Kauz! Vermuthlich haſt
Du Federn von dem Himmelsgaſt.
Wie blieſeſt du wohl ſonſt ſo barſch
Mir und auch dir den Todtenmarſch!
Gib mir von deiner Portion,
Und nimm dafür mein Gotteslohn!
Hiernächſt ſo komm auch ſelbſt heraus
Aus Troja's altem Schutt und Graus,

Und zeig' im Fluge dich einmal
Nach Art des Vogels Ideal!
Denn sieh, als du bei guter Laun'
Einst über deinen Dornenzaun
Der Göttinn Freude nach dich schwangst,
Da wurde mir doch etwas angst." —
Jetzt rief der Uhu ärgerlich:
„Herr Naseweis, belehr' Er sich!
Ob gleich mein Aug' ihn nimmer sah,
So ist der Ideal doch da.
Ja, wär' er auch ein Popanz nur
Von metaphysischer Natur,
Der durch's Transcendental-Reich streift,
Wo man nicht sieht, nicht hört, nicht greift,
So schreit man dennoch: Schau', o schau'! —
Dem Andern dunstet's dann doch blau;
Und blauer Empyreums-Dunst
Ist meist der Schönheitsregler Kunst.
Sothanem Dunst, Herr Naseweis,
Geh' ich dich, wie mich selber, Preis.
Denn stümpert gleich mein eigner Flug
Um Troja's Trümmer tief genug,
So fass' ich doch im Fehmgericht

Von meines Urtheils Strenge nicht.
Ich habe Recht, Recht, Recht, Recht, Recht!
Halt's Maul vor mir, du loser Knecht!"
Der Urselbst, der nun Unrath roch,
Sprach: „Hätt' ich meine Kiele noch!"
Verlor von nun an nicht ein Wort,
Und zog mit mattern Schwingen fort.

Noch gläubig, flog er hin, und bat
Den Papagei um guten Rath:
„Schön Papelpapchen, laß mich sehn,
Wie flieg' ich dir zu Dank recht schön?" —
Und graziös, in seinem Ring
Sich schaukelnd, sprach das bunte Ding:
„Da unter mir auf dem Altar
Nimmst du viel Gänseblümchen wahr,
Die ich im Ausland weit und breit
Einst aufgezupft und hier gestreut.
Ich trug dafür zum hohen Lohn
Dieß goldne Gitterhaus davon,
Wo, wer die Bücherei besteigt,
Schön mit mir thut, mir Zucker reicht,
Und mir das glatte Köpfchen kraut,

Das niedlich durch die Stäbchen schaut.
Herr Urselbst, willst du gut allhier
Dich stehn, wie ich, so folge mir!
Reiß dir die Deutschen Federn aus,
Und füll' mit Blümlein, bunt und kraus,
Die leeren Lücken wieder an,
So wird aus dir ein ganzer Mann!" —
Der Urselbst, allzu glaubensvoll,
Sah nicht gleich ein: der Rath sey toll;
Und that, o weh! nach Papchens Wort.
Noch lahmer ging der Flug nun fort.

Jetzt zog der Urselbst hin, und bat
Das Gick- und Gackgeschlecht um Rath.
Laut rief das Gick- und Gackgeschlecht:
„Bis hieher thatst du zwar ganz recht;
Doch, unsers Beifalls dich zu freun,
Mußt du wie Unsereiner seyn.
Dieß ganz zu werden, rathen wir,
Zieh jeden Genialkiel dir
Bis auf den letzten Stumpf heraus,
Und bleib' hier hübsch mit uns zu Haus!
Man muß nichts Eignes wollen seyn.

So machen wir es, Groß und Klein.
Du siehst, wir watscheln Tag für Tag
Hof auf, Hof ab einander nach,
Und schnattern unser Lied dabei
Stets in bekannter Melodei.'
Wenn man nun gleich nicht hoch und weit
Uns fliegen sieht durch Raum und Zeit,
So fällt dafür in unserm Lauf
Auch der Kritik kein Anstoß auf.
Drum meint der Uhu selbst im Ernst,
Gut sey es, daß du von uns lernst." —
Der Urselbst, taub von dem Geschrei,
Besann sich nicht, was gut ihm sey.
Er riß sich Kiel bei Kiel heraus,
Und, ach! mit seinem Flug war's aus.

Nun kam ob dem, was er gethan,
Der Reue Bitterkeit ihm an,
Und tief erseufzend vor Verdruß,
Fleht' er empor zum Genius.
Allein der hohe Schutz-Patron
Schalt hoch herab in ernstem Ton:
„O Thor, also geschieht dir Recht!

Was achteſt du auf jeden Knecht
Der Meinung, die, im Thurm verſteckt,
Ein kranker Uhu ausgeheckt? —
So geht's, ſo geht's, wenn mein Client
Vor alle Regelbuden rennt.
Meinſt du, daß ich, ich, dein Apoll,
Den Flug vom Regler lernen ſoll?
Der Regler, — ſo beſchied ſich deß
Schon Summus Ariſtoteles, —
Der Regler zeichne meinen Flug,
Wie eine Tanz-Tour, in ſein Buch;
Nur lehr' er keinen Genius,
Wie er die Flügel ſchlagen muß! —
Für dieß Mal will ich dir verzeihn,
Und neue Flügel dir verleihn.
Doch fliegſt dem Gick- und Gackgeſchlecht
Du künftig abermals nicht recht,!
Und achteſt ſein, und wendeſt dich
Im Zweifel nicht allein an mich,
Der ganz allein, was frommt und ehrt,
Trotz allem Kritikakel lehrt:
So lähm' ich dir auf immerdar
Den Flug, der ſonſt dein Volksruhm war.

Du sollst in Tiefen und auf Höhn
Natur nicht mehr dein achten sehn.
Verscheucht aus ihrem Heiligthum,
Sperr' ich dich ganz sammt deinem Ruhm,
Wie jenen faden Papagei,
Dort in die neue Bücherei
Der schönen Wissenschaften ein,
Dich deines Lebens da zu freun,
Wo dich dein Volk nicht sieht und hört,
Noch dich Vergeßnen nennt und ehrt.

Ueber eine Dichterregel des Horaz.

Non satis est pulchra esse poëmata; dulcia sunto,
Et quocunque volent, animum auditoris agunto.

„Schön seyn, reichet nicht hin; auch würzig müsse das Lied seyn,
Und des Hörers Gemüth locken, wohin es nur will!"
Dieses Geheimniß der Kunst verrieth ein unsterblicher Meister.
Jedem gelang auch das Lied, der das Geheimniß ergriff.
Aber seit gestern verstehn die Krämer scholastischer Schönheit
Jene besiegende Kunst besser, als Stümper Horaz.
Lecke, so will man, die Form nur schönlich; ihr wäßrichter Inhalt

Mache nicht wohl und nicht weh, schmecke nicht sauer noch süß! —
Deinem Genius Dank, daß er, o grübelnder Schiller,
Nicht das Regelgebäu, das du erbauet, bewohnt!
Traun! wir hätten alsdann an dir, statt Fülle des Reichthums,
Die uns nährt und erquickt, einen gar lustigen Schatz.

Unterschied.

Schüchtern trete der Künstler vor die Kritik und das Publicum, aber nicht die Kritik vor den Künstler, wenn es nicht einer ist, der ihr Gesetzbuch erweitert. Schiller.

Der Kunst-Kritik bin ich, wie der Religion,
Zu tiefer Reverenz erbötig.
Nur ist nicht eben dieser Ton
Vor ihren schlechten Pfaffen nöthig.

Unmuth.

Der Henker hole sie, die schönen Seifenblasen
Von euerm Freiheitsmuth und seiner Riesenkraft,
Wenn Beides schon im ersten Kampf erschlafft!
Mit Fäusten schlagt den Feind, und nicht mit Redner-Phrasen!

Entsagung der Politik.

Ade, Frau Politik! Sie mag sich fürbaß trollen:
Die Schrift-Censur ist heut zu Tage scharf.
Was mancher Edle will, scheint er oft nicht zu sollen;
Dagegen, was er schreiben soll und darf,
Kann doch ein Edler oft nicht wollen.

Unter zwei Uebeln lieber das kleinste.

Ich schelte nicht das Titelkaufen.
Es würde für denselben Preis
Das Amt der Dummkopf leicht erlaufen,
Der jetzt sich zu bescheiden weiß.

An Reinhard.

Stell' auf dein Kunstwerk, fest und gut,
Für's weise Publicum, mein Lieber!
Und fürchte nie die Kollerwuth
Von einem Recensenten-Fieber.

Mittel wider die Agrypnie.

Die ganze Nacht hab' ich kein Auge zugethan,
Fing Ursula am Sonntagsmorgen an.
Nun will ich in die Predigt gehen,
Und Wunders halber sehen,
Ob ich nicht da ein wenig nicken kann.

Räthsel.

Verfertigt ist's vor langer Zeit;
Doch mehrentheils gemacht erst heut.
Höchst schätzbar ist es seinem Herrn;
Und dennoch hütet's Niemand gern.

Anfang einer Bearbeitung des Froschmäuslers*).

1.

Inhalt des ganzen Werks.

Die Hofhaltung, die Feind' und Macht,
Das Blutbad und die erschreckliche Schlacht
Mannhafter Frosch- und Mäusehelden

---

*) Aus der Handschrift. Vergl. Blätter vermischten Inhalts. 5. Band. 5. Heft. Oldenburg, 1793.

Will ich in diesem Buche melken.
Gott wolle mir Gnad' und Rath verleihn,
Und lassen's zur Lehr' und Lust gedeihn.

Wohlauf, o heilige Klerisei
Der neun Kunstschwestern, steh' mir bei,
Auf daß ich, was uns Ehre bringe,
Ersinne weislich und künstlich singe!
Ihr, ewig Jungfern, jung und zart,
Seyd jugendlicher froher Art;
Ihr grämelt nicht zu jeder Stunde,
Und lehrt doch Wahrheit mit lachendem Munde.
Weil Lehre, mit Scherz zusammen getraut,
Die Jugend desto baß erbaut,
So laßt sie mit frohem Angesicht
Mit unter vernehmen, was Weisheit spricht,
Und selbst an Fröschen und Mäusen sehn,
Wie's in der Welt pflegt herzugehn.

Wohlauf, Ihr jungen lustigen Knaben,
Die Ihr gern mögt zu lachen haben,
Seyd ohne Verdruß zu hören wach;
Doch denkt auch meinen Reimen hübsch nach!
Das soll Euch, traun! mehr Nutzen schaffen,

Mittel wider die Agrypnie.

Die ganze Nacht hab' ich kein Auge zugethan,
Fing Ursula am Sonntagsmorgen an.
Nun will ich in die Predigt gehen,
Und Wunders halber sehen,
Ob ich nicht da ein wenig nicken kann.

Räthsel.

Verfertigt ist's vor langer Zeit;
Doch mehrentheils gemacht erst heut.
Höchst schätzbar ist es seinem Herrn;
Und dennoch hütet's Niemand gern.

Anfang einer Bearbeitung des Froschmäuslers *).

1.

Inhalt des ganzen Werks.

Die Hofhaltung, die Feind' und Macht,
Das Blutbad und die erschreckliche Schlacht
Mannhafter Frosch- und Mäusehelden

---

*) Aus der Handschrift. Vergl. Blätter vermischten Inhalts. 5. Band. 5. Heft. Oldenburg, 1793.

Will ich in diesem Buche melken.
Gott wolle mir Gnad' und Rath verleihn,
Und lassen's zur Lehr' und Lust gedeihn.

Wohlauf, o heilige Klerisei
Der neun Kunstschwestern, steh' mir bei,
Auf daß ich, was uns Ehre bringe,
Ersinne weislich und künstlich singe!
Ihr, ewig Jungfern, jung und zart,
Seyd jugendlicher froher Art;
Ihr grämelt nicht zu jeder Stunde,
Und lehrt doch Wahrheit mit lachendem Munde.
Weil Lehre, mit Scherz zusammen getraut,
Die Jugend desto baß erbaut,
So laßt sie mit frohem Angesicht
Mit unter vernehmen, was Weisheit spricht,
Und selbst an Fröschen und Mäusen sehn,
Wie's in der Welt pflegt herzugehn.

Wohlauf, Ihr jungen lustigen Knaben,
Die Ihr gern mögt zu lachen haben,
Seyd ohne Verdruß zu hören wach;
Doch denkt auch meinen Reimen hübsch nach!
Das soll Euch, traun! mehr Nutzen schaffen,

Denn alles Narrenspiel der Affen,
Deß man wohl auch zu lachen pflegt,
Ob's gleich nicht viel zu Beutel trägt.

Der Graubart, der mit dürren Knochen
Der Lehre nichts kann, als lärmen und pochen,
Und hören mag kein lustiges Wort,
Der packe zusammen, und trolle sich fort!
Zwar wollen wir's gänzlich nicht verschwören,
Ihn auf ein ander Mal zu hören,
Wann nämlich uns auch die Nasen blau,
Und Haar und Bart sich färben grau.
Auch sonst wohl zu gelegener Stund'.
Denn Wermuth ist nicht immer gesund.
Man trinkt ja wohl auch neuen Wein,
Und tunkt in frischen Honig 'mal ein.
Die Natur erneut ein neuer Genuß;
Stets Einerlei macht Überdruß,
Wie alles der alten Meister Trutzen.
Der Wechsel nur schafft Lust und Nutzen.
Man schilt oft spöttlich Zeitvertreib,
Was stärkt zur Arbeit Seel' und Leib.
Das nehmen wir nicht zu Herzen und Sinnen,
Und wollen in Gottes Namen beginnen.

2.

Von Bröselbiebs, des Mäusekönigs Sohn, Kundschaft mit dem Froschkönig.

Wo Aschanes mit seinen Sachsen
Des Harzes Felsen einst entwachsen,

War mitten in dem grünen Wald
Ein ſpringend Brünnlein, ſüß und kalt,
Das an dem Falkenſtein herfloß,
In einen großen See ſich ergoß,
Und da am warmen Sonnenſchein
Viel Bäume tränkt' und Blümelein,
Sammt Fröſchen und Fiſchen, Krebſen und Schnecken.
Das Rohr wuchs da, wie Haſelſtecken,
Bei Narrenkolben, Schilf und Weiden,
Und Kräutern, ſchwer zu unterſcheiden,
Als ob's das Schilfmeer ſelber wär',
Wodurch einmal zog Gottes Heer.
Hier ſang nicht nur die Nachtigall,
Daß mit erklangen Berg und Thal;
Auch Grasmück', Amſel, Rohrſperling,
Und hundert Nachbarn um den Spring
Erhuben einen ſo hohen Sang,
Daß er bis auf gen Himmel drang,
Und rund umher der Wiederhall
Die Antwort gab mit Freudenſchall.

Hier herrſchten ſeit vielen alten Jahren
Die Fröſch' in namenloſen Scharen.
Und Sehbold Bausback wohlgedacht
Hielt Hof allhier mit Königspracht.
Das ganze Volk war dieſem König
Hold, treu, gewärtig und unterthänig.
Als nun begann der grüne Mai,
Wollt' einſt der König, von Sorgen frei,

Mit seinen Dienern, jungen und alten,
Ein Freudenspiel im Grünen halten.
Er setzte sich am Sonnenschein
Besonders hin vor die Gemein'
Auf einen Hügel, mit krausem Moos
Schon überwachsen, weich und los.
Geröhrich, Polei und Wassermünzen
Umwehten und kühlten mit Schatten den Prinzen.
Und vor ihm übten sich seine Trabanten,
Und Alle, die sein Reich erkannten,
In manchem edeln Ritterspiel.
Sie trieben froher Kurzweil' viel
Mit Wassertreten, Untersinken,
Mit offnem Maul, und doch nicht ertrinken,
In einem Sprung ein Mückchen erwischen,
Ein rothes Würmlein künstlich fischen,
Geraden Fußes aufrecht stehn,
Und also einen Kampf angehn,
Einander mit Tanzen, Ringen und Springen.
Leicht und geschmeidig zu bezwingen.

Gottfried August Bürger's

sämmtliche Werke.

8

Achter Band.

Göttingen, 1833.

In der Dieterichschen Buchhandlung.

Inhalt

des

achten Bandes.

Vermischte Schriften. Sechster Theil.

I.

	Seite
Über Deutsche Sprache und Schreibart.	1
1. Ueber Anweisung zur Deutschen Sprache und Schreibart auf Universitäten.	3
2. Vorschlag zu einem Deutschen Rechtschreibungs-Vereine.	49
3. Ueber die Deutsche Rechtschreibung. An Lichtenberg.	57

Seite

4. Ueber Deutsche Sprache. An Adelung. . . . 60
5. Wider die majestätische Länge. 70
6. Wissenschaft des Styls. 74
7. Geschäfts-Styl. 76
8. Vollkommenheit des Styls. 77

II.

Zwei Freimaurer-Reden. 79

1. Ueber die Zufriedenheit. 1788. 81
2. Ueber den moralischen Muth. 1791. 93

III.

Die Republik England. 127

Vermischte Schriften.

I.

über

Deutsche Sprache und Schreibart.

1.

Ueber Anweisung zur Deutschen Sprache und Schreibart auf Universitäten *).

Der Leser, dem man schreibt, bestimmt des Autors Pflicht.
Kästner.

Zwei Cherubim, Wahrheit nicht nur, sondern auch Schönheit, überflügeln gemeinschaftlich die Lade des Herrn, und in dieser das ewige Gottesgesetz der Vollkommenheit des menschlichen Geistes. Was aber auch der Geist nur immer hervorbringen mag, so ist es doch in den meisten Fällen hauptsächlich nur Schönheit, welche das Siegel des Ruhmes und der Unsterblichkeit seinen Werken aufdrückt. Dieses erwägen die Bekenner der so genannten strengen Wissenschaften nicht immer, und gar nichts davon weiß der Troß

*) Die erste Ausgabe erschien unter dem Titel: Ueber Anweisung zur Deutschen Sprache und Schreibart auf Universitäten. Einladungsblätter zu seinen Vorlesungen von Gottfried August Bürger, Doctor der Philosophie. Erstes Blatt. Göttingen. 1787. 48 S. 8.

der Brotstudenten, der in den Vorhöfen der Erkenntniß herumlärmt, und durch höhere Weihe noch nicht berechtigt ist, in das Heiligthum hinter dem Vorhange zu blicken.

Freilich muß daher der Forscher, Kenner und Darsteller des Schönen es sich gefallen lassen, daß mancher Reihemann aus den obern Facultäten, manches Mitglied von zwölf Dutzend Academieen und Societäten, von St. Petersburg bis London, von London bis nach Batavia, ja daß sogar der ganze Hans Hagel des Vorhofs sich ziemlich vornehm und wichtig gegen ihn geberdet. Freilich muß er sich's gefallen lassen, daß er nicht nur im bürgerlichen, sondern selbst in dem Gelehrten-Staate gleichsam für überzählig geachtet wird. Bei dem Allen aber wagt doch selbst der roheste Butter- und Brotbeflissene nicht leicht die Sottise aller Sottisen, verächtlich, oder auch nur gleichgültig gegen gute Schreibart in der Muttersprache zu thun. Selbst diejenigen, welche in der weitesten Entfernung von dem Gebiete des Schönen und aller derjenigen Erkenntniß ihr Wesen treiben, welche noch etwas mehr, als Butter und Brot, welche der Menschheit höhern Adel verleihet, selbst die gemeinsten Rechts-Practicanten und bürgerlichen Geschäftsmänner von der Feder, ja sogar die ungewaschensten Herren vom Leder pochen immer weniger auf den alten eisernen Freiheitsbrief roher

Zeiten, entweder gar nicht, oder doch geschmacklos und barbarisch schreiben zu dürfen. Wer von dem Präsidenten bis zum Pedellen, wer vom Staatsminister an bis zum Thorschreiber herab, wer von Allen, welche die Feder handhaben müssen, ließe sich nicht gern nachrühmen, daß er einen guten schriftlichen Aufsatz verfertige?

Nun sollte man denken, Wunder, wie lebhaft, wie allgemein der Eifer und das Bestreben nach vollkommener Schreibart, Wunder, wie auffallend und glänzend der Erfolg seyn müsse! Allein nichts weniger, als dieses! Der Mann von Verstand, Kenntniß und Geschmack sehe doch nur die gedruckten so wohl, als ungedruckten Schreibereien selbst unserer neuesten Zeiten an, und erstaune nicht über stylistische Gräuel jeder Art bei einem wahrlich nicht kleinen Haufen unserer Scribenten. Selbst große weit und breit umherrauschende Namen sind davon nicht ausgenommen. Ich muß es hier gerade heraus sagen, wie sehr es auch verdrieße, da es meiner warmen Vaterlandsliebe noch weit mehr schmerzt, mit dürren Worten, von denen nichts abgehen kann, muß ich's heraus sagen, daß mir aus der ganzen Literär-Geschichte kein aufgeklärtes schreibendes Volk bekannt ist, welches im Ganzen so schlecht mit seiner Sprache umgegangen wäre, welches so nachlässig, so unbekümmert um Richtigkeit und

Schönheit, ja, welches so — liederlich geschrieben hätte, als bisher unser Deutsches Volk.

Woran liegt nun diese so ungemein auffallende Inconsequenz? Liegt sie an irgend einem Mangel richtiger, deutlicher und vollständiger Begriffe, so wohl von der Sache, als von ihrem Werthe? Liegt sie am Mangel des gehörigen Eifers? Oder endlich an den Mitteln, die man gemeiniglich zum Zwecke wählt? — Mir deucht, sie liegt an diesem Allen; und es scheint mir der Mühe werth, etwas darüber zu sagen, obgleich das, was ich sagen werde, weder etwas Neues, noch Gelehrt- und Tiefgedachtes seyn wird. Vielleicht ist es dessen ungeachtet demjenigen Publicum, welchem diese fliegenden Blätter bestimmt sind, nicht ganz unnütz. Ein Programm muß ja eben nicht immer grundgelehrt, es kann auch wohl einmal für den größern Haufen lesbar und erbaulich seyn, wenn gleich dadurch der gewöhnliche Zweck solcher Schriftchen, nach welchem sie nichts mehr und nichts weniger, als Handwerksklappern zu Nutz und Frommen der Herren Verfasser bei ihren Scholarchen abgeben sollen, ganz und gar nicht erreicht werden dürfte. Nachdrückliche Wiederholung nützlicher, obschon bekannter Wahrheiten für den großen Haufen kann oft weit verdienstlicher seyn, als ein sehr gelehrtes Specimen, das vielleicht kein Dutzend Menschen

lieſt und der Scholarch nicht verſteht. Man betrachte dieß daher als eine populäre Predigt, bei welcher es weniger auf Neuheit und Tiefſinn, als auf Energie ankommt, wenn auch dieſe hier und da bis zu Sackmanniſcher Energie übergehen ſollte *). Ich erkenne hierüber kein abſolutes Geſetz irgend eines kurzſichtigen Geſchmacks-Pedanten. Geſetze dieſer Art hängen von Umſtänden und Verhältniſſen ab; und wo dieſe wechſeln, da wechſeln auch die Schreibgeſetze. Wenn Umſtände und Verhältniſſe erfodern, daß die Geißel der Critik raſch und derb auf fühlloſe Rücken falle, ſo muß der Pedant nicht die ſanfte wellenförmige Schwungbewegung der Grazien verlangen.

Der Leſer, dem man ſchreibt, beſtimmt des Autors Pflicht.

Wenn Äußerungen der Unwiſſenheit und des Unverſtandes mich nicht ganz und gar betriegen, ſo herrſchen in den Köpfen des großen Haufens höchſt ſonderbare Begriffe von der Deutſchen Sprache und Schreibart. Man ſcheinet einen Unterſchied zwiſchen gemeinem Deutſch und ſchönem

*) Die Energie dieſes Plattdeutſchen Predigers iſt den Niederſachſen, beſonders den Hanoveranern ſchon längſt, ſeit kurzen aber auch andern Deutſchen aus dem Journale von und für Deutſchland bekannt.

Deutsch zu machen, und damit solche Begriffe zu verbinden, die nichts anders, als die zweckwidrigsten Ungereimtheiten hervorbringen müssen. Unter gemeinem Deutsch scheint man bloß die Sprache der alltäglichen Nothdurft, unter schönem hingegen dasjenige zu verstehen, welches zwar seinen Mann zieren mag, aber doch zu Butter und Brot, worein so wohl gelehrter, als ungelehrter Hans Hagel fast ganz allein oder doch vorzüglich den Zweck aller Wissenschaften, alles Lebens, Strebens und Handelns setzet, nicht schlechterdings nothwendig ist. Nun aber glaubet selten Jemand, daß es ihm an dem gemeinen Deutsch fehle. Das lernt sich ja, denkt er, von Kindesbeinen an ganz von selbst. Wenn daher ein Ehrenmann von solcher Einsicht für zuträglich achtet, in Ansehung seiner Muttersprache und Schreibart noch etwas hinzu zu lernen, so ist es bloß das schöne, oder, wie noch genug Leute sich es denken und benennen, das zierliche und galante Deutsch. Weil ihm nun dieses nichts weiter, als bloße Galanterie ist, so schätzt er's auch ungefähr eben so als die Besetzung auf dem Kleide. Für die bloße Nothdurft hat der Biedermann an dem schlichten Kleide genug, wiewohl sich's freilich in dem gestickten Rocke zuweilen etwas besser prunken und liebeln läßt. Aber doch auch nur zuweilen. So wie sich der Tressenrock nicht überall hinschickt,

so verräth ein natürliches dunkles Gefühl von Schicklichkeit und Unschicklichkeit gar leicht, daß auch ein gewisses galantes und scharmantes Deutsch nicht überall hinpasse. Man fühlt es, daß man sich in manchen Fällen höchst lächerlich damit mache. Die Fälle der Schicklichkeit und Unschicklichkeit aber mit Sicherheit zu beurtheilen, dazu gehört ein wenig mehr Einsicht und Geschmack, als der große Haufen zu erwerben sich bemühet. Bei so bewandten Umständen ist denn nur noch ein Schritt bis zu dem Wahne, daß schöne Schreibart gar nirgends nothwendig, daß sie ganz und gar von einem ernsthaften gesetzten Gelehrten und Geschäftsmanne zu verachten, und bloß den so genannten Schönschreibern vom Handwerk, die man für entbehrliche Galanterie-Händler achtet, zu überlassen sey.

Es ist kaum zu läugnen, daß an solchen Vorstellungen selbst diejenigen größten Theils mit Schuld sind, welche sich angemaßt haben, Anweisungen zur Schreibart zu ertheilen. Warum bedienen sich die Theoristen und Kunstrichter solcher Namen, mit denen Jeder beinahe andere Begriffe und zum Theil solche Begriffe verbindet, die bisher noch immer auf eine philosophische Entwickelung und Bestimmung vergebens gewartet haben? Wenn irgend ein Ausdruck vieldeutig, irgend ein Begriff dunkel und schwankend ist, so sind es Wort

Deutsch zu machen, und damit solche Begriffe zu verbinden, die nichts anders, als die zweckwidrigsten Ungereimtheiten hervorbringen müssen. Unter gemeinem Deutsch scheint man bloß die Sprache der alltäglichen Nothdurft, unter schönem hingegen dasjenige zu verstehen, welches zwar seinen Mann zieren mag, aber doch zu Butter und Brot, worein so wohl gelehrter, als ungelehrter Hans Hagel fast ganz allein oder doch vorzüglich den Zweck aller Wissenschaften, alles Lebens, Strebens und Handelns setzet, nicht schlechterdings nothwendig ist. Nun aber glaubet selten Jemand, daß es ihm an dem gemeinen Deutsch fehle. Das lernt sich ja, denkt er, von Kindesbeinen an ganz von selbst. Wenn daher ein Ehrenmann von solcher Einsicht für zuträglich achtet, in Ansehung seiner Muttersprache und Schreibart noch etwas hinzu zu lernen, so ist es bloß das schöne, oder, wie noch genug Leute sich es denken und benennen, das zierliche und galante Deutsch. Weil ihm nun dieses nichts weiter, als bloße Galanterie ist, so schätzt er's auch ungefähr eben so als die Besetzung auf dem Kleide. Für die bloße Nothdurft hat der Biedermann an dem schlichten Kleide genug, wiewohl sich's freilich in dem gestickten Rocke zuweilen etwas besser prunken und liebeln läßt. Aber doch auch nur zuweilen. So wie sich der Tressenrock nicht überall hinschickt,

so verräth ein natürliches dunkles Gefühl von Schicklichkeit und Unschicklichkeit gar leicht, daß auch ein gewisses galantes und scharmantes Deutsch nicht überall hinpasse. Man fühlt es, daß man sich in manchen Fällen höchst lächerlich damit mache. Die Fälle der Schicklichkeit und Unschicklichkeit aber mit Sicherheit zu beurtheilen, dazu gehört ein wenig mehr Einsicht und Geschmack, als der große Haufen zu erwerben sich bemühet. Bei so bewandten Umständen ist denn nur noch ein Schritt bis zu dem Wahne, daß schöne Schreibart gar nirgends nothwendig, daß sie ganz und gar von einem ernsthaften gesetzten Gelehrten und Geschäftsmanne zu verachten, und bloß den so genannten Schönschreibern vom Handwerk, die man für entbehrliche Galanterie-Händler achtet, zu überlassen sey.

Es ist kaum zu läugnen, daß an solchen Vorstellungen selbst diejenigen größten Theils mit Schuld sind, welche sich angemaßt haben, Anweisungen zur Schreibart zu ertheilen. Warum bedienen sich die Theoristen und Kunstrichter solcher Namen, mit denen Jeder beinahe andere Begriffe und zum Theil solche Begriffe verbindet, die bisher noch immer auf eine philosophische Entwickelung und Bestimmung vergebens gewartet haben? Wenn irgend ein Ausdruck vieldeutig, irgend ein Begriff dunkel und schwankend ist, so sind es Wort

und Begriff von Schönheit. Daß dieser Baum, der sich in tausend Äste ausbreitet, am Ende nur durch eine einzige einfache Stammwurzel in dem Innersten unserer Natur gegründet sey, ist zwar wohl kaum zu bezweifeln, aber nach Allem, was ich darüber noch gelesen habe, scheint mir noch kein Forscher bis zu dieser Wurzel hinab gedrungen zu seyn. Es ist hier der Ort nicht, mein Glaubensbekenntniß über diesen Gegenstand abzulegen und zu rechtfertigen, welches ich noch einmal anderwärts thun werde, wenn es dem Genius meines Lebens und Schicksals gefällig seyn sollte, mich in einer für philosophische Nachforschungen bequemen Lage zu erhalten. Hier will ich nur so viel sagen, daß man sich in der Lehre vom Style lieber eines Ausdrucks enthalten sollte, der wegen seiner Unbestimmtheit so leicht zu falschen und nachtheiligen Vorstellungen Anlaß geben muß. Denn gesetzt, es wäre auch das allgemeine und höchste Princip der Schönheit, auf welches sich alle Gattungen des Schönen zurückführen lassen, schon wirklich aufgefunden, so ist das Auge des großen Haufens doch bei weiten zu stumpf, die Verknüpfung jedes besondern mit dem allgemeinen Glied für Glied zu durchschauen. Wenn daher der philosophische Lehrer des Styls den Begriff der schönen Schreibart auch noch so genau und allumfassend dahin bestimmte, daß alle Gattungen

von der Demosthenischen Rede an bis auf den Frachtzettel herab, unter das allgemeine Gesetz der Schönheit gehörten: so schweben dem gemeinen Verstande doch allzu viele Gegenstände von ganz anderer Art vor Augen, denen der unbesonnene und selten ganz nüchterne Sprachgebrauch des gemeinen Lebens gleichfalls Eigenschaften der Schönheit beilegt, die sich mit demjenigen, was man auch in der Schreibart, so wohl in weiterer, als engerer Bedeutung schön nennen möchte, nicht füglich vereinigen lassen.

Weit besser wäre es daher, wenn man sich des Wortes Schönheit in der Theorie des Styls ganz enthielte, und das Grundgesetz, das man unter ihrem Namen aufzustellen versucht hat, lieber das Gesetz der Vollkommenheit nennte. Alsdann würde überall die Deduction viel kürzer und leichter, gleichwohl aber weit einleuchtender seyn, daß Jedermann, der irgend zu einem Behufe spricht, oder nur eine Zeile schreibt, daß der gemeinste Jedermann eben so gut, als der vornehmste Dichter, Redner und Geschichtschreiber, von diesem Gesetze sich richten zu lassen verbunden sey. Denn Vollkommenheit ist nichts anders, als Übereinstimmung der Mittel zum Zwecke. Nun thut ja wohl kein vernünftiger Mensch den Mund auf, oder setzt die Feder an, ohne irgend einen Zweck vor sich zu haben. Die Wahl unter den Mit-

teln, welche ihm Natur und Kunst darbieten, kann unmöglich gleichgültig seyn. So wie unter tausend Linien, die von einem Puncte zum andern führen, nur eine einzige die geradeste und kürzeste mit Ausschließung aller übrigen ist, so darf man fast getrost behaupten, daß in Sprache und Schreibart, als Mittel, Gedanken und Empfindungen zu bezeichnen, jedes Mal nur eine einzige Bezeichnungsart die angemessenste, die zweckdienlichste, mithin die vollkommenste mit Ausschließung aller übrigen sey. Nun wüßte ich aber in der Welt Gottes kein Privilegium, welches irgend einem schreibenden Menschen in irgend einem Falle von der Wahl dieser einzigen, angemessensten, zweckmäßigsten, vollkommensten Bezeichnungsart loszählen könnte. Mag also der rohe geschmacklose Sudler immerhin Ausflüchte zu Dutzenden in Bereitschaft haben, warum er nicht schön zu schreiben brauche, worauf sich eben wegen der dunkeln und schwankenden Begriffe von Schönheit nicht immer aus dem Stegreife etwas Befriedigendes antworten läßt: so wird doch jederzeit das Ulyssische Zepter der Vollkommenheit die Hand des häßlichen Thersites mit seiner ganzen Kraft treffen. Wenn du schreibst, es sey, was es wolle, so sollst du vollkommen schreiben, und dafür nicht einmal befugt seyn, uns unsern Dank zu fodern.

Bei einer andern Vorstellung und Würdigung der Sache, da man einen so einfältigen Unterschied zwischen gemeinem Alltagsdeutsch und Sonntagsdeutsch macht, ist es leicht einzusehen, warum eben kein sonderlicher Eifer für das Studium der Deutschen Sprache und einer vollkommenen Schreibart entspringen könne. Wäre das schöne Sonntagsdeutsch das, was man sich gemeiniglich einbildet, wäre es weiter nichts, als leerer Zierrath, der zwar da seyn, aber auch überall fehlen könnte, so würde ich es selbst nicht werth halten, nur eine Stunde des Lebens darauf zu verwenden. Mich wundert in der That, wie bei solchen Begriffen noch irgend ein vernünftiger Vater seinem scheidenden Sohne den Rath mitgeben kann, sich doch auch nebenher, wenn es seyn kann, ein wenig um einen schönen Stylum zu bekümmern. Ich wenigstens riethe dem meinigen alsdann eben so gern, sich doch auch ein wenig mit auf Kirschkernschnitzeln zu legen. Denn diese Galanterie und jene schöne Stylkunst sind ungefähr von gleichem Werthe. Weit weniger wundert es mich hingegen, wenn es schon dem Knaben lächerlich und thöricht vorkommt, daß er eben die Sprache, die er mit Vater und Mutter, mit Bruder und Schwester, mit Knecht und Magd, mit allen seinen Gespielen redet, in welcher er sie versteht und von

ihnen wieder verstanden wird, von deren Unkunde ihm also auch nicht die leiseste Ahndung beiwohnt, eben so, wie eine fremde Sprache, nach richtigen und gründlichen Regeln lernen soll. Sein Lehrer, verhältnißmäßig ein weit größerer Ignorant, als er selbst, — denn Legion heißt der Name Deutscher Sprach- und Styl-Ignoranten, die gleichwohl nach überstandenen academischen Lehrjahren die Jugend zu unterrichten sich unterfangen, — sein Lehrer ist eben so wenig im Stande, ihm seine Unwissenheit begreiflich zu machen, und ihn von der Nothwendigkeit eines strengen Studiums derselben zu überzeugen. So wächst denn nun der Knabe empor mitten in seiner Muttersprache, wie das dumme Feldküchlein in der umherrauschenden Saat, ohne, außer der nächsten und dringendsten Nothdurft, zu wissen, wozu alle, und wie am besten und zweckmäßigsten das herrliche Geschenk Gottes anzuwenden sey. Freilich mag er zu einigen Deutschen Ausarbeitungen angehalten werden. Allein lernt er wohl dadurch den ganzen unendlichen Reichthum verarbeiten? Freilich mag sein Lehrer, so weit er's vermag, dieses und jenes daran verbessern; freilich mag er zuweilen durch gut geschriebene Bücher lesen, und auch aus diesen mag etwas zum Besten seiner Sprache und Schreibart hängen bleiben. Allein ist es wohl zu vermuthen, daß er auf

hierdurch den Reichthum der Sprache im ganzen Umfange, daß er den Styl in aller seiner Mannigfaltigkeit kennen, beurtheilen und anwenden lerne? Glücklich kann er sich noch schätzen, wenn er nur an solche Muster geräth, welche die Probe gesunder Critik aushalten. Aber das ist, besonders unter obigen Voraussetzungen, höchst selten, ja fast unmöglich, da die Schriftstellerei tagtäglich immer mehr in die Hände der Knaben geräth. So kommt es denn, daß er empirisch seine Gedanken bald richtig, bald unrichtig, bald schicklich, bald unschicklich, bald schön, bald häßlich bezeichnen lernet, ohne selbst ein Wort davon zu wissen, ohne weder sich, noch Andern, gründliche Rechenschaft über das Warum geben zu können.

Mit dieser Bildung bezieht der Jüngling die Universität. Gesetzt, es gäbe daselbst einen gründlichen philosophischen Lehrer der Muttersprache und des guten Geschmacks, wiewohl man bisher an vielen Orten nicht nur einen solchen für ziemlich überflüssig, sondern auch die für diese Gegenstände nebenher bestimmten Bemühungen anderer Lehrer für sehr entbehrlich gehalten zu haben scheinet, so haben doch nur die Wenigsten eine Ahndung davon, daß von einem solchen Lehrer noch etwas Nützliches und Nothwendiges für sie zu lernen sey. Denn mit der Deutschen Sprachlehre dürfte

ihnen dieser ganz und gar nicht kommen, so unentbehrlich die auch wäre, da oft von hundert Studenten vielleicht an neunzig noch nicht grammatisch richtig schreiben können. Damit dieß die Studenten nicht verdrieße, so setze ich getrost hinzu, daß mehr, als Ein Dutzend ihrer hochberühmten Professoren durch ganz Germanien es eben so wenig kann. Und wofern dieß geläugnet, ja, nur bezweifelt werden sollte, so verpflichte ich mich, es durch Schwarz auf Weiß darzuthun, und bei den Schriften dessen, der es läugnet, — denn seine Sprache verräth ihn, daß er einer von ihnen ist, — den Anfang zu machen. Da übrigens mit den schönen Wissenschaften, wie ganz natürlich und billig, sich meistens nur Männer aus der philosophischen Classe beschäftigen, die weder ein theologisches, noch juristisches, noch medicinisches Schild aushängen, so ist es sehr begreiflich, wie der Brotstudent aus jenen Facultäten diese Gegenstände mehr unter die Waaren des gelehrten Luxus, als der Nothdurft rechnen könne. Theolog und Jurist wollen freilich auch gut schreiben lernen. Allein jener hat dabei nur seine Kanzel, dieser hergegen seine Praxis im Kopfe. Was versteht denn aber denken Beide, der Lehrer der Philosophie und schönen Wissenschaften vom Predigt- und Kanzelley-Styl? Der muß allenfalls ein wenig blümeln lehren, welches zwar zuweilen

ganz artig läßt, oft hingegen nicht einmal angenehm, in jedem Falle aber zur Leibes-Nahrung und Nothdurft entbehrlich ist. Daher glaubt denn in Rücksicht auf Sprache und Schreibart der Theolog Alles gethan zu haben, wenn er sein Homileticum, der Jurist aber, wenn er sein Practicum hört, beides Collegia, die von Männern aus ihren Mitteln veranstaltet werden. Bloß von diesen erwartet man die rechte Schreibart, wie sie Theologen, oder Juristen geziemet. Es geht hierin gerade eben so, als wenn irgend wo ein altes Christliches Gesangbuch verbessert werden soll. Wann denkt ein Consistorium daran, ein solches Geschäft einem wahren Dichter von Talenten und geprüftem Geschmacke, wenn der auch gleich ein weltlicher Dichter wäre, aufzutragen? Muß der Besorger nicht fast immer ein geistlicher Herr Confrater seyn? Und ist er nicht gut genug dazu, wenn man nur irgend einmal wahrgenommen hat, daß er wohl auch seinen Vers und Reim zu setzen wisse?

Was ist denn nun aber von dieser Denk- und Handlungsart die Folge? Nichts anders, als daß Alles im Ganzen genommen seinen alten barbarischen Schlendrian fortschlendert. Um hierin vor Widerspruche, wenigstens vernünftigem Widerspruche sicher zu seyn, will ich mich nur auf den so genannten Kanzelley-Styl berufen. Ich weiß es zwar

ihnen dieser ganz und gar nicht kommen, so unentbehrlich die auch wäre, da oft von hundert Studenten vielleicht an neunzig noch nicht grammatisch richtig schreiben können. Damit dieß die Studenten nicht verdrieße, so setze ich getrost hinzu, daß mehr, als Ein Dutzend ihrer hochberühmten Professoren durch ganz Germanien es eben so wenig kann. Und wofern dieß geläugnet, ja, nur bezweifelt werden sollte, so verpflichte ich mich, es durch Schwarz auf Weiß darzuthun, und bei den Schriften dessen, der es läugnet, — denn seine Sprache verräth ihn, daß er einer von ihnen ist, — den Anfang zu machen. Da übrigens mit den schönen Wissenschaften, wie ganz natürlich und billig, sich meistens nur Männer aus der philosophischen Classe beschäftigen, die weder ein theologisches, noch juristisches, noch medicinisches Schild aushängen, so ist es sehr begreiflich, wie der Brodstudent aus jenen Facultäten diese Gegenstände mehr unter die Waaren des gelehrten Luxus, als der Nothdurft rechnen könne. Theolog und Jurist wollen freilich auch gut schreiben lernen. Allein jener hat dabei nur seine Kanzel, dieser hergegen seine Praxis im Kopfe. Was versteht denn aber denken Beide, der Lehrer der Philosophie und schönen Wissenschaften vom Predigt- und Kanzelley-Styl? Der muß allenfalls ein wenig blümeln lehren, welches zwar zuweilen

ganz artig läßt, oft hingegen nicht einmal angenehm, in jedem Falle aber zur Leibes-Nahrung und Nothdurft entbehrlich ist. Daher glaubt denn in Rücksicht auf Sprache und Schreibart der Theolog Alles gethan zu haben, wenn er sein Homileticum, der Jurist aber, wenn er sein Practicum hört, beides Collegia, die von Männern aus ihren Mitteln veranstaltet werden. Bloß von diesen erwartet man die rechte Schreibart, wie sie Theologen, oder Juristen geziemet. Es geht hierin gerade eben so, als wenn irgend wo ein altes Christliches Gesangbuch verbessert werden soll. Wann denkt ein Consistorium daran, ein solches Geschäft einem wahren Dichter von Talenten und geprüftem Geschmacke, wenn der auch gleich ein weltlicher Dichter wäre, aufzutragen? Muß der Besorger nicht fast immer ein geistlicher Herr Confrater seyn? Und ist er nicht gut genug dazu, wenn man nur irgend einmal wahrgenommen hat, daß er wohl auch seinen Vers und Reim zu setzen wisse?

Was ist denn nun aber von dieser Denk- und Handlungsart die Folge? Nichts anders, als daß Alles im Ganzen genommen seinen alten barbarischen Schlendrian fortschlendert. Um hierin vor Widerspruche, wenigstens vernünftigem Widerspruche sicher zu seyn, will ich mich nur auf den so genannten Kanzelley-Styl berufen. Ich weiß es zwar

eben so gut, und vielleicht noch ein wenig besser, als die ganze Zunft der Juristen, die weiter nichts, als Juristen sind, daß der Kanzelley-Styl seine Eigenheiten habe, die, ob sie gleich den Regeln der Vernunft in mancher Hinsicht, den Regeln des guten Geschmackes aber durchaus zuwider sind, ihm dennoch nicht füglich genommen werden können. Und wahrlich, wofern sich irgend ein unbesonnener Geschmacksaffe unterstehen wollte, ihm diese zu nehmen, oder ihn deßwegen zu hänseln, da würde ich, der Dichter, dem man das wohl nicht zutrauen sollte, der als Dichter tausend Meilen weit von dem Kanzelley-Style sein Wesen treibt, dennoch sehr willig mit Schwert und Speer für den Kanzelley-Styl zu Felde ziehen. Aber bei dem Allen weiß ich auch sehr gut, was für Gräuel des Ausdruckes unter diesem Vorwande der Unentbehrlichkeit beibehalten und in Schutz genommen werden. Woher kommt nun das? Woher kommt es, daß, wenn in der Schreibart aller übrigen Gelehrten der gute Geschmack fortrückt, derselbe allein in der juristischen Schreibart so ungeheuer weit zurückbleibt? Hauptsächlich davon, daß Juristen gemeiniglich bloß von ihres Gleichen das Schreiben lernen.

Nun ist es aber ein höchst seltener, ja vielleicht ganz unmöglicher Fall, daß ein vollkommener Lehrer der Rede-

auch zugleich ein vollkommener philosophischer Lehrer des guten Geschmackes sey. Das Gebiet der Rechtskunde ist schon für sich allein von so großem Umfange, und übersteigt die Kräfte eines einzelnen Menschen so weit, daß Mehrere sich in seine Provinzen theilen müssen, wenn das Ganze vollkommen beherrscht werden soll. Wie könnte man also von dem Rechtslehrer mit einiger Billigkeit begehren, daß er auch noch in einem andern Felde bewandert sey, in einem Felde, welches vielleicht noch weitläuftiger, als das seinige ist, das außer mannigfaltigen Sprach- und Sachkenntnissen, außer großem Fleiße, auch noch besondere, nicht jedem Erdensohne verliehene Naturgaben erfodert? Nun ist aber einmal der schlimme Umstand vorhanden, daß seit Jahrhunderten in dem Tempel der Themis die Barbarei des Ausdruckes in Riesengestalt unerschütterlich neben der heiligen Göttinn thronet, die an und für sich nichts weniger, als häßlich, nichts weniger, als den Gesetzen einer edeln keuschen Schönheit abgeneigt ist. Die Juristen, welche öfters im Dienste des Tempels dort ein- und ausgehen müssen, haben sich einmal durch täglichen Umgang und Anblick an die gräßliche Gestalt des Ungeheuers gewöhnet. Sie fühlen nicht mehr bei seinem ungekämmten Zottelhaar, bei seinen borstigen Augenbraunen, die wie Fußsäcke herunterhangen,

bei seinem Nasengebirge, bei den behaarten Warzen seines viereckigen Angesichtes, bei seinen ungewaschenen Händen mit zolllangen Nägeln, und dem zu dieser ganzen Unholdsfigur passenden Ornate, was andere Menschenkinder empfinden, welche in Gegenden bewandert sind, wo ihnen schönere Gestalten begegnen. Daher läßt es sich denn auch erklären, wie selbst in so manchen neuern nicht wenig gerühmten Anweisungen zum juristischen und übrigen Geschäfts-Style, die aus juristischen Federn geflossen sind, solche entbehrliche Vernunft und Geschmack beleidigende Auswüchse nicht nur entschuldigt, sondern sogar in Schutz genommen, für notwendig geachtet, oder als Zierlichkeiten empfohlen werden. Dieß bleibt nun größten Theils unbemerkt und ungerügt, weil die Juristen wenig bei andern gelehrten Leuten in die Schule gehen, andere Leute von Gelehrsamkeit und Geschmack aber sich um die juristischen Zierlichkeiten eben nicht zu bekümmern pflegen.

Welche Beispiele könnte ich hierüber nicht häufen! Nur muß ich jedoch anführen, um zu zeigen, daß meine Behauptungen etwas mehr, als leere ungegründete Declamationen sind. Da schlage ich ein Buch auf, und stoße sogleich auf ein Präsentations-Schreiben eines Candidaten zu einem Pfarramt, welches also lautet:

P. P.

Nachdem das hiesige Pfarramt vor kurzem durch die erfolgte Translocation des zeitherigen Pfarrers M. N. nach N. erledigt worden, und mir daher als Besitzern des Ritterguts N., welchem in Gemäßheit der gnädigst ertheilten Lehnbriefe das Patronatrecht über die hiesige Pfarrey zusteht, obliegt, ein taugliches Subject zu erwähntem erledigtem Pfarramt gehorsamst zu präsentiren. Als erfülle ich diese Pflicht, indem ich den Candidat N., welcher sich, daß er ein Landskind sey, und 3 Jahre zu N. der Gottesgelahrtheit obgelegen, legitimiren wird, hierzu pflichtschuldigst präsentire, und zugleich geziemend bitte, „denselben gewöhnlichermaßen prüfen, und wenn selbiger tüchtig erfunden worden, das weitere nöthige wegen Eröffnung der Canzel zur Probepredigt, sodann auch seiner Zeit wegen seiner Ordination und sonst allenthalben verfügen zu lassen.

Ich legitimire mich als Besitzer des Ritterguts N. und als Patron und Collator der hiesigen Kirche und Pfarre durch beiliegende beglaubigte Abschrift der von hoher Lehnsstelle erhaltenen Lehnsrecognition, und verharre im übrigen ꝛc.

Ein Jurist, der weder seine Muttersprache von Leuten, die sie verstehen, gelernet, noch seinen Geschmack durch Leute,

welche die Regeln desselben wissen, oder sonst durch tadellose Muster gebildet hat, sieht nun ein solches Product mit der ruhigsten Gleichgültigkeit an, und ahnet kaum von fern, daß daran noch etwas auszusetzen seyn möchte. Und dennoch... Doch wozu die Vorrede? Wir wollen den Aufsatz Wunders halber einmal durchgehn.

Wozu erstlich das bei allen guten Schriftstellern längst aus dem Gebrauche gekommene nachdem für die gangbare Conjunction da? Wozu die überflüssigen, mithin weitschweifigen Beisätze, die erfolgte, — des zeitherigen? Besitzern ist gar ein Sprachschnitzer, da der Dativ des Singulars hier kein n hat. Pfarrey ist entweder veraltet, oder Provinzialismus. In reinem guten Hochdeutsch sagt man Pfarre, oder Pfarramt. Zu erwähntem erledigtem, — ist Ein Mal schleppender Überfluß, und zweitens ein doppelter Sprachfehler. Nur das erste Bestimmungswort des Substantivs, erwähntem, wird nach der bestimmten Declination der Adjective gebogen; diese aber hat im Dativ des Singulars ein m zum Charakter. Das andere, erledigtem, so wie alle übrigen, wenn deren auch noch mehrere dastünden, gehet nach der unbestimmten Declination, deren Charakter ein n ist. Das war der erste Sprachfehler. Übrigens durfte der bestimmte Artikel dem,

— zu dem, oder wenigstens, zum erwähnten erledigten ... nicht ausgelassen werden. Wenn ich den Ausdruck, zu erwähntem erledigten Pfarramt in seine eigentlichen Redetheile auflöse, so würde es so viel heißen, als zu einem erwähnten erledigten Pfarramte. Nur der bestimmte Artikel kann mit der Präposition, und nur der unbestimmte mit dem Adjectiv zusammengezogen werden. Nach präsentiren ist die Interpunction fehlerhaft, und die veraltete Conjunction als, für so, höchst widrig. Den Candidat, für Candidaten, ist abermals ein Sprachschnitzer. Der Gottesgelahrtheit obliegen, ist eine altfränkische Prunkphrase. Theologie studiren ist nicht nur gebräuchlicher, sondern auch weit natürlicher und ungezwungener, übrigens aber edel genug für diese Gattung des Styles. Pflichtschuldigst ist hier ein Ausdruck schwerfälliger Höflichkeit. Als erfülle ich diese Pflicht ist schleppender Überfluß. Selbiger nach dem vorher dagewesenen denselben verursacht einen auffallenden Mißklang. Erfunden, für befunden, ist für die gemeine gute Prosa veraltet. In den Ausdrücken, das weitere nöthige wegen Eröffnung der Canzel, sodann auch (zu) seiner Zeit, — und sonst allenthalben, — herrscht der unnöthigste Überfluß. Hiernächst aber

welche die Regeln desselben wissen, oder sonst durch tadellose Muster gebildet hat, sieht nun ein solches Product mit der ruhigsten Gleichgültigkeit an, und ahnet kaum von fern, daß daran noch etwas auszusetzen seyn möchte. Und dennoch ... Doch wozu die Vorrede? Wir wollen den Aufsatz Wunders halber einmal durchgehn.

Wozu erstlich das bei allen guten Schriftstellern längst aus dem Gebrauche gekommene nachdem für die gangbare Conjunction da? Wozu die überflüssigen, mithin weitschweifigen Beisätze, die erfolgte, — des zeitherigen? Besitzern ist gar ein Sprachschnitzer, da der Dativ des Singulars hier kein n hat. Pfarrey ist entweder veraltet, oder Provinzialismus. In reinem guten Hochdeutsch sagt man Pfarre, oder Pfarramt. Zu erwähntem erledigtem, — ist Ein Mal schleppender Überfluß, und zweitens ein doppelter Sprachfehler. Nur das erste Bestimmungswort des Substantivs, erwähntem, wird nach der bestimmten Declination der Adjective gebogen; diese aber hat im Dativ des Singulars ein m zum Charakter. Das andere, erledigtem, so wie alle übrigen, wenn deren auch noch mehrere dastünden, gehet nach der unbestimmten Declination, deren Charakter ein n ist. Das war der erste Sprachfehler. Übrigens durfte der bestimmte Artikel dem

— zu dem, oder wenigstens, zum erwähnten erledigten ... nicht ausgelassen werden. Wenn ich den Ausdruck, zu erwähntem erledigten Pfarramt in seine eigentlichen Redetheile auflöse, so würde es so viel heißen, als zu einem erwähnten erledigten Pfarramte. Nur der bestimmte Artikel kann mit der Präposition, und nur der unbestimmte mit dem Adjectiv zusammengezogen werden. Nach präsentiren ist die Interpunction fehlerhaft, und die veraltete Conjunction als, für so, höchst widrig. Den Candidat, für Candidaten, ist abermals ein Sprachschnitzer. Der Gottesgelahrtheit obliegen, ist eine altfränkische Prunkphrase. Theologie studiren ist nicht nur gebräuchlicher, sondern auch weit natürlicher und ungezwungener, übrigens aber edel genug für diese Gattung des Styles. Pflichtschuldigst ist hier ein Ausdruck schwerfälliger Höflichkeit. Als erfülle ich diese Pflicht ist schleppender Überfluß. Selbiger nach dem vorher dagewesenen denselben verursacht einen auffallenden Mißklang. Erfunden, für befunden, ist für die gemeine gute Prosa veraltet. In den Ausdrücken, das weitere nöthige wegen Eröffnung der Canzel, sodann auch (zu) seiner Zeit, — und sonst allenthalben, — herrscht der unnöthigste Überfluß. Hiernächst aber

ist in den letzten Sätzen die verworrene Construction tadelhaft. Nach einer richtigen, auf Regeln der Logik sich gründenden Construction sollte es wenigstens heißen: wegen Eröffnung der Kanzel zur Probepredigt, sodann auch zu seiner Zeit wegen seiner Ordination und sonst allenthalben das weitere Nöthige verfügen zu lassen. Die ganze Schlußstelle kann weit kürzer, dennoch aber vollständig und deutlich genug anderwärts eingeschaltet werden.

Der Mann, der das obige und ähnliche Formulare zur Nachahmung vorlegte, durfte gleichwohl in der Vorrede zu seinem Buche als Regel für dergleichen Aufsätze festsetzen: „Daß man nicht zu sehr von dem juristischen Styl abweiche und sich einer zu großen Modernität befleißige, die bei einem Formularbuch bei Vielen anstößig seyn würde; daß man aber hingegen auch zweitens den guten Geschmack in der heutigen Deutschen Schreibart nicht zu sehr verläugne, daß man den ältern Gerichtsstyl, die Einmischung fremder Wörter ohne Noth, überflüssige Weitläuftigkeiten, und die übrigen Gebrechen des ältern Kanzelley-Styls beibehalte, und nicht vielmehr sich einer reinen Schreibart ohne Zwang und Affectation befleißigen sollte.“ Gegen das Ende der Vorrede scheint er zwar etwas davon wieder zurück zu nehmen, schließt aber doch: „Er habe der Kürze, Deutlich-

keit und einer reinen Schreibart sich zwar möglichst beflissen, — alle ganz unnöthigen Clauseln, Wiederhohlungen, Einmischung solcher Puncte, welche sich nach der Natur des Geschäftes von selbst verstehen, so wie auch den Gebrauch fremder Wörter, für welche wir gleichlautende gewöhnliche Deutsche haben, zu vermeiden gesucht, dabei aber sich kein Gewissen daraus gemacht, im zweifelhaften Fall lieber eine gewöhnliche Clausel zu viel beizubehalten, und sich einen lateinischen Ausdruck alsdann zu erlauben, wenn er das, was er sagen soll, deutlicher, als ein einheimisches Wort ausdrückte."

Ich habe einen so unbeträchtlichen Gegenstand, als das Formular zu einer Candidaten-Präsentation ist, um deßwillen so umständlich beurtheilt, weil allgemeine Anklagen gegen gewisse Gattungen von Menschen nichts helfen, weil man diesen sehr scharf zu Leibe gehen, sie beim Ärmel festhalten und ihnen alle ihre Sünden Stück für Stück vorzählen muß, wenn sie nicht davon schleichen und thun sollen, als wäre nicht von ihnen, sondern von Chinesen die Rede. Mir deucht, ich habe den Verfasser nach seinen eigenen anerkannten Gesetzen gerichtet, und an diesem Beispiele zugleich gezeigt, wie die Juristen ein Gesetz zwar oft auswendig, ja selbst ganz richtig zu erklären, dennoch aber

in facto gar nicht anzuwenden wissen, wozu eine gewisse Geschmeidigkeit der Geistesorgane erforderlich ist, die man nur durch Übung außer ihrer Sphäre erhält.

Siehe nun, juristisches Israel, das sind deine Götzen! Das sind die schönen Muster, wonach du dich bilden sollst, und, wie es so häufig am Tage liegt, wirklich bildest, wenn du nicht bei Zeiten solchen Schulen entläufst. Und es sind Muster, die nicht etwa von 1686, sondern von eintausend sieben hundert und sechs und achtzig *)! Das Beispiel ist auch nicht etwa mühsam aufgesucht; nein! es ist blind aufgegriffen. Bringe mir alle deine Bücher her, worin die Juristen ohne Sprachkenntniß, ohne Geschmack, Anweisungen zu einer zierlichen juristischen Schreibart ertheilen, und ich verspreche dir, überall eine gleiche Menge des unverzeihlichsten Unraths auszusichten.

Noch liegt von ungefähr, da ich dieses schreibe, neben mir eine Abhandlung über den Geschäftsstyl und dessen Anweisung auf hohen Schulen, welche hier gar in einer Deutschen Gesellschaft, mithin von einem Manne, der nichts Geringeres, als den eleganten Juristen ma-

*) Anweisung zur vorsichtigen und förmlichen Abfassung rechtlicher Aufsätze. 2 Theile. Leipzig, 1786.

will, abgeleſen worden, die gleichwohl auf jeder Seite mit Sprach- und Stylfehlern angefüllt iſt, ja ſogar den ärgſten Solöcismus an der Stirne trägt, indem es nicht deſſen Anweiſung, ſondern Anweiſung zu demſelben heißen müßte. Noch liegt neben mir ... Doch, ich will es lieber verſchweigen, was alle für zierliche Anweiſer noch neben mir liegen, mit denen ich nur noch härter verfahren müßte.

Niemand aber erlaube ſich hierbei den Vorwurf, daß ich meine Rüge zu weit in's Kleine und Feine treibe. Das iſt zwar eine ſehr gemeine, aber jeder Vollkommenheit höchſt nachtheilige Ausflucht. Wie wollen wir es jemals zu einiger Vollkommenheit in unſerer Sprache und Schreibart bringen, wenn wir die uns vor allen Nationen eigene Unart, es mit Kleinigkeiten nicht ſo genau zu nehmen, nicht ablegen? Nicht die Sylbe, ja nicht einmal der Buchſtab ſollten unſerer Aufmerkſamkeit zu geringe ſeyn. Wer des Hellers nicht achtet, gelangt nicht zum Thaler, iſt ein Sprichwort in Jedermanns Munde. Wir befolgen es auch oft bei andern Gegenſtänden bis zur Übertreibung. Warum denn hier gar nicht?

Ich frage nun nur noch, ob die gerügten Fehler wohl ſolche Eigenheiten des Kanzelley-Styles ſind, die man ihm nicht füglich nehmen darf? Wird man nicht im Stande

seyn, jene Präsentation richtiger, reiner, fließender und überall wohlgefälliger abzufassen, ohne gleichwohl den Dichter oder schönen Geist zu verrathen, der freilich, wie alle wahren Dichter und schönen Geister selbst am besten wissen, aus Aufsätzen dieser Art nicht hervorblicken darf? Wir wollen es doch, — noch einmal Wunders halber! — versuchen.

P. P.

Zu dem durch die neuliche Versetzung, (oder immerhin auch Translocation. — Denn ich bin weit davon entfernt, es mit dem Purismus in Aufsätzen dieser Art so genau zu nehmen, oder ihn vollends gar bis zur Ziererey zu übertreiben.) Also: zu dem hiesigen, durch die neuliche Translocation des Predigers M. N. nach N. erledigten Pfarramte stelle ich hiermit, Kraft meines Patronat-Rechts, welches aus den beglaubigten Beilagen — erhellet, den Candidaten N. dar. Da sich derselbe als Landeskind, das drey Jahre zu N. Theologie studirt hat, legitimiren wird, so bitte ich geziemend:

Ihn gehörig prüfen, und, wenn er tüchtig befunden seyn wird, wegen seiner Probepredigt, Ordination und Einsetzung das Nöthige verfügen zu lassen.

Der ich ꝛc.

Schmeckt denn nun das nach falscher Schöngeisterei? Oder ist es vielmehr ein richtiger, reiner und zweckmäßiger Aufsatz ohne Überfluß und Mangel *)? O, man lasse sich

*) Es ist in unserm politisch-ökonomisch-mercantilischen Zeitalter, in welchem Alles, was eine Feder rühren kann, aufklären und der armen Menschheit auf die Beine helfen will, des Zählens, des Rechnens, des Messens, des Wiegens kein Ende. Das Meiste betrifft indessen wohl Geld, oder Geldeswerth; gerade, als ob alles Wohl und Weh der Menschheit bloß im Geldbeutel steckte. Allein eine Million Menschen, die hundert Millionen Geld und für hundert tausend Millionen Geldeswerth besäße, könnte denn doch wohl außer dem noch etwas haben, welches leicht eben so viel, ja noch mehr werth wäre, als das alles Beides, mithin allerdings verdiente, daß so wohl Staats- als Privat-Wirthschaft ihre Künste daran ausübten. Und dieses wichtige Etwas ist, — ich wette, kein Mensch denkt daran, — ist die liebe, liebe Zeit. — Ersparniß der Mühe und Zeit, so wohl für den Schreiber, als den Leser, ist wohl nicht das kleinste Verdienst. Wäre es möglich, alle die unzähligen kleinen Zeitausgaben, welche unnütze Weitschweifigkeit des Hof- und Kanzeley-Styls veranlaßt, genau zusammen zu rechnen, so würde man über die Hauptsumme vor Schrecken erstarren. Ich getraue mir, auszurechnen, daß in einem Staate, nicht größer, als der unserige, jährlich das Leben wenigstens einiger hundert Menschen bloß auf Titelschreiben verwendet wird. Wie viel nun nicht vol-

seyn, jene Präsentation richtiger, reiner, fließender und überall wohlgefälliger abzufassen, ohne gleichwohl den Dichter oder schönen Geist zu verrathen, der freilich, wie alle wahren Dichter und schönen Geister selbst am besten wissen, aus Aufsätzen dieser Art nicht hervorblicken darf? Wir wollen es doch, — noch einmal Wunders halber! — versuchen.

P. P.

Zu dem durch die neuliche Versetzung, (oder immerhin auch Translocation. — Denn ich bin weit davon entfernt, es mit dem Purismus in Aufsätzen dieser Art so genau zu nehmen, oder ihn vollends gar bis zur Ziererey zu übertreiben.) Also: zu dem hiesigen, durch die neuliche Translocation des Predigers M. N. nach N. erledigten Pfarramte stelle ich hiermit, Kraft meines Patronat-Rechts, welches aus den beglaubigten Beilagen — erhellet, den Candidaten N. dar. Da sich derselbe als Landeskind, das drey Jahre zu N. Theologie studirt hat, legitimiren wird, so bitte ich geziemend:

Ihn gehörig prüfen, und, wenn er tüchtig befunden seyn wird, wegen seiner Probepredigt, Ordination und Einsetzung das Nöthige verfügen zu lassen.

Der ich ꝛc.

Schmeckt denn nun das nach falscher Schöngeisterei? Oder ist es vielmehr ein richtiger, reiner und zweckmäßiger Aufsatz ohne Überfluß und Mangel *)? O, man lasse sich

*) Es ist in unserm politisch-ökonomisch-mercantilischen Zeitalter, in welchem Alles, was eine Feder rühren kann, aufklären und der armen Menschheit auf die Beine helfen will, des Zählens, des Rechnens, des Messens, des Wiegens kein Ende. Das Meiste betrifft indessen wohl Geld, oder Geldeswerth; gerade, als ob alles Wohl und Weh der Menschheit bloß im Geldbeutel steckte. Allein eine Million Menschen, die hundert Millionen Geld und für hundert tausend Millionen Geldeswerth besäße, könnte denn doch wohl außer dem noch etwas haben, welches leicht eben so viel, ja noch mehr werth wäre, als das alles Beides, mithin allerdings verdiente, daß so wohl Staats- als Privat-Wirthschaft ihre Künste daran ausübten. Und dieses wichtige Etwas ist, — ich wette, kein Mensch denkt daran, — ist die liebe, liebe Zeit. — Ersparniß der Mühe und Zeit, so wohl für den Schreiber, als den Leser, ist wohl nicht das Kleinste Verdienst. Wäre es möglich, alle die unzähligen kleinen Zeitausgaben, welche unnütze Weitschweifigkeit des Hof- und Kanzeley-Styls veranlaßt, genau zusammen zu rechnen, so würde man über die Hauptsumme vor Schrecken erstarren. Ich getraue mir, auszurechnen, daß in einem Staate, nicht größer, als der unserige, jährlich das Leben wenigstens einiger hundert Menschen bloß auf Titelschreiben verwendet wird. Wie viel nun nicht vol-

doch ja nicht von Unwissenheit, Unvernunft und Geschmacklosigkeit gegen alles dasjenige einnehmen, was sie so oft mit höhnischem Nasenrümpfen Schöngeisterei, Bellettristerei, und Gott weiß, wie alle zu schelten pflegen! Nichts kann der Geistes-Cultur nachtheiliger seyn, als wenn solch ein unwürdiger Spott zugleich wahre Vernunft, nützliche Kenntniß und guten Geschmack antastet, ohne welches Alles der schöne Geist nur ein Bettelprinz ist. Schöner Geist! Schöner Geist! — Ich habe dergleichen Hohnneckereien mit eigenen Ohren von vornehmen Kathedern herab gehört, nicht anders, als ob es ehrenvoller wäre, ein häßlicher, als ein schöner Geist zu seyn. Mir ist noch nie ein wahrer echter schöner Geist vorgekommen, der nicht zugleich ein sehr vernünftiger, mit mannigfaltigen sehr würdigen Sachkenntnissen genährter und gestärkter Geist gewesen wäre. Aber häßliche Geister ohne Vernunft, ohne Geschmack, ohne menschenadelnde Kenntniß umschwärmen Einen überall, wie das Fliegengeschmeiß

---

lends auf andern end- und namenlosen Überfluß? Wie viel besser könnten nicht so vieler Menschen Leben und Kräfte genützt werden? Und wenn auch das nicht, so dächte ich, das verächtlichste far niente wäre immer noch weit besser, als Leib und Seele an solchen Nichtswürdigkeiten dumm und stumpf zu schreiben.

Sommer. Man bringt den schönen Geist in der Gestalt, wie er diesen Namen verdienet, wahrlich nicht mit auf die Welt, ob man gleich etwas mitbringen muß, welches vielen sehr gelehrten Leuten mangelt, nämlich das Talent der Urtheilskraft, oder das Specifische des sogenannten Mutterwitzes, wie es Kant, der erste Philosoph auf Erden, nennt, ein Talent, dessen Mangel keine Schule ersetzen kann *). Aus diesem Mutterwitze, gleichsam dem Fruchtkeime eines jeden, und also auch des schönen Geistes, muß sich der echte schöne Geist durch ein Studium, eben so mühsam, als jedes andere, erst langsam hervor arbeiten. Er muß sich durch Einsammlung humaner Kenntnisse und durch sehr oft ange-

*) Der Mangel an Urtheilskraft ist eigentlich das, was man Dummheit nennt, und einem solchen Gebrechen ist gar nicht abzuhelfen. Ein stumpfer, oder eingeschränkter Kopf, dem es an nichts, als an gehörigem Grade des Verstandes und eigenen Begriffen desselben mangelt, ist durch Erlernung sehr wohl, sogar is zur Gelehrsamkeit auszurüsten, da es aber gemeiniglich alsman auch an jenem, (der Secunda Petri,) zu fehlen pflegt, ist es nichts Ungewöhnliches, sehr gelehrte Männer anzutrefn, die, im Gebrauch ihrer Wissenschaft, jenen nie zu bessern Mangel häufig blicken lassen. S. Kant's Critik der reinen ernunft. S. 172.

stellte Übungen auf der Paläſtra des Geiſtes zu demjenigen, wofür er ſich mit Recht ausgeben will, entwickelt und ausgebildet haben. Wenn der ſchöne Geiſt ein ſolcher iſt, ſo iſt er nicht bloß eingeſchränkter nothdürftiger Ausüber und Beurtheiler dieſer oder jener einzelnen Kunſt, etwa der poetiſchen, wie wohl auch das ſchon nicht unrühmlich wäre,

ne forte pudori
Sit tibi Musa lyrae potens et cantor Apollo;

ſondern er iſt fertiger, er iſt wohlbefugter Richter und Lehrer jeder Kunſt des Geiſtes, ſie werde nun ausgeübet, von wem ſie wolle. Würde ein ſchöner Geiſt lehren, man ſolle in Verſen oder in poetiſcher Proſe proceſſiren, ſo würde er durch nichts offenbarer verrathen, daß er nichts weniger, als ein echter ſchöner Geiſt, ſondern ein verwahrloſetes Ding von eben der Art ſey, wie ſie die obern Facultäten zu Legionen ausſenden. Der wahre ſchöne Geiſt, der dieß ſchlechterdings nicht ſeyn kann, wenn er nicht zugleich ein vernünftiger Geiſt iſt, lehret und befördert nicht nur nicht ſchön ſeyn ſollende Grimaſſen, ſondern er iſt es gerade, der allen unſchicklichen Geſchmacks-Grimaſſen am wirkſamſten entgegen ſteuert. Er iſt es gerade, welcher der läppiſchen Flittern und einer gewiſſen äſthetiſchen Schminke, womit nicht ſchöne Geiſter, ſondern unbeſonnene an Urtheilen

arme Theologen und Juristen selbst ihre Wissenschaften verunstalten, am lebhaftesten spottet. Denn aus fleißig erforschten und deutlich erkannten Gründen, die sich in sicheres festes Gefühl, das ist, in Geschmack verwandelt haben, weiß er zu entscheiden, wie etwas eingekleidet werden muß, welchen Schmuck etwas, und wie oder wo es ihn verträgt, oder nicht. Wenn nun aber, o Schüler der Themis, der schöne Geist, der überall den Codex gesunder Vernunft bei sich führen und daraus seinen Namen rechtfertigen muß, dir aus den Regeln, welche in dem allgemeinen Gesetze der Vollkommenheit, oder in der Zusammenstimmung der besten Mittel zum besten Zwecke gegründet sind, darthut, daß du dich ohne Noth von der Vollkommenheit entfernest; wenn er dir den geradesten und kürzesten Weg zu derselben zeiget: so mache es dich nicht irre, daß es ein schöner Geist, und nicht ein Jurist war, der dich des Bessern belehrte! Es mache dich nicht irre, wenn etwa Juristen, welche in Vorurtheilen der Unwissenheit und Geschmacklosigkeit alt und grau geworden sind, der bessern Theorie nicht beistimmen! Auch warte nicht erst, bis die alten Herren, die den Mangel ihrer Jugendbildung durch Geistes-Lahmheit und Steifigkeit büßen, dir vorangehen, oder du wirst sehr spät, vielleicht auch niemals zum Ziele der Vollkommenheit gelangen.

Aus dem bisher Gesagten folget, daß Juristen und Geschäftsmänner es um deßwillen bei Lehrern aus ihrem Mittel schwerlich zu einiger Vollkommenheit in der Schreibart bringen können, weil eine so große Menge derselben weder Einsicht, noch auch Geschmack genug dazu besitzt, ja, weil eine so große Menge sich nicht einmal schämet, etwas bei sich zu vermissen, was gleichwohl vor Alters die Cicero, die Hortensius, Pompejus, Cäsar, u. s. w. — wahrlich doch auch Juristen und Präsidenten eines Rathes, nicht etwa für ein Deutsches Residenz-Städtlein, oder ein Paar Meilen in die Runde, sondern für Rom und die Welt! — nicht unter der Würde ihrer Bemühungen achteten. Niemand aber wird hoffentlich zugleich daraus folgern, als ob ich allen unsern Rechtsgelehrten ohne Ausnahme Einsicht und Geschmack in der Muttersprache und Schreibart, mithin ihrem Unterrichte allen Nutzen für den jungen Zögling ganz und gar absprechen wolle, welches gewiß die schimpflichste Unbesonnenheit seyn würde. Von wem, der nur den mindesten Sinn für diese Dinge hat, kann es unbemerkt bleiben, daß z. B. in unsern Landen ein vorzüglich guter, wenn gleich noch kein vollkommener Kanzelley-Styl herrscht! Und wer, wenn er mit unbefangenem Blicke auf den Grund dieser angenehmen Erscheinung zurückforscht, kann da die

Bemühungen solcher Rechtslehrer auf der hiesigen Universität verfehlen, welche, so wie an Rechtskenntnissen, also auch an einem richtigen, reinen und schicklichen, so wohl mündlichen, als schriftlichen Vortrage so viele ihrer Zunftgenossen übertreffen? Aber auch aus den Schulen solcher Männer, besäßen sie auch noch so viel Geschmack, noch so viel gründliche Einsicht in die Muttersprache und Schreibart, läßt sich etwas Vollkommenes weder erwarten, noch fodern, ob ich gleich sehr willig zugebe, daß aus ihren practischen Lehrstunden auch für den Styl kein geringer Nutzen entspringe. Alles desjenigen, was zur richtigen zweckmäßigen Sprache und Schreibart gehört, müßten die Schüler, welche ihren Übungsstunden beiwohnen, billig schon mächtig seyn. Wenn solche Männer sich auch auf Sprache und Schreibart einlassen, so geschieht es wohl nicht deßwegen, weil diese mit zu ihrem Zwecke gehörten, sondern weil die leidige Noth sie dränget, wenigstens den auffallendsten, den unerträglichsten Mängeln, so viel die Zeit nebenher verstattet, abzuhelfen. Sie können auch nur alsdann ihre Winke geben, wann einzelne Fälle ihnen Gelegenheit darbieten. Wenn nun der Lehrling auch von zehn und zwanzig Fehlern dadurch unterrichtet wird, die er beibehalten haben würde, wenn er diese Schulen nicht besucht hätte, so

kann er bei dem großen unabsehbaren Umfange unserer Muttersprache doch von hunderten unbelehrt bleiben, wenn die Anfänge, die er lieferte, keine Veranlassung gaben, sie zu begehen.

Hieraus denke ich nun ist ersichtlich, daß Sprache und Schreibart, sammt allen denjenigen philosophisch-ästhetischen Kenntnissen, welche damit zusammen hängen, und ohne welche keine gründliche Sprach- und Styl-Theorie Statt hat, auf Universitäten eigene Lehrvorträge, so wie von Seiten der Studirenden ein eigenes ernstliches Hauptstudium erfodern. Es ist so wohl der classischen Vollkommenheit unserer Literatur, als überhaupt der Behandlung unserer Fördergeschäfte im Staate sehr nachtheilig, daß man diese Kenntnisse gleichsam als niedere betrachtet, mit welchen man schon auf den niedern Schulen fertig geworden seyn müsse, um sich hernach auf Universitäten lediglich höhern Wissenschaften widmen zu können. Niedere, höhere Kenntnisse? Was will man eigentlich damit sagen? Freilich die Sache aus dem rechten Gesichtspuncte betrachtet, habe ich eben so wenig gegen eine Eintheilung der Wissenschaften in höhere und niedere, als gegen eine ähnliche Eintheilung unserer Seelenkräfte. Aber wahrlich! der Grund, aus welchem eine gewisse strotzende Hochgelahrtheit diese Ein-

theilung zu machen scheinet, ist sehr thöricht. Bildet man sich etwa ein, als ob die Redekünste minder Zeit, Anstrengung und Aufwand an Geisteskräften erfoderten? O, wenn dieß den Namen bestimmen sollte, so müßten die Benennungen vielmehr gewechselt und gerade die Redekünste die höhern genannt werden. Denn unter allen Vollkommenheiten, wornach das vorzüglichste Talent, der hartnäckigste Fleiß nur immer streben können, sind die Gewalt über seine Sprache und eine classische Schreibart, die nie ihres Endzweckes verfehlt, gerade am schwersten und letzten zu erreichen. Man wird weit leichter und eher ein nicht unbeträchtlicher Gelehrter, als ein guter classischer Schriftsteller. Gelehrsamkeit ist allenthalben zu großen Haufen aufgeschüttet, man kann davon einsacken, wann und wo man will, wenn man nur will. Aber diejenige Geschmeidigkeit und Gewandtheit des Geistes, welche zu einem vollkommenen Vortrage erforderlich ist, erwirbt sich so leicht nicht mehr, wenn Zeit und Gelegenheit versäumt sind, und jene großen Haufen liefern dazu oft nicht ein Körnchen. Die unzähligen Beispiele derer, welche so herzlich gern gut schreiben möchten, und es doch nicht können, die es selbst bei nicht gemeinen Fähigkeiten erst so spät, nach so mancherlei mühseligen Anstrengungen, ja vielleicht dennoch in ihrem ganzen

Leben nicht lernen, reden lauter, als irgend etwas für die Schwierigkeit der Sache. Und damit wollte man schon in den Knabenjahren auf niedern Schulen fertig werden? Auf Schulen, wo vielleicht nichts, als Latein, Griechisch und ein wenig zusammen gestümperte Rhetorik aus der Arche Noäh getrieben wird? Und dennoch wären diese Schulen noch immer weit besser, als diejenigen, wo, nach der Überweisheit einiger neuern Pädagogen, eine Art von höhern wissenschaftlichen — Spielereien die Redekünste verdränget.

Aber sind denn nun diese schweren Künste in der That so wichtig? Sind sie es werth, daß man es sich so sauer um sie werden lasse? daß man diejenigen, welche sie gründlich zu lehren und in möglichster Vollkommenheit auszuüben streben, wenn nicht vorzüglich ehre, doch wenigstens nicht geringe schätze? Das sollte ich doch ohne alle Anmaßung denken.

Alles menschliche Wissen bestehet in Vorstellungen des Mannigfaltigen der Dinge in ihren Verhältnissen, und in der Kunst, dieß auf das genaueste zu bezeichnen. Beide Vorstellung und Bezeichnung, ist so innig mit einander verbunden, daß man nicht genug über die Unbesonnenheit derer erstaunen kann, welche gleichsam scheiden wollen, was Gott zusammen gefügt hat. Ohne Bezeichnungskunst ist

kein Verkehr unter den Menschen möglich, die gleichwohl zur Gemeinschaft unter einander geschaffen zu seyn scheinen. Je höher diese Kunst getrieben werden kann, desto inniger und fester muß sich die Menschheit zu einem großen, vollständigen, gesunden und thätigen Körper zusammen gliedern.

Das gesellschaftliche Menschenleben erfodert einen beständigen ununterbrochenen Hin- und Herhandel mit unzähligen Gedanken und Empfindungen. Dieser kann nicht anders, als durch schickliche Zeichen getrieben werden. Ausgemacht aber ist es längst, daß unter allen bekannten Bezeichnungsarten diejenige, welche im gewöhnlichsten und allgemeinsten Sinne Sprache heißt, die vorzüglichste sey. Sprache ist die gangbarste Münze, auf welcher der geistige Gehalt am vollkommensten ausgeprägt ist. Sie richtig, ordentlich, rein und blank zu liefern, erfodert so wohl der Verstand als der Geschmack. Was für ein armseliger Handelsmann ist derjenige, der seinen Beutel nicht voll dieser Münze hat, der ihren Gehalt nicht kennet, der nicht weiß, weß das Bild und die Überschrift ist, der sie nicht aufzuzählen versteht! Er gleichet dem Kinde, das noch kein Geld kennt, das alle Sorten, von der Guinea an bis zum Heller, bunt durch einander, ein Stück für das andere, bloß, weil alles rund ist, und noch dazu mit allem seinen

Kinderschmutze besudelt, hinzählt. Der Handel kann so nicht bestehen; er muß, wenn nicht ganz in Stockung, dennoch in die unseligste Verwirrung gerathen. Wenn unser Geist auch aller möglichen Erkenntniß ohne Sprache fähig wäre, welches sich doch wohl wenigstens in Ansehung der abstracten und allgemeinen Begriffe nicht behaupten läßt, so würde der Mensch, ohne Kenntniß der Sprache und des Ausdruckes, dennoch eben so übel daran seyn, als der reiche Mann, dem es zwar nicht an Geldeswerth, aber an baarem Gelde selbst fehlte. Er würde, so wohl in Einnahme als Ausgabe, tausend Unbequemlichkeiten erfahren, wovon der, welcher bei einer hinreichenden baaren Casse ist, nichts gewahr wird.

Ist dieß schon der Fall mit jedem gemeinen gesellschaftlichen Menschen, wie viel mehr muß er's nicht seyn mit dem Gelehrten, der nicht nur mit der Gegenwart, sondern auch mit Vergangenheit und Zukunft in Verkehr steht. Wie weit fertiger muß nicht dessen Geist seyn, Vorstellungen auf alle möglichen Arten so wohl zu empfangen, als auch wieder zu geben! Kein gesellschaftlicher Mensch, viel weniger ein Gelehrter, kann es in seinem Leben durchaus vermeiden, zu Zeiten unterrichten, überreden, rühren, oder auf irgend eine Art ergetzen zu müssen. So wohl sein eigenes, als auch sei-

nes Nächsten Wohl und Weh hängt mehr, als Ein Mal, von seiner Empfänglichkeit für alle diese Wirkungen ab, wann sein Verstand oder sein Herz von außen her angeredet wird. Überall stehet der Sprachausdruck als Mittel mit diesen Wirkungen im genauesten Verhältnisse. Was für Wirkung aber kann derjenige hervorbringen, der des Werkzeuges nicht mächtig ist? Was für Wirkungen kann er erfahren, wenn er fühllos gegen dasselbe ist?

Noch mehr! Nicht nur wegen des unumgänglichen Verkehres des Menschen mit Menschen ist die Kunst, zu reden und zu schreiben, so wichtig, sondern auch, ohne Rücksicht auf gesellschaftliche Nothdurft, ist sie jedem einzelnen Menschen an und für sich zur Erhöhung und Veredelung seines Geistes und Herzens unentbehrlich. Durch Sprache erwirbt er nicht nur, sondern erhält und fesselt er auch an sich, als mit den stärksten Banden, den ganzen Reichthum seiner Erkenntniß des Wahren, des Schönen und Guten. Wenn es von einer Seite wahr und unläugbar ist, daß der an Erkenntniß wachsende, an Empfindungen sich veredelnde Geist die Sprache bereichert, verfeinert, und sie gleichsam mit sich nimmt, wann er in das Reich seiner Herrlichkeit eingeht, so bereichert und veredelt von der andern Seite eben so gewiß das Studium einer reichen und ausgebildeten Sprache,

besonders, wenn diese die Muttersprache ist, den an Vorstellungen dürftigen Geist, drückt ihm gleichsam ihr schönes Bild auf, und zaubert ihm ihre lebendige Kraft an. Dieses aber mit einem für den Lernenden sehr angenehmen Unterschiede. Die Sprache konnte nur durch die vereinigten Geisteskräfte und Wirkungen eines ganzen Volkes in einer nähern gesellschaftlichen Verbindung, durch eine Reihe mehrerer Jahrhunderte hindurch Reichthum, Gestalt und Geschmeidigkeit gewinnen. Diese aus tausend Quellen entsprungenen Bäche kehren in der Sprache, zu einem einzigen großen Hauptstrome vereinigt, wieder in den einzelnen Menschengeist zurück und führen ihm ihre Reichthümer zu. Hieraus folgt nichts anders, als, je vollkommner Jemand seine Sprache versteht, desto reicher ist er auch an Vorstellungen der Dinge und ihres Mannigfaltigen. Umgekehrt, je ärmer an Sprache und Ausdruck, desto ärmer auch an einer deutlichen, klaren und wohlgeordneten Erkenntniß. Seine Sprache mächtig seyn, heißt daher nichts anders, als, alle Kräfte seines Geistes und des ganzen Ideen-Vorrathes mächtig seyn, welchen die Sprache bezeichnet. Nicht richtig, nicht deutlich, nicht zusammenhängend, nicht schön sprechen und schreiben, ist nichts anders, als eben so gebrechlich denken und empfinden. „So lange der Mensch nicht reden

konnte, — heißt es in einem Buche, reich an wahren und schönen Gedanken in der gefälligsten Einkleidung *) — so sah, hörte, fühlte und schmeckte er bloß; aber er dachte nicht. So lange der Mensch nicht schreiben konnte, dachte er wenig, oder redete schlecht. Die Zunge und der Griffel machten endlich den Menschen zu dem, was er werden sollte. Seine Begriffe wurden hell, indem er sie mitzutheilen suchte; sie wurden methodisch, indem er ihnen eine gewisse Fortdauer gab, die sie der Verbesserung und Ausbildung fähig machte. Und dieser Weg, den das ganze menschliche Geschlecht nahm, um klüger zu werden, ist auch immer noch der einzige für den einzelnen Menschen."

Doch, es würde mich zu weit führen, wenn ich die Wichtigkeit des Studiums der Muttersprache in ihrem ganzen Umfange anschaulich machen wollte. Ich greife aus unzähligen Gründen, die sich bei geringem Nachdenken vor dem Geiste versammeln, nur einen und den andern auf, wie er mir unter die Hände kommt. Denn schon diese wenigen müssen es hinlänglich darthun, daß echtes Sprach-Studium nichts Geringeres, als Studium der Weisheit selbst ist. Wehe

*) S. Engel's Philosoph für die Welt. 2. Th. S. 19. Neue Aufl. von 1787.

jedem Meister der Weltweisheit, der nicht zugleich Meister seiner Sprache ist!

Wenn nun aber Kunde der Muttersprache, und die Fertigkeit, Gedanken und Empfindungen so genau zu bezeichnen, daß es fast eben so viel ist, als würden sie selbst aus Seele in Seele hinüber gehaucht, so überaus schwer und wichtig sind, so müssen auch vollkommene Anweisungen zum zweckmäßigsten Gebrauche des vornehmsten Werkzeuges des denkenden Menschengeistes mit zu den schwersten und wichtigsten Menschenkünsten gehören. Der Lehrer der Sprache; der Wohlredenheit, der Beredtsamkeit und Dichtkunst, wenn er das ist, was er seyn soll, ist also wenigstens eben so viel werth, als einer der Besten aus den drei oder vier oberen Facultäten. Er ist keineswegs der Galanterie- und Tand-Händler, der bloß für den gelehrten Luxus arbeitet, und dessen Producte allenfalls **salva Republica literaria** entbehrt werden könnten. Das haben vor je und je die Weisesten aller aufgeklärten Nationen eingesehen, und daher die Redekünste in den höchsten Ehren gehalten.

Redekünste, gerade nichts anders, als Redekünste, und vornehmlich die schönen, sind es gewesen, welche die Barbarei der vorigen Jahrhunderte zertrümmert, welche den kalten umnebelten Geist erwärmet und erleuchtet haben. Sie

dekünste sind es noch jetzt, und werden es bis an das Ende der Welt bleiben, welche den Leuchter der Aufklärung, wenn ihn auch andere Wissenschaften aufrichteten, am festesten aufrecht erhalten. Universitäten und Facultäten gab es schon in den Zeiten der Barbarei; es gab Maulthiere mit ganzen Säcken voll Gelehrsamkeit befrachtet: dennoch aber lagen Kälte und Nacht auf dem Geiste, und lagen so lange fort, bis Redekünste, bis die armen bespöttelten schönen Wissenschaften erschienen, und Wärme und Licht schufen. Redekünste haben die Rohheit der Sitten abgeschliffen; sie haben schöne, gute und große Charaktere gebildet; kurz, sie haben Geist und Herz, haben den ganzen Menschen von innen und außen verschönert und veredelt. Redekünste, schöne Redekünste sind, bei allem Mißbrauche, der mit ihnen getrieben werden kann, und auch wohl getrieben worden ist, dennoch die Schutzgeister jeder Tugend, so wie sie die glücklichsten Bestreiter des Lasters und der Thorheit sind. Sie unterstützen Kirche und Staat, beschirmen Thron und Person des gerechten Fürsten besser, als die Hellebarden seiner Trabanten. Was hält Recht, Eigenthum, Freiheit des Menschen besser und kräftiger aufrecht, als Redekünste? Stehende Kriegsheere, Wälle, Mauern, Kanonen und Schwerter sind freilich mächtige Dinge; allein sie sind Körper, wirken nur

jedem Meister der Weltweisheit, der nicht zugleich Mei… seiner Sprache ist!

Wenn nun aber Kunde der Muttersprache, und die … tigkeit, Gedanken und Empfindungen so genau zu bezeich… daß es fast eben so viel ist, als würden sie selbst aus … in Seele hinüber gehaucht, so überaus schwer und … sind, so müssen auch vollkommene Anweisungen zum … mäßigsten Gebrauche des vornehmsten Werkzeuges des… kenden Menschengeistes mit zu den schwersten und wicht… Menschenkünsten gehören. Der Lehrer der Sprache, … Wohlredenheit, der Beredtsamkeit und Dichtkunst, wen… das ist, was er seyn soll, ist also wenigstens eben so … werth, als einer der Besten aus den drei oder vier … Facultäten. Er ist keineswegs der Galanterie- und … Händler, der bloß für den gelehrten Luxus arbeitet, un… sen Producte allenfalls **salva Republica literaria** … werden könnten. Das haben von je und je die We… aller aufgeklärten Nationen eingesehen, und daher die … künste in den höchsten Ehren gehalten.

Redekünste, gerade nichts anders, als Redekünste, … vornehmlich die schönen, sind es gewesen, welche die … rei der vorigen Jahrhunderte zertrümmert, welche den… ten umnebelten Geist erwärmet und erleuchtet haben.

dekünste sind es noch jetzt, und werden es bis an das Ende der Welt bleiben, welche den Leuchter der Aufklärung, wenn ihn auch andere Wissenschaften aufrichteten, am festesten aufrecht erhalten. Universitäten und Facultäten gab es schon in den Zeiten der Barbarei; es gab Maulthiere mit ganzen Säcken voll Gelehrsamkeit befrachtet: dennoch aber lagen Nacht und Nacht auf dem Geiste, und lagen so lange fort, bis Redekünste, bis die armen bespöttelten schönen Wissenschaften erschienen, und Wärme und Licht schufen. Redekünste haben die Rohheit der Sitten abgeschliffen; sie haben feine, gute und große Charaktere gebildet; kurz, sie haben Geist und Herz, haben den ganzen Menschen von innen und aussen verschönert und veredelt. Redekünste, schöne Redekünste sind, bei allem Mißbrauche, der mit ihnen getrieben werden kann, und auch wohl getrieben worden ist, dennoch die Schutzgeister jeder Tugend, so wie sie die glücklichsten Bestreiter des Lasters und der Thorheit sind. Sie unterstützen Kirche und Staat, beschirmen Thron und Herzen des rechten Fürsten besser, als die Hellebarden seiner Trabanten. Was hält Recht, Eigenthum, Freiheit des Menschen besser und kräftiger aufrecht, als Redekünste? Stehende Kriegsheere, Wälle, Mauern, Kanonen und Schwerter sind freilich mächtige Dinge; allein sie sind Körper, wirken nur

jedem Meister der Weltweisheit, der nicht zugleich Meister seiner Sprache ist!

Wenn nun aber Kunde der Muttersprache, und die Fertigkeit, Gedanken und Empfindungen so genau zu bezeichnen, daß es fast eben so viel ist, als würden sie selbst aus Seele in Seele hinüber gehaucht, so überaus schwer und wichtig sind, so müssen auch vollkommene Anweisungen zum zweckmäßigsten Gebrauche des vornehmsten Werkzeuges des denkenden Menschengeistes mit zu den schwersten und wichtigsten Menschenkünsten gehören. Der Lehrer der Sprache; der Wohlredenheit, der Beredtsamkeit und Dichtkunst, wenn er das ist, was er seyn soll, ist also wenigstens eben so viel werth, als einer der Besten aus den drei oder vier obern Facultäten. Er ist keineswegs der Galanterie- und Tand-Händler, der bloß für den gelehrten Luxus arbeitet, und dessen Producte allenfalls **salva Republica literaria** entbehrt werden könnten. Das haben von je und je die Weisen aller aufgeklärten Nationen eingesehen, und daher die Redekünste in den höchsten Ehren gehalten.

Redekünste, gerade nichts anders, als Redekünste, und vornehmlich die schönen, sind es gewesen, welche die Barbarei der vorigen Jahrhunderte zertrümmert, welche den kalten Geist erwärmet und erleuchtet haben.

dekünste sind es noch jetzt, und werden es bis an das Ende der Welt bleiben, welche den Leuchter der Aufklärung, wenn ihn auch andere Wissenschaften aufrichteten, am festesten aufrecht erhalten. Universitäten und Facultäten gab es schon in den Zeiten der Barbarei; es gab Maulthiere mit ganzen Säcken voll Gelehrsamkeit befrachtet: dennoch aber lagen Mitte und Nacht auf dem Geiste, und lagen so lange fort, bis Redekünste, bis die armen bespöttelten schönen Wissenschaften erschienen, und Wärme und Licht schufen. Redekünste haben die Rohheit der Sitten abgeschliffen; sie haben schöne, gute und große Charaktere gebildet; kurz, sie haben Geist und Herz, haben den ganzen Menschen von innen und außen verschönert und veredelt. Redekünste, schöne Redekünste sind, bei allem Mißbrauche, der mit ihnen getrieben werden kann, und auch wohl getrieben worden ist, dennoch die Schutzgeister jeder Tugend, so wie sie die glücklichsten Bestreiter des Lasters und der Thorheit sind. Sie unterstützen Kirche und Staat, beschirmen Thron und Person des gerechten Fürsten besser, als die Hellebarden seiner Trabanten. Was hält Recht, Eigenthum, Freiheit des Menschen besser und kräftiger aufrecht, als Redekünste? Stehende Kriegsheere, Wälle, Mauern, Kanonen und Schwerter sind freilich mächtige Dinge; allein sie sind Körper, wirk

auf Körper, und wirken darauf nicht anders, als wenn sie von Geistern regiert werden. Dennoch, wie müssen die lautesten Schanzen verstummen, wann der Geist den Geist durch Redekünste zu belagern, anzugreifen und zu erobern versuchet! Menschen, die ihr Sinn für Menschenrecht und Menschenadel habt, laßt den Tyrannen Festungen über Festungen bauen, laßt ihn seine stehenden Heere bis zu Millionen vermehren! Werbet ihr dagegen die Künste des Geistes, vornehmlich die Redekünste an, und laßt sie um Freiheit und Eigenthum ihre Wagenburg schlagen! Es ist nicht wahr, daß Kanonen mehr vermögen, als Gedanken und Worte, wie bisweilen gespaßt wird. Wenn wir Sclaven sind, so sind wir's wahrlich nicht durch jene Stein-, Eisen-, Blei- und Fleischmassen der Tyrannen, denen wir nicht ähnliche Massen entgegen zu stellen haben; sondern darum sind wir's, weil wir die kraft-, that- und siegreichsten Künste des Geistes, die Künste zu reden, und zu schreiben, vernachlässigen. Die Körper herrschen nicht über die Geister; sondern die Geister herrschen über die Körper. Und was sind die Evolutionen der Körper gegen die Evolutionen der Geister?

Wahrlich, ich weiß nichts Besseres, den gehorchenden Theil des Staates gegen die stehenden Kriegsheere, gegen die Festungen und Kanonen des Gebietenden im nothwen-

digen Gleichgewichte zu erhalten, als Kraft des Geistes und Fertigkeit in seinen wichtigsten Künsten. Was in Athen und Rom Kraft hatte, das muß es auch noch heut und in allen Zeiten, unter allen Völkern haben. Der einzige Unterschied ist nur, daß nunmehr Feder und Presse die Stelle des Mundes der Demosthene und Cicerone vertreten. Es sind elende, verkümmerte Seelen, welche, beraubt des Vertrauens auf diese Schutz- und Trutzwaffen, es unterlassen, durch beständige Übungen sich die höchst mögliche Fertigkeit im Gebrauche derselben zu verschaffen.

Man wende nicht ein, daß Gründe und Beredtsamkeit doch nicht immer siegen. Oft, wenn Gründe nicht siegen, sind es, bei Lichte besehen, schlecht vorgetragene Gründe. Aber wenn auch Beides nicht immer siegt, verdient denn darum eine Festung, oder ein Kriegsheer mindere Achtung und Zuversicht, wenn jener einige Steine aus ihren Mauern, diesem einige Kämpfer aus seinen Gliedern geschossen werden? Soll man darum jene aufgeben, und dieses auseinander gehen lassen? Welche Schlacht kostet nicht Blut, wohl dem Sieger, als dem Besiegten?

Ha, man fahre doch nur fort, Rede- und Schreibekünste geringe zu schätzen, oder zu vernachlässigen, und man wird erfahren, was für ein Ende mit Schrecken es mit

Recht, Eigenthum und Freiheit, mit Geistes- und Herzens-Adel, mit der ganzen so genannten Sachgelehrsamkeit nehmen wird. Sachgelehrsamkeit! O, kein Mensch hegt tiefere Ehrfurcht, als ich, vor echter, menschengedeihlicher Sachgelehrsamkeit. Aber was für eine Sachgelehrsamkeit ist oft diejenige, die sich am unerträglichsten brüstet? Mit einer Kinderspanne lassen sich die Grenzen ihres Nutzens ausmessen; oft gilt sie kaum bis an die Landes- oder Ländchens-Grenze, und einen Schritt hinüber ist sie — Plunder. Wenn noch allumfassende Kunde so wohl der geistigen, als körperlichen Natur, Moral, Politik, Geschichte, nicht eine gewisse Plunderkrämerinn, die sich auch so nennt, sondern die so selten erscheinende erhabene Menschenlehrerinn, wenn sie noch sich brüsteten, die der tiefsten Verehrung so würdig sind: so würde es ihnen und ihren Bekennern zwar nicht rühmlich seyn, weil Redekunst der Stab, die rechte Hand einer jeden Wissenschaft ohne Ausnahme ist, jedoch wäre sie immer noch eher zu ertragen. Aber wenn ... doch, ich breche ab.

2.

Vorschlag zu einem Deutschen Rechtschreibungs-Vereine *).

Der Gräuel unserer allgemeinen Schreibverwüstung ist bekannt und liegt Jedermann vor Augen. Es sind wohl nicht zwei Schreiber in unserm ganzen Vaterlande, welche völlig überein schrieben. Es ist kein Wunder, wenn bei einer so allgemeinen Anarchie ein Jeder glaubt, Gesetze vorschreiben zu dürfen. Es ist dieses der Sprache weit nachtheiliger, als man glauben sollte. Da man auf die Art Keinen eines Fehlers mehr zeihen kann, so entsteht dadurch eine Sorglosigkeit durch die ganze Sprachlehre, die, anstatt vorwärts zu helfen, rückgängig macht.

Daß unsere ältere und so genannte gewöhnliche Rechtschreibung, wie wir sie nämlich in Zeitungen, Intelligenz-Blättern, u. s. w. antreffen, ihre großen und wesentlichen Mängel habe, das werden auch die eifrigsten Vertheidiger derselben nicht läugnen. Daß aber unsere neueren Verbes-

*) Dieses und die folgenden Bruchstücke sind aus Bürgers Handschrift abgedruckt.

Kinderschmutze besudelt, hinzählt. Der Handel kann so nicht bestehen; er muß, wenn nicht ganz in Stockung, dennoch in die unseligste Verwirrung gerathen. Wenn unser Geist auch aller möglichen Erkenntniß ohne Sprache fähig wäre, welches sich doch wohl wenigstens in Ansehung der abstracten und allgemeinen Begriffe nicht behaupten läßt, so würde der Mensch, ohne Kenntniß der Sprache und des Ausdruckes, dennoch eben so übel daran seyn, als der reiche Mann, dem es zwar nicht an Geldeswerth, aber an baarem Gelde selbst fehlte. Er würde, so wohl in Einnahme als Ausgabe, tausend Unbequemlichkeiten erfahren, wovon der, welcher bei einer hinreichenden baaren Casse ist, nicht gewahr wird.

Ist dieß schon der Fall mit jedem gemeinen gesellschaftlichen Menschen, wie viel mehr muß er's nicht seyn mit dem Gelehrten, der nicht nur mit der Gegenwart, sondern auch mit Vergangenheit und Zukunft in Verkehr steht. Wie weit fertiger muß nicht dessen Geist seyn, Vorstellungen in alle möglichen Arten so wohl zu empfangen, als auch wieder zu geben! Kein gesellschaftlicher Mensch, viel weniger ein Gelehrter, kann es in seinem Leben durchaus vermeiden, seine Zeiten unterrichten, überreden, rühren, oder auf irgend eine Art ergetzen zu müssen. So wohl sein eigenes, als auch

nes Nächsten Wohl und Weh hängt mehr, als Ein Mal, von seiner Empfänglichkeit für alle diese Wirkungen ab, wann sein Verstand oder sein Herz von außen her angeredet wird. Überall stehet der Sprachausdruck als Mittel mit diesen Wirkungen im genauesten Verhältnisse. Was für Wirkung aber kann derjenige hervorbringen, der des Werkzeuges nicht mächtig ist? Was für Wirkungen kann er erfahren, wenn er fühllos gegen dasselbe ist?

Noch mehr! Nicht nur wegen des unumgänglichen Verkehres des Menschen mit Menschen ist die Kunst, zu reden und zu schreiben, so wichtig, sondern auch, ohne Rücksicht auf gesellschaftliche Nothdurft, ist sie jedem einzelnen Menschen an und für sich zur Erhöhung und Veredelung seines Geistes und Herzens unentbehrlich. Durch Sprache erwirbt er nicht nur, sondern erhält und fesselt er auch an sich, als mit den stärksten Banden, den ganzen Reichthum seiner Erkenntniß des Wahren, des Schönen und Guten. Wenn es nun einer Seite wahr und unläugbar ist, daß der an Erkenntniß wachsende, an Empfindungen sich veredelnde Geist die Sprache bereichert, verfeinert, und sie gleichsam mit sich kommt, wann er in das Reich seiner Herrlichkeit eingeht, bereichert und veredelt von der andern Seite eben so gewiß das Studium einer reichen und ausgebildeten Sprache,

besonders, wenn diese die Muttersprache ist, den an Vorstellungen dürftigen Geist, drückt ihm gleichsam ihr schönes Bild auf, und zaubert ihm ihre lebendige Kraft an. Dieses aber mit einem für den Lernenden sehr angenehmen Unterschiede. Die Sprache konnte nur durch die vereinigten Geisteskräfte und Wirkungen eines ganzen Volkes in einer nähern gesellschaftlichen Verbindung, durch eine Reihe mehrerer Jahrhunderte hindurch Reichthum, Gestalt und Geschmeidigkeit gewinnen. Diese aus tausend Quellen entsprungenen Bäche kehren in der Sprache, zu einem einzigen großen Hauptstrome vereinigt, wieder in den einzelnen Menschengeist zurück und führen ihm ihre Reichthümer zu. Hieraus folgt nichts anders, als, je vollkommner Jemand seine Sprache versteht, desto reicher ist er auch an Vorstellungen der Dinge und ihres Mannigfaltigen. Umgekehrt, je ärmer an Sprache und Ausdruck, desto ärmer auch an einer deutlichen, klaren und wohlgeordneten Erkenntniß. Seine Sprache mächtig seyn, heißt daher nichts anders, als, alle Kräfte seines Geistes und des ganzen Ideen-Vorrathes mächtig seyn, welchen die Sprache bezeichnet. Nicht richtig, nicht deutlich, nicht zusammenhängend, nicht schön sprechen und schreiben, ist nichts anders, als eben so gebrechlich denken und empfinden. „So lange der Mensch nicht reden

konnte, — heißt es in einem Buche, reich an wahren und schönen Gedanken in der gefälligsten Einkleidung *) — so sah, hörte, fühlte und schmeckte er bloß; aber er dachte nicht. So lange der Mensch nicht schreiben konnte, dachte er wenig, oder redete schlecht. Die Zunge und der Griffel machten endlich den Menschen zu dem, was er werden sollte. Seine Begriffe wurden hell, indem er sie mitzutheilen suchte; sie wurden methodisch, indem er ihnen eine gewisse Fortdauer gab, die sie der Verbesserung und Ausbildung fähig machte. Und dieser Weg, den das ganze menschliche Geschlecht nahm, um klüger zu werden, ist auch immer noch der einzige für den einzelnen Menschen."

Doch, es würde mich zu weit führen, wenn ich die Wichtigkeit des Studiums der Muttersprache in ihrem ganzen Umfange anschaulich machen wollte. Ich greife aus unzähligen Gründen, die sich bei geringem Nachdenken vor dem Geiste versammeln, nur einen und den andern auf, wie er mir unter die Hände kommt. Denn schon diese wenigen müssen es hinlänglich darthun, daß echtes Sprach-Studium nichts Geringeres, als Studium der Weisheit selbst ist. Wehe

*) S. Engel's Philosoph für die Welt. 2. Th. S. 19. Neue Aufl. von 1787.

jedem Meister der Weltweisheit, der nicht zugleich Meister seiner Sprache ist!

Wenn nun aber Kunde der Muttersprache, und die Fertigkeit, Gedanken und Empfindungen so genau zu bezeichnen, daß es fast eben so viel ist, als würden sie selbst aus Seele in Seele hinüber gehaucht, so überaus schwer und wichtig sind, so müssen auch vollkommene Anweisungen zum zweckmäßigsten Gebrauche des vornehmsten Werkzeuges des denkenden Menschengeistes mit zu den schwersten und wichtigsten Menschenkünsten gehören. Der Lehrer der Sprache; der Wohlredenheit, der Beredtsamkeit und Dichtkunst, wenn er das ist, was er seyn soll, ist also wenigstens eben so viel werth, als einer der Besten aus den drei oder vier oberen Facultäten. Er ist keineswegs der Galanterie- und Tand-Händler, der bloß für den gelehrten Luxus arbeitet, und dessen Producte allenfalls **salva Republica literaria** entbehrt werden könnten. Das haben von je und je die Weisen aller aufgeklärten Nationen eingesehen, und daher die Redekünste in den höchsten Ehren gehalten.

Redekünste, gerade nichts anders, als Redekünste, und vornehmlich die schönen, sind es gewesen, welche die Barbarei der vorigen Jahrhunderte zertrümmert, welche den rohen ten umnebelten Geist erwärmet und erleuchtet haben.

dekünste sind es noch jetzt, und werden es bis an das Ende der Welt bleiben, welche den Leuchter der Aufklärung, wenn ihn auch andere Wissenschaften aufrichteten, am festesten aufrecht erhalten. Universitäten und Facultäten gab es schon in den Zeiten der Barbarei; es gab Maulthiere mit ganzen Säcken voll Gelehrsamkeit befrachtet: dennoch aber lagen Kälte und Nacht auf dem Geiste, und lagen so lange fort, bis Redekünste, bis die armen bespöttelten schönen Wissenschaften erschienen, und Wärme und Licht schufen. Redekünste haben die Rohheit der Sitten abgeschliffen; sie haben schöne, gute und große Charaktere gebildet; kurz, sie haben Geist und Herz, haben den ganzen Menschen von innen und außen verschönert und veredelt. Redekünste, schöne Redekünste sind, bei allem Mißbrauche, der mit ihnen getrieben werden kann, und auch wohl getrieben worden ist, dennoch die Schutzgeister jeder Tugend, so wie sie die glücklichsten Bestreiter des Lasters und der Thorheit sind. Sie unterstützen Kirche und Staat, beschirmen Thron und Person des rechten Fürsten besser, als die Hellebarden seiner Trabanten. Was hält Recht, Eigenthum, Freiheit des Menschen fester und kräftiger aufrecht, als Redekünste? Stehende Kriegsheere, Wälle, Mauern, Kanonen und Schwerter sind freilich mächtige Dinge; allein sie sind Körper, wirken nur

auf Körper, und wirken darauf nicht anders, als wenn sie von Geistern regiert werden. Dennoch, wie müssen die lautesten Schanzen verstummen, wann der Geist den Geist durch Redekünste zu belagern, anzugreifen und zu erobern versteht! Menschen, die ihr Sinn für Menschenrecht und Menschenadel habt, laßt den Tyrannen Festungen über Festungen bauen, laßt ihn seine stehenden Heere bis zu Millionen vermehren! Werbet ihr dagegen die Künste des Geistes, vornehmlich die Redekünste an, und laßt sie um Freiheit und Eigenthum ihre Wagenburg schlagen! Es ist nicht wahr, daß Kanonen mehr vermögen, als Gedanken und Worte, wie bisweilen gespaßt wird. Wenn wir Sclaven sind, so sind wir's wahrlich nicht durch jene Stein-, Eisen-, Blei- und Fleischmassen der Tyrannen, denen wir nicht ähnliche Massen entgegen zu stellen haben; sondern darum sind wir's, weil wir die kraft-, that- und siegreichsten Künste des Geistes, die Künste zu reden, und zu schreiben, vernachlässigen. Die Körper herrschen nicht über die Geister; sondern die Geister herrschen über die Körper. Und was sind die Evolutionen der Körper gegen die Evolutionen der Geister?

Wahrlich, ich weiß nichts Besseres, den gehorchenden Theil des Staates gegen die stehenden Kriegsheere, gegen die Festungen und Kanonen des Gebietenden im nothwen-

digen Gleichgewichte zu erhalten, als Kraft des Geistes und Fertigkeit in seinen wichtigsten Künsten. Was in Athen und Rom Kraft hatte, das muß es auch noch heut und in allen Zeiten, unter allen Völkern haben. Der einzige Unterschied ist nur, daß nunmehr Feder und Presse die Stelle des Mundes der Demosthene und Cicerone vertreten. Es sind elende, verkümmerte Seelen, welche, beraubt des Vertrauens auf diese Schutz- und Trutzwaffen, es unterlassen, durch beständige Übungen sich die höchst mögliche Fertigkeit im Gebrauche derselben zu verschaffen.

Man wende nicht ein, daß Gründe und Beredtsamkeit doch nicht immer siegen. Oft, wenn Gründe nicht siegen, sind es, bei Lichte besehen, schlecht vorgetragene Gründe. Aber wenn auch Beides nicht immer siegt, verdient denn darum eine Festung, oder ein Kriegsheer mindere Achtung und Zuversicht, wenn jener einige Steine aus ihren Mauern, diesem einige Kämpfer aus seinen Gliedern geschossen werden? Soll man darum jene aufgeben, und dieses auseinander gehen lassen? Welche Schlacht kostet nicht Blut, wohl dem Sieger, als dem Besiegten?

Ha, man fahre doch nur fort, Rede- und Schreibekünste geringe zu schätzen, oder zu vernachlässigen, und man wird erfahren, was für ein Ende mit Schrecken es mit

Recht, Eigenthum und Freiheit, mit Geistes- und Herzens-Adel, mit der ganzen so genannten Sachgelehrsamkeit nehmen wird. Sachgelehrsamkeit! O, kein Mensch hegt tiefere Ehrfurcht, als ich, vor echter, menschengedeihlicher Sachgelehrsamkeit. Aber was für eine Sachgelehrsamkeit ist oft diejenige, die sich am unerträglichsten brüstet? Mit einer Kinderspanne lassen sich die Grenzen ihres Nutzens ausmessen; oft gilt sie kaum bis an die Landes- oder Ländchens-Grenze, und einen Schritt hinüber ist sie — Plunder. Wenn noch allumfassende Kunde so wohl der geistigen, als körperlichen Natur, Moral, Politik, Geschichte, nicht eine gewisse Plunderkrämerinn, die sich auch so nennt, sondern die so selten erscheinende erhabene Menschenlehrerinn, wenn sie noch sich brüsteten, die der tiefsten Verehrung so würdig sind: so würde es ihnen und ihren Bekennern zwar nicht rühmlich seyn, weil Redekunst der Stab, die rechte Hand einer jeden Wissenschaft ohne Ausnahme ist, jedoch wäre es immer noch eher zu ertragen. Aber wenn ... doch, ich breche ab.

2.

Vorschlag zu einem Deutschen Rechtschreibungs-Vereine *).

Der Gräuel unserer allgemeinen Schreibverwüstung ist bekannt und liegt Jedermann vor Augen. Es sind wohl nicht zwei Schreiber in unserm ganzen Vaterlande, welche völlig überein schrieben. Es ist kein Wunder, wenn bei einer so allgemeinen Anarchie ein Jeder glaubt, Gesetze vorschreiben zu dürfen. Es ist dieses der Sprache weit nachtheiliger, als man glauben sollte. Da man auf die Art Keinen eines Fehlers mehr zeihen kann, so entsteht dadurch eine Sorglosigkeit durch die ganze Sprachlehre, die, anstatt vorwärts zu helfen, rückgängig macht.

Daß unsere ältere und so genannte gewöhnliche Rechtschreibung, wie wir sie nämlich in Zeitungen, Intelligenz-Blättern, u. s. w. antreffen, ihre großen und wesentlichen Mängel habe, das werden auch die eifrigsten Vertheidiger derselben nicht läugnen. Daß aber unsere neueren Verbes-

*) Dieses und die folgenden Bruchstücke sind aus Bürgers Handschrift abgedruckt.

serer offenbar zu weit, und so weit gehen, daß ihnen der größere Theil dahin nicht folgen wird, ist ebenfalls eine von allen Vernünftigen, außer den Reformatoren selbst, anerkannte und ausgemachte Sache. Wenn nun aber unter hundert und noch mehr Parteien keine der anderen nachgibt, so weiß ich nicht, was aus diesem Chaos noch werden wird und werden kann. Wahrscheinlich, da das Gähren und Brausen nicht ewig währen kann, kommt es mit der Zeit ohne Beihülfe und von selbst zu einem ruhigen Bodensatze. Wann aber dieses, ob es bald und auch gut geschehen werde? Das ist eine andere Frage.

Ich für mein Theil hielte dafür, daß es sehr wohl gethan sey, diesen Zeitpunct der Anarchie dahin zu nützen, daß man eine Regierungsform festsetzte, welche, wo möglich, das Gute aller Meinungen in sich vereinigte, und dagegen ihr Unnützes, ihr Schädliches vermiede. Viele von unsern Besten, welche anfangs den Neuerungen auch nachhingen, aber hernach sahen, daß sie zu gar zu großen Thorheiten und Abgeschmacktheiten mit fortgerissen wurden, ergriffen die Partie, lieber ganz auf ihren vorigen Stand zurückzukehren. Und es ist fast wahrscheinlich, daß auf die Art die sogenannte gewöhnliche Orthographie wieder die Oberhand gewinnen werde. Das ist gut, aber doch nicht allzu gut.

Die Thorheiten werden freilich auf solche Weise endlich gedämpft; wir erhalten wieder Gleichförmigkeit; aber bewahren dabei auch unsere alten Mängel und Gebrechen.

Ehe es in diesem Gange, den der Strom zu nehmen scheint, weiter kommt, und zu spät wird, will ich daher versuchen, eine Vereinigung vergleichsweise zu stiften. Ich will nicht Gesetze geben und aufdringen; sondern nur Vorschläge thun, meine Gründe angeben, und alsdann die mißhelligen Parteien bitten, sie anzunehmen. Haben sie aber die meisten und besten Schreiber unseres Vaterlandes wirklich angenommen, befolgen sie dieselben, nun, so kann man die Convention als geschlossen betrachten, und es dem übrigen geringeren Gesindel, oder auch einem und anderem halsstarrigen Kopfe zum wirklichen Sprachschnitzer anrechnen, wenn er noch dawider handelt. Um dieses zu erreichen, fodere ich alle und jede schreibenden Gelehrten meines Vaterlandes auf, gemeinschaftlich mit mir hieran zu arbeiten, mir ihren Ab = oder Beifall sammt hinlänglichen Zweifels- und Entscheidungsgründen entweder öffentlich, oder durch Privatbriefe zu erkennen zu geben. Ich werde sodann nach und nach die Namen aller derjenigen nennen, welche dem Vergleiche beigetreten sind, um ihm dadurch die Kraft eines festen allgemeinen Schreibgesetzes so lange zu verschaffen,

bis die Umstände folgender Zeiten eine Änderung nothwendig machen.

Y.

Das y, da der Hause derjenigen, die es in den meisten Wörtern nicht mehr gebrauchen, fast größer, als der Anhänger desselben ist, dächte ich, schafften wir gänzlich ab. Für das Gehör und den Verstand verlieren wir dadurch nicht das Mindeste. Es kann seyn, daß es ehedem zu Bezeichnung eines besonderen eigenthümlichen Lautes dem alten Ottfried nöthig gewesen ist. Allein dieser Laut ist längst verloren gegangen. Was machen wir also noch jetzt mit dem überflüssigen Zeichen, da das i das Nämliche thut? Ein einziger Einwurf könnte aus der Zweideutigkeit hergenommen werden in den Wörtern sein, suus, und sein, esse. Allein ich wüßte kaum eine Stelle, wo der Zusammenhang nicht sogleich alle Dunkelheit und Zweideutigkeit aufhöbe.

In fremden Wörtern aber, dächte ich, behielten wir es hergebrachter Maßen bei. Z. B. Hysterisch, Nymphe.

H.

In Ansehung des h wäre wohl die Mittelstraße die beste. Als Dehnungszeichen könnten wir es füglich in Wörtern weglassen, die wir ohnehin dehnen. Als z. B. Mut, Gut, Hut, Teil, verteidigen, Träne, Tran, Rot, u. s. w.

Wo es zum Stammworte gehört, da müßte es nothwendig bleiben. Z. B. glühen, er glüht, blühen, ziehen.

A.

Die Verdoppelungen desselben blieben in Aal, Saal, Aas, schaal, u. s. w. Fielen weg in Schaf, mal, Denkmal.

B.

Das überflüssige b, z. B. Ambt, u. s. w., wird nur noch hier und da von alten Philistern geschrieben.

C.

Behielten wir in allen aus fremden Sprachen entlehnten Wörtern, wo es hergebracht ist, außer den Griechischen, wo es ursprünglich ist, und zwar vor a, o, u. Die Wörter, worin es sich vor ei, e, n, i bereits in ein c verwandelt hat, sind uns in solcher Gestalt schon allzu geläufig, als daß wir's ohne unangenehmen Zwang abschaffen könnten. Also nicht Thukydides, Kypris, Kyklope, Kirke, u. s. w. In allen Deutschen Wörtern, oder wo das Andenken an die Abstammung schon gänzlich erloschen ist, wie z. B. in Krone, blieben wir bei'm k.

D.

Die Verbindung mit t in dt scheint mir höchst widersinnig. Es sollte eigentlich ein Mittel zwischen der Weiche des ersten und der Härte des letzten herauskommen. Das ist

gleichwohl nicht, und kann es auch nicht seyn. Wir sprechen die Sylben, worin wir's gebrauchen, gemeiniglich ganz hart und scharf aus. Er ist todt. Warum nicht tot, die Toten, töten? Im Substantiv, der Tod, ist es die fast allgemeine Schreibart der Besten, das t wegzulassen. Und so muß es auch seyn', weil ich nicht des Todtes, sondern des Todes declinire. Die Stat; die Stäte; das Brot; der Schmid, des Schmiedes. In gesandt, verwandt, u. s. w. hat es zwar eine andere Ursache, nämlich, die Abstammung von senden, verwenden noch anzuzeigen. Allein da wir nie ein Gesandeter, Verwandeter, u. s. w. mehr schreiben, so dächte ich auch da, wir ließen es weg, und schrieben ein Gesanter, Verwanter.

E.

Die Verdoppelung desselben ließen wir weg in Sele, selig, u. s. w.; behielten sie aber in beseelen, wegen er beseelt, du beseelst. Ließen sie weg in The, Ther; behielten sie in Meer, See, Klee.

F.

Hier ließen wir die Verdoppelung weg in allen Endsylben auf schaft; Freundschaft, u. s. w. Kraft, Taft, Saft, haft. Behielten sie aber um des Stammwortes willen in schafft, er schaffet, rafft, klafft.

G.

Hier habe ich an nichts, als an die Beobachtung des Unterſchiedes der Endſylben ig, lich und icht zu erinnern.

J.

Je muß überall, wie bisher, bleiben.

K,

Die Verdoppelung des k, kk, iſt, weil der Buchſtab ohnehin nicht die angenehmſte Form hat, etwas widerlich, auch in der That unbequem zu ſchreiben. Ich dächte, wir ließen es in der Verdoppelung bei dem ck. Wem etwa der Gedanke an das c, als einen Undeutſchen Buchſtaben, anſtößig iſt, der bilde ſich ein, daß das ck ein bloßes Zeichen des verdoppelten k, und daß hier gar kein wahres c mit im Spiele ſey. Nun dieſes ck gebrauchen wir immer fort in allen Wörtern, die ſich in der Umendung verdoppeln; z. B. das Glück, des Glückes. So auch in Zeitwörtern; ich beglücke, du beglückſt, er beglückt.

L, ll.

Behalten wir allenthalben, wie bei'm k und ck. Ich falle, du fällſt, er fällt. Der Fall, des Falles, u. ſ. w.

M.

Die Verdoppelung wird auf gleiche Weiſe, wie bei den vorigen Buchſtaben, beibehalten. In den einſylbigen Im-

perativis aber könnten wir's wohl weglassen. Z. B. in kom, nim. Auch in den Flexionen, wo das e auf immer abgeschafft ist; z. B. er komt, er nimt. Denn wir sagen nie mehr, er kommet, er nimmet. Wohl aber sagen und schreiben wir noch, er schwimmet. Also da müßten wir auch, er schwimmt, schreiben.

R.

Eben so, wie vorher.

D.

Die Verdoppelung wird behalten in Moos, Schoß. Nicht in Los, sors, Stoß.

P.

Wie bei l, m, n.

Qu.

Weil es gar zu allgemein und fest noch in Ansehen steht, behalten wir ein Qu überall.

R.

Wie bei l, m, n. s. w.

S, ſſ, ß, z, tz *).

*) Vergl. die Vorrede des Verfassers zur ersten Ausgabe seiner Gedichte, Göttingen, 1778, S. XVI, und in vorhergehenden Bande seiner sämmtlichen Werke S. 201 ff.

3.

Ueber die Deutsche Rechtschreibung.

An Lichtenberg.

Sie haben in der Vorrede zu Ihrem Magazine die Hoffnung geäußert, daß dereinst ein vortrefflicher Mann in diesem Buche die Materie von der Deutschen Orthographie mit aller der Einsicht und Toleranz behandeln werde, die hierbei nöthig ist. Ob ich nun gleich dieser vortreffliche Mann nicht bin, so dünkt mich doch, daß der Schade nicht groß seyn werde, wenn auch ich ein gleichgültiges Wort darüber verliere, unbekümmert, ob irgend Einer es aufheben will, oder nicht. Wenn man von so etwas schreibt, so muß man sich ja keine glänzenden Bekehrungen träumen lassen. Denn ich bin überzeugt, daß, wenn auch der Engel Gabriel vom Himmel herab käme, und mit überirdischer Beredtsamkeit eine neue vernünftige Norm der Rechtschreibung empföhle, dennoch der kleinste Äsop am literarischen Parnasse sich klüger, als er, dünken, und bei seiner Weise bleiben würde. Es ist also wohl gleich viel, Wer? und Was? man über Orthographie schreibt.

Daß unsere Orthographie einer vernünftigen Verbesserung

fähig sey, das läugnen Sie so wenig, als andere gescheidte Leute. Wenn man nun einen Versuch machen wollte, dieselbe einzuführen: Worin bestände sie? Wie finge man es an?

Wenn anerkannt wird, daß es nicht gleichgültig sey, mit wie vielen und was für Buchstaben man ein Wort schreibt, so müßten vor allen Dingen eine oder mehr Regeln festgesetzt werden, welche von allen Seiten philosophische Prüfung aushielten. Die Aussprache zur allgemeinen Richtschnur machen zu wollen, haben Sie mit Recht eine unphilosophische Lehre genannt, wiewohl ich mich selbst eheden von ihrem Scheine verblenden lassen, sie für unumstößlich zu halten. Ich Thor! Mir nicht einfallen zu lassen, daß man in jeder Provinz, in jeder Stadt, ja, in jedem Dorf mehr oder weniger anders ausspricht! Aber es ist mit ehrlichen Leuten so gegangen.

Freilich wäre die Regel ihrer Allgemeinheit und leichten Anwendung wegen vortrefflich gewesen, wenn das fatale Wenn sie nicht ganz und gar unbrauchbar machte. Und ich zweifele, daß sich eine andere, eben so allgemeine wird aufstellen lassen werde. Wenn aber unsere liederliche Orthographie wieder in Zucht und Ordnung gebracht werden soll, so wird schwerlich eine einzige hinlänglich seyn, sie wieder unter das Joch zu bringen.

Die bisherige Anarchie, so viel auch mit Recht darüber geklagt worden seyn mag, kann doch vielleicht dazu dienen, daß sich am Ende Alles wieder in eine neue und bessere Form setzt. Wenn daher die alte Fehler hatte, wenn diese wirklich zu dem Hobbesianischen Kriege Anlaß gaben, so höre und lese ich es doch ungern, wenn Schriftsteller der ersten Ordnung die Rebellen wieder zu der Orthographie unserer Bibeln, Gesangbücher, Frachtbriefe und Lotterie-Zettel zurückrufen. Eben diese Orthographie hat die Empörung veranlaßt, und wird sie in kurzen wieder hervorbringen, wenn schon die Aufrührer eine Zeit lang der Stimme eines oder des anderen Koryphäen gehorchen.

Wenn die alte Herrschaft, oder vielmehr Tyrannei, Fehler hat, so ist jetzt gerade der Zeitpunkt, sie zu stürzen, und ein besseres Regiment einzuführen. Es fragt sich also, nach welchen vernünftigen Gesetzen? Folgende Fundamental-Gesetze halten, deucht mir, die Mittelstraße.

1. Abstammung. 2. Sparsamkeit. 3. Schönheit des Einfachen. 4. Uraltes Sprachherkommen. 5. Aussprache, in so fern sie in einem Worte durch ganz Deutschland gleichlautend ist. 6. Unterscheidung. 7. Ursprüngliche Deutschheit.

4.

Ueber Deutsche Sprache.

An Adelung.

Ich habe dieß und das über Deutsche Sprache und Dichtkunst auf dem Herzen. Meine Zeit leidet es nicht dicke und runde Abhandlungen darüber zu schreiben, wenn ich auch ein größerer Freund davon wäre, als ich wirklich bin. Ihr Magazin für die Deutsche Sprache wird mir Gelegenheit geben, Verschiedenes an den Mann zu bringen und der Mann sollen Sie seyn. Für das Rhapsodische meiner Materie schickt sich nichts besser, als die Briefform. Ich biete Ihnen daher einen Briefwechsel an, der Ihnen aber ganz und gar keinen Zwang auflegen soll. Er soll Ihnen kein Porto kosten; und Sie können antworten, wann und wo Sie wollen, oder können es auch gar unterlassen. Behagt es Ihnen aber, sich mit mir abzugeben, so muß nur Eins voraus bedingen. Es wird vermuthlich Kämpfe zwischen uns geben. Freilich keine feindseligen Kämpfe, mithin auch keine Streiche und Stöße, von Erbitterung und Bosheit geführt. Aber Kampf bleibt doch immer Kampf, wenn es auch gleich nur ein Lustkampf seyn sollte. Da

Blut geräth dadurch in Wallung, und in dieſer Wallung läßt ſich ein Angriff, ein Streich, ein Stoß nicht immer ſo abmeſſen, daß er ganz und gar nicht weh thun ſollte. Das müſſen Sie mir niemals übel nehmen, wenn ich Ihnen treuherzig zum voraus verſichere, daß ich Ihre Verdienſte unendlich hochſchätze, und daher nie zur Abſicht haben kann, Sie zu beleidigen. Ich verſpreche Ihnen dagegen von meiner Seite ein Gleiches. Mir iſt es, wie Ihnen, um Wahrheit zu thun; ich liebe, wie Sie, Alles, was Deutſch iſt, und wüßte nicht, daß ich einen heißern Wunſch hätte, als den, mich um mein Vaterland verdient zu machen. Iſt irgend in dem ganzen Gebiete der Wiſſenſchaften etwas werth, daß Männer ſich damit beſchäftigen, ſo iſt es die Mutterſprache. Sie kann zu allem Übrigen ſagen: Ohne mich könnt ihr nichts thun. Ja, ſogar all euer gutes oder ſchlechtes Thun hängt von mir ab. Wer mich verachtet, der wird wieder verachtet von ſeinem Zeitalter, und ſchnell vergeſſen von der Nachwelt. Wer ſchlecht ſchreibt, und ſchriebe er auch noch ſo vortreffliche Sachen, iſt ein geſchmückter Tänzer mit Klumpfüßen; und fehlerhaft ſchreiben, iſt ſo viel, als zerriſſene Schuhe tragen, woran die Löcher mit Kartenblättern ausgelegt ſind. Ich könnte Einem lieber jede andere gelehrte Sünde verzeihen, als eine Sprachſünde.

Denn nichts steht der Ehre unserer Literatur mächtiger entgegen, als Schlechtschreiberei, und es ist schändlich, himmelschreiend, und, — o, was weiß ich es Alles? — daß unsere größten und besten Gelehrten so überaus liederlich oft schreiben!

* * *

Mit offenbarem Unrechte zeihen sie den guten Fabius eines Irrthums, der die **urbanitas** der Römer als eine **proprium quendam gustum urbis, et sumtam ex conversatione doctorum tacitam eruditionem** schildert. Die Gelehrsamkeit, sagen Sie, nicht allein, sondern die Feinheit des Geschmackes macht eine Sprache zur Schriftsprache. Lassen Sie uns diese Behauptung einmal näher untersuchen, und sehen, was daraus folgt.

Vor allen Dingen, was ist denn der Scharwenzel Geschmack, der Ihnen überall hinten und vorn, links und rechts zur Seite stehet? Wenn der Geschmack, wie Sie selbst einstimmen, nichts weiter, als das Vermögen ist, das Schöne oder Nichtschöne zu empfinden, so erhellet schon daraus ganz offenbar, daß der gute Herr nichts weniger, als ein *αὐτόχθων* ist, sondern schon einige Generationen weit bessere Geschöpfe ihm voraus gegangen seyn müssen. Denn Niemand darf doch wohl behaupten, daß die Fähigkeit, das

Schöne und Richtschöne zu empfinden, mit allen Menschen geboren werde und mit ihnen aufwachse, weil sonst alle Menschen von sich selbst auch guten Geschmack besitzen würden. Es muß also nothwendig ein Etwas seyn, was dieses Vermögen, diese Fähig- und Fertigkeit, nähret, erweitert, bildet, bestimmet, feststellt. Dieses Etwas aber kann wohl nichts anders seyn, als die Vernunft, dieses Vermögen, das Wahre, Vollkommene, Richtige und Schöne nicht zu empfinden, sondern zu erkennen.

Wenn ich nun sage, die Vernunft bildet den Geschmack, so sage ich doch wohl nichts anders, als, vernünftige Leute bringen sich und Andern eine Fähig- und Fertigkeit bei, das Schöne und Richtschöne zu empfinden. Hierzu wird nothwendig erfodert, daß der wahre Begriff des Schönen schon zum voraus richtig bestimmt sey, welches lediglich das Werk der Vernunft zu seyn scheinet. Vernünftige Leute aber, in völliger Alles umfassender Bedeutung des Worts, müssen Sie, sie mögen auf Schulen oder Universitäten gewesen seyn, oder nicht, nothwendig für gelehrte Leute halten, weil wohl Niemand bloß aus sich selbst, ohne fremden Unterricht und ohne Belehrung ein vollkommen vernünftiger Mensch werden kann. Es folgt also hieraus, daß gelehrte Leute den Geschmack bilden.

Wenn also der Geschmack eine Sprache zur Schriftsprache macht, so erhellet schon aus Obigem, daß nicht so wohl die obern Classen, als vielmehr die Gelehrten in den obern Classen die Sprache zur Schriftsprache machen. Aber wir wollen das Ding doch noch von einer andern Seite betrachten.

Sie verstehen doch wohl unter Geschmack das Vermögen, in den Künsten das Schöne und Nichtschöne zu empfinden. Diese sind bekanntlich redend und bildend. Auf die redenden scheinen Sie nicht einmal Rücksicht genommen zu haben. Denn wenn Handlung, Manufacturen, Bergbau und sonstige Gewerbe den Wohlstand ihres geliebten Ober-Sachsens erhöhet und ihm zu Geschmack in den Künsten verholfen haben, so ist fast offenbar, daß alle diese Umstände zwar allenfalls einen Einfluß auf die bildenden Künste gehabt haben können. Aber ich bitte Sie, mich zu belehren, wie diese mit den redenden, in so fern ich die Rede bloß als Materie betrachte, woraus das Kunstwerk hervorgebracht wird, zusammen hängen? In Ansehung des Geistes, der die Kunstwerke belebt, sind sich zwar beiderlei Gattungen, sowohl redende, als bildende Künste, sehr nahe verwandt, indem sie scheinen oft einerlei Leben und Seele zu athmen; aber ihr Äußerliches ihr Körperliches, ihr Materielles, wie hin-

melweit ist das von einander verschieden! Töne, und Farben, oder Marmor! Bedenken Sie!

Gleichwohl sollen die bildenden oder die Handkünste des südlichen Ober-Sachsens, die doch noch das nicht einmal, sondern nur bloß gemeine Handwerke waren, den obern Classen Geschmack eingeflößet, und dieser hinwiederum eine Schriftsprache gebildet haben! Was ist denn übrigens eine Schriftsprache? Doch wohl nichts anders, als eine Sprache, worin geschrieben wird. Nun sagen Sie mir um des Himmels willen, wird die Schriftsprache eher fertig, als man schreibt, oder schreibt man schon eher, als die Schriftsprache fertig wird?

Das Erste müssen Sie ganz nothwendig behaupten, wenn Sie die Bildung der Schriftsprache den Gelehrten absprechen, und bloß den obern Classen eines Volkes beilegen. Nach Ihrer Vorstellung nehmen die Dinge also ungefähr folgenden Lauf. Ein isolirtes Volk, — mit Fleiß sage ich, ein isolirtes, Sie werden bald hören, warum? — ein isolirtes Volk also fängt nach und nach an und kommt immer weiter, sich an allen Kräften seines Geistes zu regen. Von Schreibkunst weiß es noch nichts. Man theilt sich seine Begriffe und Empfindungen bloß mündlich mit, wodurch man sich doch gleichwohl schon wechselsweise unterrichtet und be-

Wenn also der Geschmack eine Sprache zur Schriftsprache macht, so erhellet schon aus Obigem, daß nicht so wohl die obern Classen, als vielmehr die Gelehrten in den obern Classen die Sprache zur Schriftsprache machen. Aber wir wollen das Ding doch noch von einer andern Seite betrachten.

Sie verstehen doch wohl unter Geschmack das Vermögen, in den Künsten das Schöne und Nichtschöne zu empfinden. Diese sind bekanntlich redend und bildend. Auf die redenden scheinen Sie nicht einmal Rücksicht genommen zu haben. Denn wenn Handlung, Manufacturen, Bergbau und sonstige Gewerbe den Wohlstand ihres geliebten Ober-Sachsens erhöhet und ihm zu Geschmack in den Künsten verholfen haben, so ist fast offenbar, daß alle diese Umstände zwar allenfalls einen Einfluß auf die bildenden Künste gehabt haben können. Aber ich bitte Sie, mich zu belehren, wie diese mit den redenden, in so fern ich die Rede bloß als Materie betrachte, woraus das Kunstwerk hervorgebracht wird, zusammen hängen? In Ansehung des Geistes, der die Kunstwerke belebt, sind sich zwar beiderlei Gattungen, sowohl redende, als bildende Künste, sehr nahe verwandt, und sie scheinen oft einerlei Leben und Seele zu athmen; aber ihr Äußerliches ihr Körperliches, ihr Materielles, wie hier

melweit ist das von einander verschieden! Töne, und Farben, oder Marmor! Bedenken Sie!

Gleichwohl sollen die bildenden oder die Handkünste des südlichen Ober-Sachsens, die doch noch das nicht einmal, sondern nur bloß gemeine Handwerke waren, den obern Classen Geschmack eingeflößet, und dieser hinwiederum eine Schriftsprache gebildet haben! Was ist denn übrigens eine Schriftsprache? Doch wohl nichts anders, als eine Sprache, worin geschrieben wird. Nun sagen Sie mir um des Himmels willen, wird die Schriftsprache eher fertig, als man schreibt, oder schreibt man schon eher, als die Schriftsprache fertig wird?

Das Erste müssen Sie ganz nothwendig behaupten, wenn Sie die Bildung der Schriftsprache den Gelehrten absprechen, und bloß den obern Classen eines Volkes beilegen. Nach Ihrer Vorstellung nehmen die Dinge also ungefähr folgenden Lauf. Ein isolirtes Volk, — mit Fleiß sage ich, ein isolirtes, Sie werden bald hören, warum? — ein isolirtes Volk also fängt nach und nach an und kommt immer weiter, sich an allen Kräften seines Geistes zu regen. Von Schreibkunst weiß es noch nichts. Man theilt sich seine Begriffe und Empfindungen bloß mündlich mit, wodurch man sich doch gleichwohl schon wechselsweise unterrichtet und be-

lehret, dergestalt, daß schon da dasjenige, was man Gelehrsamkeit nennt, zu schalten anfängt. Man geräth dadurch auf eine Menge von Handkünsten und Erfindungen. Es erhebt sich Cultur und Wohlstand des Volks, und scheidet es in Classen, in höhere, bloß geistig raffinirende, und geringere, körperlich ausübende Classen. Es leidet nun keinen Zweifel, daß der Sprachvorrath des Volks sich dadurch unendlich vermehrt, ja, ich gebe sogar zu, daß er so ansehnlich werden könnte, daß das ganze Gebäude einer Schriftsprache daraus aufzuführen wäre. Aber wird es denn wohl wirklich aufgeführet, ehe die eigentlichen und alleinigen Baumeister kommen, und Hand an's Werk legen, den Vorrath zu den mancherlei Endzwecken zu verarbeiten, zu ordnen, zu fügen? Das Brauchbare zu behalten, das Überflüssige, Unnütze zu verwerfen, das zu Lange zu verkürzen, das Kurze zu verlängern, das Dicke zu verdünnen, das Dünne zu verdicken, das Viereckige rund, das Runde viereckig, das Rauhe nach Bedürfniß glatt, das Glatte rauh zu machen? Thun etwa das in der Sprache ganz allein die obern Classen, ehe geschrieben wird? Thut der Schreiber von allen dem nichts mehr? Ja, darf er nicht einmal das gleichen thun? Das darf wohl Niemand behaupten. Eh so leicht müßte der Thurmbau zu Babel vollendet wor

seyn, als durch die obern Classen ohne Schreiberei dieser Sprachbau zu Stande kommen könnte.

Die Schreiber sind es also, die das Gebäude ausführen. Und die Schreiber sind keine Andern, als die Gelehrten. Ich will annehmen, daß in Deutschland noch nie ein Buch geschrieben worden wäre; es sollte bisher alles Übrige also seinen Gang gegangen seyn, wie wirklich geschehen ist. In diesem Jahre 1783 sollte man nun zuerst im südlichen Ober-Sachsen anfangen, Bücher zu schreiben. Mein Gott! sagen Sie mir, liebster, bester Herr, ob wir in Poesie und Prose die Sprache haben würden, die wir nun haben? So heillos die bejahende Antwort hierauf seyn würde, so heillos ist die Behauptung, daß nicht die Gelehrten, sondern der Geschmack der obern Classen die Sprache zur Schriftsprache mache. Und wodurch bekommen denn die obern Classen ihren Geschmack? Wieder durch Niemand anders, als durch die Gelehrten, und zwar hauptsächlich durch die schreibenden Gelehrten.

Sie haben jetzo gut sagen von der Schön- und Richtigsprecherei Ihrer obern Classen. Wie kommt es denn, daß die obern Classen richtiger und schöner sprechen? Von nichts sonst, als von dem Unterrichte, gleich viel, ob von mündlichem oder schriftlichem, doch am Ende von dem Unterrichte

der Gelehrten, weil die obern Classen Vermögen und Gelegenheit haben, sich diesen Unterricht zu verschaffen. Nehmen Sie doch einmal Ihren obern Classen im südlichen Ober-Sachsen Bücher und Schulen weg, und kommen Sie nach ein Paar hundert Jahren wieder, um das schöne Deutsch zu hören, das Ihre obern Classen alsdann sprechen werden! Warum sprechen denn wohl die untern Classen in Ober-Sachsen um so viel unrichtiger und schlechter, als die obern? Sie sind ja doch mit den obern in beständigem Umgang und Verkehr. Mithin müßte dieser Unterschied nicht Statt haben. Also lediglich daher, weil die untern Classen keinen gelehrten Unterricht genießen.

Übrigens, wenn nach Ihrer Äußerung die höchst mögliche Verständlichkeit die Absicht der Schrift ist, so sehe ich nicht ein, warum Sie gerade bloß den Geschmack, und nicht vielmehr die Vernunft zur Ausbildnerinn der Schriftsprache machen. Ich gebe gern zu, daß Sie hierin irren würden; allein Sie irren auch ganz gewaltig, wenn Sie bloß die höchst mögliche Verständlichkeit zur alleinigen Absicht der Schrift machen. Denn was höchst verständlich ist, ist darum noch lange nicht schön. Gleichwohl soll der Geschmack mit an den Sprachen bilden helfen, wie er es denn allerdings auch thut. Der Geschmack aber ist das Vermögen, das Schöne zu empfinden.

Da nun dieſes Vermögen durch nichts mehr, als durch ſchöne Gegenſtände, wie Sie ſelbſt ſagen, ſeine Leichtigkeit und Sicherheit erhält, ſo folget, daß, wie in den bildenden Künſten die ſchönen Gegenſtände nichts anders, als die ſchönen körperlichen Formen ſind, alſo auch in den redenden Künſten ſchöne Muſter in Poeſie und Proſe die ſchönen Gegenſtände ſeyn müſſen. Wer liefert denn aber dieſe ſchönen Muſter? Die ſchaffende Natur mag ſie nun entweder durch ihre ſeltenen Urgenien aus ſich ſelbſt liefern laſſen, oder die nachahmenden Geiſter mögen ſie durch Nachbildung aus fremden Ländern zu uns herüber holen, ſo iſt es in beiden Fällen dennoch gleich wahr und gewiß, daß alſo nicht durch die obern Claſſen die Bildung des Geſchmacks und der Sprache bewirkt wird. Denn wenn ich auch zugebe, daß ſolche Urgenien oder Nachbilder aus den obern Claſſen gemeiniglich hervor gehen, ſo kommt das doch nicht daher, weil in den obern Claſſen ſchon mehr Geſchmack vorhanden und ihnen angeboren wäre, ſondern weil die obern Claſſen mehr Vermögen und Gelegenheit haben, ihre Söhne auf dieſe Stufe der Vollkommenheit, auf welcher ſie Regel und Muſter werden können, empor zu helfen. Transportiren Sie auf Ein Mal das Vermögen und den Unterricht der obern Claſſen auf die niedern, ſo werden Sie die Lehrer

und Muſter des guten Geſchmacks aus dieſen hervorgehen ſehen. —

5.

Wider die majeſtätiſche Länge.

Ein heller practiſcher Kopf, der ſeine Sache auch recht gut zu ſagen weiß, ſpottet in Schlözer's Staats-Anzeigen (Heft 8, Num. 59.) über eine gewiſſe majeſtätiſche Kürze, wowider ich nichts einzuwenden habe. Ich aber wage es, hier mit einer gewiſſen majeſtätiſchen Länge, — noch richtiger, Weitſchweifigkeit, — anzubinden, wowider auch er hoffentlich nichts einzuwenden haben wird. Da aber, um dem Gegenſtande ſein gehöriges Licht zu geben, mehr Thatſachen erſt geſammelt werden müßten, als ich beſitze, ſo begnüge ich mich, bloß mit einem allgemeinen Winke Aufmerkſamkeit darauf zu erwecken. Denn in der That ſcheinen noch wenige Menſchen, ſonderlich Deutſche Menſchen, daran gedacht zu haben.

Wer von Duderſtadt nach Göttingen, ob er ſchon den geraden Weg wüßte, für nichts und wider nichts, über Caſſel und Münden ginge, den müßte man ohne Zweifel für einen Narren halten. Die erſte und natürlichſte Frage würde

seyn: „Hast du denn nichts Besseres zu thun, als mit den Hunden unnütze Wege zu laufen?“ Gesetzt nun auch, der Narr antwortete: „Nein; ich hatte nichts Besseres zu thun es kam mir ja auf diese Zeit und Mühe gar nichts an!“ gesetzt, des Narren Antwort wäre im ganzen Umfange wahr, so könnte der Vernünftige sich doch wohl nicht entbrechen, zu sagen, daß es bei dem Allen zuträglicher wäre, sich durch Ruhe gütlich zu thun, als für nichts und wider nichts müde Beine zu machen.

Es versteht sich, daß ich dieß Gleichniß so nehme, daß der Wanderer durch seinen Umweg platterdings nichts, weder für den Geist durch Zerstreuung und Aufheiterung noch für die Gesundheit des Leibes durch die Bewegung gewonnen habe. Er soll bloß seine Zeit verthan und müde Beine erlangt haben.

Über die Narrheit dieses Menschen wären wir also wohl sammt und sonders, die wir dieß lesen, collegialiter einig. Was halten wir aber wohl von dem Schreiber, er sey welcher Art er wolle, der für dasjenige, was er in zwei Zeilen sagen könnte, ganze Seiten, ganze Bogen gebraucht? Ich für mich stimme für denjenigen, der es freiwillig thut, auf die Tollheit. Hergegen denjenigen, der es nach unsern Staatsverfassungen, wie, leider! meisten Theils der Fall ist,

thun muß, muß ich für einen eben so geplagten Sclaven halten, als den auf der Galeere vor Algier.

Von den freiwilligen gelehrten Schreibern dicker Alphabete über Dinge, die sich auf einen Bogen bringen ließen, mag ich nicht einmal groß Redens machen. Denn je mehr Bogen, je mehr Geld. Und um das Geld ist es eine herrliche Sache, weil man, was auch eine Menge so genannter Weisen dagegen declamiren mag, sich gar sehr viel Glück auf Erden dafür kaufen kann, dessen zu entbehren den wenigsten Menschen gegeben ist. Also ist wohl derjenige, der recht viel und dicke Bücher schreibt, in so fern sie nur der Verleger bezahlt, mit nichten in Ansehung seiner für einen Thoren zu achten, wenn die Bücher sonst auch noch so unnütz wären.

Ganz anders verhält es sich hingegen mit dem Beamten, dem etwa sein Bericht mit acht Groschen bezahlt wird, er mag nun sechs Zeilen, oder einen ganzen Bogen lang seyn. Denn wenn dieser seine sechs hinreichenden Zeilen für nichts und wider nichts zu einem ganzen Bogen weit ausdehnt, so ist er ein Verschwender seiner Tinte, seiner Federn, seines Papiers, — doch, das sind Lappereien! — er ist Verschwender seiner Zeit, der edelsten Gabe Gottes, und seiner Leibes- und Seelenkräfte. Versteht er's nicht, sich kurz zu fassen, nun, so muß man freilich fünf gerade sein

lassen, und den armen schwitzenden Stümper bedauern. Aber wenn er's versteht, so darf er sich wahrlich nicht damit entschuldigen: „Ich versäumte ja nichts damit; ich hatte ganz und gar nichts anders zu thun.“ Wo ist der Mensch, wann ist die Zeit, da der Mensch nicht etwas Besseres, als was Unnützes, zu thun hätte? Selbst dann, wann Leib und Seele platterdings nichts zu thun hätten, selbst dann ist noch ein besseres Thun möglich, nämlich, Gemächlichkeit und Ruhe pflegen.

Noch aber, wie ich bemerke, bin ich nicht ganz auf dem Fleckchen, welches ich eigentlich kitzeln wollte. Man könnte sagen, der Mann, der mit sechs Zeilen abkommen konnte, fand mehr Vergnügen daran, einen Bogen voll zu schreiben, als in der Stube auf und ab zu gehen, sich auf sein Kanapee zu strecken, oder zum Fenster hinaus zu schauen. Wer darf ihn gerechterweise über diese Neigung tadeln? Thue das Letzte, wer Belieben daran findet. Und was das längere Sitzen am Schreibtische betrifft, so schadet ihm das nichts. Er befindet sich nirgends gemächlicher und seliger, als hinter dem Tintefasse.

Hierwider mag ich nun nichts weiter einwenden, wenn auch etwas einzuwenden wäre. — —

6.

Wissenschaft des Styls.

Weil unter einem cultivirten Volke nicht leicht eine Kunst allgemeiner und öfter in Ausübung kommt, als die Kunst des schriftlichen Vortrags seiner Gedanken und Empfindungen, so ist natürlich auch von keinen Kunstregeln öfter die Rede, als von diesen. Daraus aber darf man dennoch auf nichts weniger, als auf Vollkommenheit der Wissenschaft dieser Kunst schließen. Es scheinet vielmehr einer jeden Wissenschaft nichts nachtheiliger zu seyn, als wenn sie ein Gegenstand des Alltagsgeschwätzes wird. Denn ein beträchtlicher Theil des Grundlosen, des Willkürlichen, des Falschen oder Halbwahren, des Schiefen, des Dunkeln und Unbestimmten, des Zwecklosen und Überflüssigen, des Fremdartigen, der Unordnung, und wie die Unvollkommenheiten weiter heißen, die eine Wissenschaft drücken können, rührt gerade daher, wenn sie in die Hände des großen Haufens fällt, und ein jeder Schwätzer sich anmaßt, über ihre Sätze sein Urtheil fällen zu können. Dieß Schicksal hat die gesammte so wohl theoretische, als practische Philosophie in allen ihren Zweigen, in keinem aber mehr, als in der

ästhetischen erfahren. Wo maßt sich leicht auch der Unwissendste schneller ein entscheidendes Urtheil, wo unverschämter eine gesetzgebende Gewalt an, als wenn es darauf ankommt, über irgend ein Werk der Redekünste abzusprechen? Dieser Unfug hat besonders auch noch das Nachtheilige, daß er eine große Menge abhält, dergleichen bis auf einen gewissen Grad gleichsam populär gewordene Kenntnisse gründlich, vollständig und im Zusammenhange nach einer gut gewählten Methode zu studiren, und sie mit den rhapsodistischen, unordentlich durch einander liegenden Brocken zum nothdürftigen Fortkommen sich begnügen läßt. Theologie, alte Philologie, Rechts-, Arzenei-, Geschichtskunde, Mathematik u. s. w. glauben doch die Meisten noch auf die angegebene Weise studiren zu müssen, wenn sie anders etwas Gründliches und Brauchbares davon wissen wollen, weil die zu diesen Wissenschaften gehörigen Sätze nicht so sehr im gemeinen Umlaufe sind. Aber wie weit seltener kommt es hierzu in Ansehung der philosophischen Wissenschaften, wo Trägheit, Unbesonnenheit oder Eigendünkel sich so gern mit der leichten abgegriffenen Waare begnügen, welche der Wochenmarkt des Lebens liefert?

7.

Geschäfts-Styl.

Ob gleich nicht zu läugnen ist, daß Vernunft und g
ter Geschmack in den neuern Zeiten auch auf den Geschäf
Styl gewirkt haben, so befürchte ich dennoch keinen gegrü
deten Widerspruch, wenn ich behaupte, daß dieser Zweig d
schriftlichen Vortrages im Ganzen noch immer am weites
vom Ziele möglicher Vollkommenheit entfernt ist. Nicht
gedenken, daß so wohl aus einzelnen, als aus den Fede
ganzer Provinzen aller Schmutz der Barbarei in diese S
tung fließt und dieselbe verunstaltet, so wird der Ken
selbst an den bessern Producten noch immer bald mehr, b
weniger Flecken gewahr werden, die mit dem Gesetze
Vollkommenheit nicht bestehen können. Was zur Verbes
rung des Geschäfts-Styls bisher gethan, oder geschrieb
worden ist, hat hauptsächlich wohl deßwegen nicht A
wirken können, weil es zu häufig von Männern mit u
halben Kenntnissen hergerührt hat. Denn bald waren
Verbesserer solche, die nur mit der Critik des Geschma
hingegen wenig mit der Theorie und Praxis der mancher
Gattungen der Geschäfte bekannt waren, oder es ma

bloße Juristen, ohne guten Geschmack und Critik, die ihre Sachen nur desto schlimmer machten, je mehr sie sich einbildeten, in Sachen des Geschmacks auch wohl ein Wort mitsprechen zu dürfen. Nimmt man dazu nun noch die große Gleichgültigkeit, die lange Zeit in Ansehung der Muttersprache und des guten Vortrags unter uns geherrscht hat, und gewiß bei weiten noch nicht ausgetilgt ist, so darf man sich über die langsamen Fortschritte des Geschäfts-Styls nicht wundern.

Ein besserer Erfolg ist unstreitig alsdann zu erwarten, wann gründliche Critik des Geschmacks und Geschäftskunde sich vereinigen, und unter Vorleuchtung der Vernunft, deren Licht ewig und wie die Sonne unauslöschlich ist, diesen Gegenstand von allen Seiten betrachten. Wann sie allgemeine unerschütterliche Grundsätze und Regeln feststellen, und in deren Anwendung, so viel nur immer möglich, bis zu den geringsten einzelnen Fällen herab steigen.

8.

Vollkommenheit des Styls.

O, man glaubt kaum, wie viel Liebe und Leben gerade nichts anders, als die Diction, einem Werke verschaffet.

Vollkommene Diction ist fast der einzige Gesundheits- und Lebensbalsam für Schriftwerke in einer lebendigen Sprache. Denn eine lebendige Sprache gleicht einer jungen Dame, die immer und immer mit ihren Kleidungsstücken wechselt. Man muß also die Perlen und Edelgesteine seiner Gedanken ja an ihre besten und liebsten Kleider, die sie wahrscheinlich am längsten tragen wird, zu heften, und so zu heften suchen, daß es unmöglich ist, sie davon zu trennen, ohne Schmuck und Einfassung zugleich zu zerstören. Wehe dem Schriftsteller, der seine Perlen in ihren Plunder wickelt! —

Es ist und bleibt ewig wahr, ohne Critik gehört Alles, was das Genie für sich etwa Vollkommenes hervorbringt, zu den Erbsen, welche die blinde Taube findet.

II.

Zwei Freimaurer-Reden.

1.

Ueber die Zufriedenheit *).

1788.

Wenn man gesund, und so wohl seiner Leibes- als Gemüthskräfte mächtig ist, so scheint es mir eine so herzlich leichte Sache, zufrieden und glücklich zu seyn, daß ich mich oft nicht genug wundern kann, wie dennoch so viel Murrens und Klagens in der Welt ist. Ich läugne freilich ganz und gar nicht, daß ich, was ich freilich nicht sollte, wohl auch zuweilen mit einstimme; allein dennoch geschieht das, wenn ich mich anders so selbst rühmen darf, mehrentheils nur dann, wann mir zu Muthe ist, als ob ich einen Kapuziner-Strick mit zehn Knoten fest um den Leib geschürzt trüge, als ob alle meine Nerven mit Wolle umsponnen wären als ob das alte, dunkele, feuchte, kalte Chaos über meinem Geiste brütete, von welchem die Göttingische Witterung und der Schnupfen in gerader Linie abzustammen scheinen Sobald mir aber einmal der Strick nur etwas loser sitzt, sobald das Wollengespinst von meinen Nerven ein wenig

*) Aus der Handschrift.

1.

Ueber die Zufriedenheit *).

1788.

Wenn man gesund, und so wohl seiner Leibes- als Gemüthskräfte mächtig ist, so scheint es mir eine so herzlich leichte Sache, zufrieden und glücklich zu seyn, daß ich mich oft nicht genug wundern kann, wie dennoch so viel Murrens und Klagens in der Welt ist. Ich läugne freilich ganz und gar nicht, daß ich, was ich freilich nicht sollte, wohl auch zuweilen mit einstimme; allein dennoch geschieht das, wenn ich mich anders so selbst rühmen darf, mehrentheils nur dann, wann mir zu Muthe ist, als ob ich einen Kapuziner-Strick mit zehn Knoten fest um den Leib geschürzt trüge, als ob alle meine Nerven mit Wolle umsponnen wären als ob das alte, dunkele, feuchte, kalte Chaos über meinem Geiste brütete, von welchem die Göttingische Witterung und der Schnupfen in gerader Linie abzustammen scheinen Sobald mir aber einmal der Strick nur etwas loser sitzt, obald das Wollengespinst von meinen Nerven ein wenig

*) Aus der Handschrift.

sich abgestreift und das Instrument seinen helleren, reinen Naturton gibt, sobald die ungedeihliche, lähmende December-Witterung der Seele sich aufklärt, so wüßte ich kaum, was mich noch unzufrieden machen könnte, wenn ich anders nur meinen Zufriedenheits-Katechismus, fein im Gedächtnisse habe und beobachte. Und dieser ist überaus kurz, einfach und leicht.

„Ha! der stammt gewiß aus dem Geschlechte der Ohnesorgen!“ kann hierbei Mancher sagen oder denken. Den Ohnesorgen liegt das so in der Art, daß sie zufrieden und glücklich sind, sie mögen viel, oder wenig haben, sie mögen hoch, oder niedrig, oder auch gar nicht auf der Ehrenliste des Staates stehen. — Ihr habt Recht, Ihr Herren, die Ohnesorgen sind ein zufriedenes und glückseliges Völkchen; vergeßt doch aber nicht, zugleich mit hinzu zu fügen: besonders, wenn sie Gott vertrauen. Daß der Sorglose zufrieden ist, das ist des Wunderns eben nicht werth. Wenn der Mensch bei seinem gegenwärtigen Zustande keine Spannung vor sich hinaus in die Zukunft sieht, so kann er leicht zufrieden seyn, und man kann ohne Übertreibung annehmen, daß unter hundert Unzufriedenen es wenigstens neunzig aus Neid, oder wegen Besorgniß in Ansehung der Zukunft sind.

Der Trieb, nur fröhlichen Empfindungen nachzuhän-

gen, so wie, den Kummer zu verbannen, ist so allgemein, und den Trostgründen über die Güter, die uns fehlen, geben wir so gern Raum, daß derjenige, der nur für den gegenwärtigen Augenblick leben will, und sein Glück weder nach dem, was er verloren hat, noch mit den Blicken des Neides mißt, leicht immer genug haben wird. Warum sähen wir sonst, — zur großen Verherrlichung der ewigen Vorsicht, welche die Zufriedenheit an keinen Stand, an kein Maß von Glücksgütern ausschließlich hat binden wollen, — warum sähen wir sonst so viele Zufriedene, so viele Glückliche in der äußersten Dürftigkeit?

Meine Brüder, lassen Sie uns doch einmal ein wenig sehen, was uns wohl einen Theil dieser Zufriedenheit gewähren könnte. Lange Bekanntschaft mit dem Mangel, mit der Niedrigkeit und mit dem Elende mag etwas, ja, vielleicht sehr viel dazu beitragen. Wir stimmen unsere Gesinnungen bald zu den Umständen, aus denen wir uns nicht helfen können. Ohne daß nun gerade die Angewöhnung an unsere Umstände bis zu einer thierischen, gleichgültigen Unempfindlichkeit herab zu sinken braucht, so stelle ich mir doch vor, daß ein gewisser Grad derselben im Unglücke gute Dienste leiste. Unser ganzes Selbst fügt sich früh oder spät in seine Lage.

So wie unsere Sinnenwerkzeuge von selbst die gewohnte

Richtung annehmen, worin sie am bequemsten einen Gegenstand empfinden können, so unvermerkt stimmt die Seele ihre Gesinnungen zu unserm Glücke, weil sie es dunkel fühlt, daß das wahre Unglück eigentlich in der Disharmonie der Gesinnungen und der Umstände bestehe.

Dieß ist nun freilich noch ein sehr niedriger, ja, der allerniedrigste Grad der Zufriedenheit. Es ist eigentlich nur der gute Grund und Boden, den die Natur zur glücklichen Cultur und Veredelung des vortrefflichsten Gewächses darbietet. Wir wollen weiter sehen, wie es sich erziehen und zu einer vollkommenen Reife bringen läßt.

Zu den nächsten Erfordernissen, wodurch die allgemeine Anlage zur Zufriedenheit schon ungemein erhöhet werden kann, rechne ich die glückliche Gabe und Kunst, mit gesunden, guten Augen auch gut zu sehen. Ich verstehe hierunter die Neigung und Geschicklichkeit, sich jeden unangenehmen Vorfall von der besten Seite vorzustellen, und in jedem angenehmen alles mögliche Vortheilhafte zu bemerken. Wenn man die beiden Wahrheiten gelten läßt, wovon uns nur etwas Erfahrung in der Welt sehr bald überzeugen muß: „daß eine jede Sache mehrere Seiten habe, und daß es dann ankomme, von welcher Seite wir sie ansehen, wenn sie uns erfreuen oder betrüben soll,“ so muß nothwendig unser

Zufriedenheit von unſrer Art, die Sachen zu betrachten, oder von einer glücklichen Gabe und Kunſt, zu ſehen, abhängen. Es iſt überhaupt keine ſo traurige und nach der Meinung des großen Haufens noch ſo böſe Begebenheit, die nicht von einer vergnügt geſtimmten Seele oder von einem verſtändigen Manne von einer guten Seite könnte angeſehen werden. Und ich glaube, wie es, unſern geſunden Verſtand ausgenommen, kein irdiſches Gut gibt, das man unbedingt ein Gut nennen kann, ſo gibt es auch kein Übel, das man nicht wozu nutzen kann, wenn man nur Verſtand hat. Unſer Verſtand iſt die Biene, die aus jeder Blüthe und Blume, auch aus den giftigen, Honig zu ſaugen vermag.

Wenn irgend etwas in der Welt beneidet werden darf, ſo gehört gewiß dieſe glückliche Kunſt unter die beneidenswürdigſten Dinge. Sie erheitert den ganzen Geſichtskreis unſres Lebens, und ſchafft einen unvergänglichen Frühling um uns her. Wir befinden uns darin wohl, wie der Fiſch im Waſſer; unſer Blut fließt leicht durch die Adern; allenthalben hin begleitet uns unſere Heiterkeit; wir finden alle Menſchen liebenswürdig, und werden von ihnen wieder liebenswürdig gefunden. Kurz, es iſt nichts, was den Kreislauf von Glück und Vergnügen mehr im Gange erhält, als die herrliche Kunſt, Menſchen und Dinge von der guten

Seite anzusehen. Und sie ist gar so schwer nicht, als man sich einbildet. Wenn man nur nicht vergißt, daß Menschen und Dinge mehrere Seiten haben; wenn man nur nicht gar zu unwillig, träge und verdrossen ist, ein wenig um sie herum zu gehen und den Standort der Betrachtung zu wechseln. Das Gute, was sich allenthalben findet, springt dann ganz von selbst in die Augen.

Nächst dieser Kunst, zu sehen, getraue ich mir auch das als ein sehr wirksames Mittel der Zufriedenheit vorzuschlagen, wenn man seinen Wünschen fein oft die Flügel beschneidet, und sie nach solchen Mitteln der Befriedigung stimmt, die in unserer Gewalt stehen. Auch dieß zu bewerkstelligen, hat uns die Natur in ihren Anlagen schon vorgearbeitet. Denn natürlicher Weise begehret unser Wille nur diejenigen Dinge, die sich unser Verstand einiger Maßen als möglich vorstellet. Wer ist so unnatürlich thöricht, [illegible] in den Mond, oder in eins der Paradiese zu wünschen, [illegible] es auf andern Planeten geben mag, und sich von solchen Wünschen beunruhigen zu lassen? Und warum? Weil [illegible] Verstande keine Mittel einleuchten, solche Wünsche zu [illegible] friedigen. Aber warum gewöhnen wir uns denn nicht, [illegible] Dinge außer uns als eben so über unser Vermögen zu [illegible] trachten? Und das müssen wir allerdings, wenn wir uns

einen Augenblick vernünftig darüber nachdenken. Denn sobald wir gethan haben, was wir wußten oder konnten, und der Erfolg entspricht nun dennoch unsern Wünschen nicht, so muß man denken, die Erlangung war, wenigstens für das Mal, eben so unmöglich, als es unmöglich ist, in's Paradies der Thoren im Monde auf Gänseflügeln zu gelangen. Bedächten wir dieses, so würden wir es eben so wenig bedauern, daß wir manche Güter, die wir vermöge unserer Geburt, unserer Talente oder unserer Geschicklichkeit fordern zu können glauben, entbehren müssen, wenn wir sie ohne unsere Schuld entbehren, als wir es bedauern, daß wir nicht auf dem Throne der Aurengzeben sitzen, oder, wie der Dalai Lama, göttlich verehrt und angebetet werden. Ja, noch mehr! Wir werden sogar aus der Noth eine Tugend machen, und eben so wenig gesund zu seyn fordern, wenn wir nun einmal krank sind und unstreitig krank seyn sollen, eben so wenig frei, wann wir gefangen sind, als wir verlangen, aus unzerstörbarem Stoffe, aus gediegenem Golde, aus Granit, aus Diamant gebildet zu seyn, oder uns auf Flügeln des Adlers über einen Tschimborasso erheben zu können. Indessen können wir bei diesen geringen Mitteln immer noch glücklich seyn, wenn nur unsere Wünsche nicht größer sind, als die Mittel, sie zu befriedigen.

Freilich ist das wohl gewiß, daß ein wohlgestalteter, kraftvoller Mensch, der nicht krank ist, dem es an nichts fehlt, und der dabei eben so weise, als tugendhaft ist, einer ungleich vollkommeneren Zufriedenheit genießen kann, als ein anderer armer, ungesunder, übelgestalteter Krüppel, bei aller seiner Weisheit und Tugend. Allein, so wie ein kleiner Becher eben so voll seyn kann, als der größte Ehren-Pokal, ob er gleich weniger Wein enthält, so kann man auch annehmen, wenn man eines Jeden Zufriedenheit für die Fülle und Befriedigung seiner vernünftigen Wünsche nimmt, daß die allerniedrigsten und ärmsten Menschen, die vom Glücke am übelsten behandelt und verwahrloset sind, eben so zufrieden und vergnügt seyn können, als die Lieblinge des Glückes, ob sie gleich nicht eine so hohe Summe der Annehmlichkeiten des Lebens genießen.

Lassen Sie uns also, meine Brüder, in einer solchen Unabhängigkeit von der Beherrschung des Glückes uns erhalten, daß wenn wir gleich keine Gelegenheit versäumen, die Vortheile festzuhalten, die es uns anbietet, wir gleichwohl uns noch lange nicht unglücklich achten, wenn es [illegible] uns verweigert. Böte mir das Glück eine Million an, [illegible] streckte ich zuverlässig meine Hände danach aus, und reichte es mir in der andern zwei Millionen dar, so griffe ich ge[illegible]

gewiß noch lieber zu den zweien, und lieber wieder nach zehnen, ja, nach hunderten am allerliebsten. Weil das nun aber nicht geschiehet, und sicherlich deßwegen nicht geschiehet, weil es in der Reihe und dem Zusammenhange der Dinge gar nicht geschehen kann, nun, — so ist es auch gut. O, wie großes Unrecht mögen wir nicht oft dem armen Glücke thun, das vielleicht ohnmächtiger, als wir, ist! Mir kommt es vor, als ginge es dem Glücke oft eben so, als manchem allerdurchlauchtigsten großmächtigsten Souveräne, der gleichwohl aus eigener Großmacht nicht einen Pedell anzustellen im Stande ist.

Ich komme nun auf ein Mittel der Zufriedenheit von etwas ernsthafterer Art, das aber eben darum vielleicht nicht nach Jedermanns Geschmacke seyn mag. Ich darf es indessen nicht übergehen, wenn mein Recept nicht unvollständig und mangelhaft bleiben soll. Es besteht darin: Man bestrebe sich um Güter, die durch ihre Allgemeinheit nichts von ihrem Werthe verlieren! Dieses Mittel ist eigentlich ein niederschlagendes Specificum für den Neid. Denn es beziehet sich auf diejenige Quelle unserer Unzufriedenheit, die der Neid darin findet, daß andere Menschen eben die Güter besitzen, und daß sie dadurch verächtlich werden. Könnte der Neid in irgend einem Falle vernünftig seyn, so würde es

der seyn müssen, wenn er über den Besitz solcher Vorzüge rasend würde, die durch ihre Ausbreitung von ihrem Werthe verlieren. Geld, Rang, Ehrenzeichen werden freilich geringschätziger, wenn ihr Besitz allgemein ist. Denn das ganze Wesen ihres Werthes besteht in ihrer Seltenheit. Aber Weisheit, Tugend, Anmuth der Sitten! — Sollten die Gegenstände des Neides seyn, so könnten sie es nicht anders werden, als wenn man sie zu bloßen Mitteln des Geldgeitzes und der Ehrsucht herabwürdiget. Alsdann müssen sie freilich durch ihre Ausbreitung von ihrem Werthe verlieren, wie alle anderen Artikel, wann der Markt damit überladen ist. Unterscheiden muß man also die Güter, die ihren Werth dadurch verlieren können, daß andere Menschen ähnliche besitzen, von denjenigen, die durch diesen Umstand an ihrem innern Gehalte und Werthe nichts einbüßen. Es würde ein Mensch, der eine Million besäße, unbeschreiblich reich seyn, wenn Niemand außer ihm Geld hätte; aber es würde ein Bettler heißen, wenn alle anderen Menschen das Geld zu hundert und tausend Millionen besäßen. In ähnlicher Rücksicht ist auch eine gute Eigenschaft, ein angenehmes und nützliches Talent, die Jemand besitzt, desto rühmlicher, je Wenigere sie außer ihm besitzen. Daher pflegt man denn auch den Ruhm, so wie den Reichthum, zu be-

neiden. Allein Tugend, Wissenschaft, Gesundheit, ohne Beziehung auf Reichthümer und Ruhm, welche sie begleiten können, werden dadurch an sich keinesweges vermindert, daß auch Andere sie besitzen. Es ist also kein vernünftiger Grund vorhanden, warum man Andere deßwegen beneiden soll.

Ein vortrefflicher Weltweiser, Descartes, erhöhet diese Anmerkung noch durch folgende Betrachtung. Die Güter, welche die zahllosen denkenden und empfindenden Geschöpfe der unbegrenzten Natur genießen, sind von der Art, daß uns dadurch nicht das Mindeste abgeht. Vielmehr, wenn wir das höchste Wesen lieben und in Ansehung der Geschöpfe unsern Willen mit dem seinigen vereinigen, so müssen wir uns selbst desto höher schätzen, je vollkommener, edler und größer das Ganze ist, wovon wir Theile sind, und desto mehr Ursache haben wir, Gott wegen der Unermeßlichkeit seiner Werke zu verehren.

Alle die bisher erwähnten Mittel muß nun endlich das letzte krönen. Und das ist ein unbegrenztes Vertrauen auf Denjenigen, der kein empfindendes Geschöpf zu seinem Unglücke ins Daseyn hervorgerufen, oder gewollt haben kann, daß ihm etwas mangele, dessen es in seiner jedesmaligen Lage zu seinem Wohlseyn bedarf. Alle übrigen Mittel dien-

ten bloß dazu, die Gegenwart angenehm zu machen. Aber wird uns die Zukunft nicht beunruhigen? Oder sollen wir, um dieser Unruhe auszuweichen, nicht an die Zukunft denken, sollen wir sorglos seyn? — Allein können wir das wohl; und wenn wir es könnten, sollen wir es? — Hängt nicht von unserer Vorsorge für die Zukunft so sehr unser künftiges Glück ab? Muß der Jüngling nicht fleißig seyn, um in seinem männlichen Alter brauchbar zu werden und sein Auskommen zu haben? Muß der Landmann nicht säen und pflügen, wenn er ernten will? Allerdings; das soll er. Aber, wenn er seine Pflicht gethan hat, so soll er sich auch auf Gott verlassen. Glauben soll er, daß, was seine Weisheit auch über die Früchte seiner Mühe beschließen mag, — er mag sie ihn genießen lassen, oder nicht, der Frost mag sie in der Blüthe tödten, oder Nässe, Dürre, Ungeziefer schon nahe an ihrer Reife zerstören, Hagel mag den Halm zerknicken, oder Sturmwind ihn aus der Wurzel reissen, — glauben soll er und wissen, daß Alles, was Gott thut, wohl gethan sey. Und so würde denn der wahre Zufriedene nicht so wohl der Sorglose, als vielmehr derjenige seyn, der Gott vertrauet.

Länger will ich Sie nicht mit meinem Vortrage ermüden, meine Brüder! Ich bitte nur noch um Verzeihung,

daß ich Sie nicht besser unterhalten habe. So gern ich es gethan hätte, so haben mich doch meine Geschäfte und mein Mißbefinden davon abgehalten. Dieß Wenige, dachte ich indessen, wäre doch besser, als gar nichts, an dem Tage, der uns der feierlichste im Jahre ist. Da wir uns an demselben hauptsächlich zum Wohlseyn und zur Freude versammeln, so glaubte ich, diese kurze Betrachtung könnte vielleicht in so fern einen schicklichen Bezug darauf haben, daß sie uns veranlaßte, manchen Dorn- und Distelbusch auszujäten, der dem Wachsthume des herrlichsten Gewächses sonst hinderlich gefallen wäre. Der Herr gebe uns Allen dazu sein Gedeihen, und lasse uns so wohl diesen, als alle übrigen Tage dieses neuen Logen-Jahres zu wahrer Zufriedenheit und Glückseligkeit gesegnet seyn!

2.

Ueber den moralischen Muth *)

1791.

Tausende und abermal Tausende erkennen vielleicht mit Überzeugung die erhabenen Vorzüge einer Glückseligkeit, die

---

*). Aus der Handschrift

von Weisheit und Rechtschaffenheit erzeugt und genährt wird, und verächtlich erscheint ihnen dagegen in gewissen Stunden jedes andere Glück der Erde. Entzückt von der Schönheit und Vortrefflichkeit eines der Tugend geweiheten Lebens, fühlen sie sich durchdrungen von dem lebhaftesten Enthusiasmus für Alles, wodurch die Menschennatur groß und ehrwürdig wird. Aber kaum machen sie den Versuch, alten, durch Erziehung, Gewohnheit, Beispiele tief gewurzelten Vorurtheilen und verkehrten Neigungen zuwider zu handeln, kaum den Versuch, ihre selbstsüchtigen sinnlichen Triebe, die schon längst durch Verwöhnung ein Recht bekommen zu haben scheinen, ihre Befriedigung als ein Bedürfniß zu ertrotzen, durch Vernunft und die wohlwollenden sittlichen Gefühle in ihre Grenzen zu weisen: so finden sie so viele furchtbare, Theils innerliche, Theils äußerliche Hindernisse zu bekämpfen, daß dieser thätige Eifer zum Guten gar bald wieder in ihren Herzen erkaltet.

Von innen — das längst aufgehobene Gleichgewicht aller Kräfte, Empfindungen und Triebe, dessen Mangel Unordnungen und Lasterhaftigkeit zu unausbleiblichen Folgen hat; die jeden Augenblick wieder erwachenden Begierden, welche an Stillung und Pflege gewöhnt sind, und alle guten Entschließungen bald wieder überwältigen; die böse

Fertigkeiten des Willens, welcher zur Unterwürfigkeit unter die Gesetze der Vernunft so leicht nicht zurückzubringen ist, nachdem er ihre Oberherrschaft schon so lange nicht mehr anerkannt hat, und endlich die practischen Vorurtheile, die bei jeder Veranlassung, triumphirend über die besseren Grundsätze, in die Seele zurückkehren.

Von außen — so viele dem sinnlichen Menschen ganz unwiderstehlich scheinende Reizungen und Anlockungen des Lasters; so manches der Tugend Ungünstige, von ihr Zurückschreckende in den äußerlichen Verhältnissen des gemeinen Lebens und unserer bürgerlichen Verfassungen, die öfters eben nicht nach moralischen Zwecken angelegt scheinen; Verachtung, Spott, vielleicht sogar thätiger Haß und bittere Kränkungen von Seiten der oft wegen ihrer Menge, ihres glänzenden Ansehns und ihrer überwiegenden Gewalt viel vermögenden Thoren und Lasterfreunde. — Diese und noch unsäglich viele andere moralische Schwierigkeiten, die mit Heereskraft uns entgegen treten, vereiteln öfters die besten Entschlüsse, und sind die Ursachen, daß nicht wenige Menschen bei allen ihren richtigen Einsichten, bei ihren häufigen guten Herzensrührungen entweder nie bis zu ernsthaften Versuchen ihrer Besserung fortgehen, oder doch, gleich nach den ersten Schritten, geschreckt durch jene Riesenheere,

und verzagend an ihren eigenen Kräften, wieder zurück weichen, die Ausführung ihrer guten Entwürfe immer weiter hinaus schieben, und so unter lauter edeln Vorsätzen ihrem Grabe entgegen reifen, ohne jemals zu einer siegreichen Herrschaft über sich selbst, ohne jemals zu einer glücklichen Unabhängigkeit von den Thorheiten und Lastern ihres Zeitalters zu gelangen.

Und wenn es nun gar auf Bewirkung fremder Glückseligkeit ankommt, wenn der Mann von hellerm Geiste und edlerm Herzen, — sey nun sein Wirkungskreis ein Staat, ein Dorf, oder eine Familie, — wenn er es einsieht, es fühlt, daß, ohne wichtige und tiefgreifende Veränderungen in den größern oder kleinern gesellschaftlichen Verfassungen, der Menschheit nimmermehr aufgeholfen werden könne — wenn er, hiervon überzeugt, den schönen und rühmlichen Vorsatz faßt, an seinem Theile, was nur in seinen Kräften steht, zu leisten, um wenigstens einige seiner Mitmenschen ihrer hohen Bestimmung näher zu führen, und die Summe der Glückseligkeit auf Erden zu vermehren und des Elends weniger zu machen: — o! wer zählt alsdann die Schwierigkeiten, die er, der thätige Menschenfreund, zu überwinden, wer die Gefahren, denen er sich zu bieten hat, und wodurch viele Tausende, bei wirk-

reinen und ſtarken Regungen für das Gute und Edle, dennoch auf immer abgeſchreckt werden, wichtige Verſuche zur Vervollkommnung der Menſchheit zu wagen, oder in ihren rühmlichen Unternehmungen mit beharrender Feſtigkeit auszudauern? —

Zwar iſt der Menſch mit genugſamen, ſo wohl phyſiſchen, als moraliſchen Kräften ausgerüſtet, um bei anhaltendem Fleiße mit der Zeit über alles Schwere zu ſiegen, jeden mißlungenen Verſuch nicht nur wieder zu verbeſſern, ſondern auch ſogar zu ſeiner eigenen größern Vervollkommnung zu benutzen; er iſt phyſiſch und moraliſch ſtark genug, gegen den Andrang der Feinde ſeiner Tugend glorreich zu kämpfen, ja, ſelbſt aus ſeinen Niederlagen ſich nur deſto größer und edler zu erheben; kurz, er iſt ſtark genug, durch ſeine große heilige, ſchützende Oberwalterinn, durch die göttliche Vernunft, ſowohl über die Natur außer ihm, als ſein eigenes Herz in ihm, je länger je mehr Herr zu werden. Aber jene an ſich ſelbſt verzagende Kleinmuth und Furchtſamkeit, ein von außen und von innen, leider! ſo reichlich genährter bänglicher Sclavenſinn verdunkelt das Gefühl dieſer Kräfte, und macht uns durchaus unfähig zu fortgeſetzter Erweckung, Übung und Anwendung derſelben, und zu demjenigen ausharrenden Weiterſtreben, ohne welches unmöglich iſt, das Ziel der Vollendung zu erringen.

und verzagend an ihren eigenen Kräften, wieder zurück weichen, die Ausführung ihrer guten Entwürfe immer weiter hinaus schieben, und so unter lauter edeln Vorsätzen ihrem Grabe entgegen reifen, ohne jemals zu einer siegreichen Herrschaft über sich selbst, ohne jemals zu einer glücklichen Unabhängigkeit von den Thorheiten und Lastern ihres Zeitalters zu gelangen.

Und wenn es nun gar auf Bewirkung fremder Glückseligkeit ankommt, wenn der Mann von hellerm Geiste und edlerm Herzen, — sey nun sein Wirkungskreis ein Staat, ein Dorf, oder eine Familie, — wenn er es einsieht, es fühlt, daß, ohne wichtige und tiefgreifende Veränderungen in den größern oder kleinern gesellschaftlichen Verfassungen, der Menschheit nimmermehr aufgeholfen werden könne, — wenn er, hiervon überzeugt, den schönen und rühmlichen Vorsatz faßt, an seinem Theile, was nur in seinen Kräften steht, zu leisten, um wenigstens einige seiner Mitmenschen ihrer hohen Bestimmung näher zu führen, um die Summe der Glückseligkeit auf Erden zu vermehren und des Elends weniger zu machen: — o! wer zählt alsdann die Schwierigkeiten, die er, der thätige Menschenfreund, zu überwinden, wer die Gefahren, denen er sich zu bieten hat, und wodurch viele Tausende, bei wirklich

reinen und ſtarken Regungen für das Gute und Edle, dennoch auf immer abgeſchreckt werden, wichtige Verſuche zur Vervollkommnung der Menſchheit zu wagen, oder in ihren rühmlichen Unternehmungen mit beharrender Feſtigkeit auszudauern? —

Zwar iſt der Menſch mit genugſamen, ſo wohl phyſiſchen, als moraliſchen Kräften ausgerüſtet, um bei anhaltendem Fleiße mit der Zeit über alles Schwere zu ſiegen, jeden mißlungenen Verſuch nicht nur wieder zu verbeſſern, ſondern auch ſogar zu ſeiner eigenen größern Vervollkommnung zu benutzen; er iſt phyſiſch und moraliſch ſtark genug, gegen den Andrang der Feinde ſeiner Tugend glorreich zu kämpfen, ja, ſelbſt aus ſeinen Niederlagen ſich nur deſto größer und edler zu erheben; kurz, er iſt ſtark genug, durch ſeine große heilige, ſchützende Oberwalterinn, durch die göttliche Vernunft, ſowohl über die Natur außer ihm, als ſein eigenes Herz in ihm, je länger je mehr Herr zu werden. Aber jene an ſich ſelbſt verzagende Kleinmuth und Furchtſamkeit, ein von außen und von innen, leider! ſo reichlich genährter bänglicher Sclavenſinn verdunkelt das Gefühl dieſer Kräfte, und macht uns durchaus unfähig zu fortgeſetzter Erweckung, Übung und Anwendung derſelben, und zu demjenigen ausharrenden Weiterſtreben, ohne welches unmöglich iſt, das Ziel der Vollendung zu erringen.

Es ist demnach, zumal in der gegenwärtigen äußerlichen Weltverfassung, welche der geistigen und sittlichen Vervollkommnung öfters noch so wenig günstig ist, ein nicht gemeiner Grad von Geistesstärke und Entschlossenheit zur Unternehmung guter und großer Thaten, und eine unter allen Schwierigkeiten nicht erliegende Standhaftigkeit derselben vonnöthen. Ohne diese Festigkeit des Geistes und des Herzens, ohne diesen moralischen Tapfermuth kann kein Menschenleben wahrhaftig gut, gemeinnützig und des Menschen würdig seyn. Ohne ihn wird kein Sterblicher der hohen Pflicht ein Genüge leisten, sowohl zu seiner eigenen Veredelung, als auch zur wahren Vervollkommnung und Beglückung seiner Brüder unabläßig geschäftig zu seyn. —

Meine theuersten Brüder! Wenn es auch mit uns der Fall seyn sollte, — und wessen Eigendünkel dürfte sich so weit vermessen, es läugnen zu wollen? — wenn es der Fall seyn sollte, daß wir in der verflossenen Zeit zwar manche neue Einsicht in die erhabene Wissenschaft des Guten gewonnen, manchen edlen Wunsch im Herzen empfangen und gehäget, manchen rühmlichen Vorsatz gefaßt hätten, aber dennoch, durch Weichlichkeit und Verzagtheit gehemmet, nicht zu Thaten fortgeschritten wären: so hoffe ich, wird es des heutigen feierlichen Tages und des Anbeginns eines neuen

Maurerjahres würdig seyn, über einen Gegenstand zu reden, der uns auf dem steilen Wege zum Tempel der Tugend eben so wichtig und unentbehrlich, als dem Seefahrer sein Vorrath an Speise und Trank ist. Diesen Gegenstand wollen wir Tugendmuth nennen. Von diesem Muthe soll mein Vortrag handeln; ihn wünschte ich in unser Aller Herzen zu hauchen, von ihm jeden noch so schwachen, tief unter der Asche kaum noch glimmenden Funken zur hohen und wirksamen Flamme anzufachen.

Entschlossenheit, Muth und Standhaftigkeit schreiben wir einem Menschen zu, welcher sich durch erkannte, oder gar schon empfundene Schwierigkeiten und Gefahren von Verfolgung seiner Absichten nicht abschrecken läßt. Es wird also immer Kenntniß der Gefahren und Schwierigkeiten dabei vorausgesetzt. Denn wer unbekannten Hindernissen und Gefährlichkeiten ohne Furcht entgegen gehet, der scheint nur muthig und entschlossen zu seyn. Wären sie ihm bekannt, so würde er vielleicht bei ihrem ersten Anblicke vor ihnen zurückbeben.

Dieser kühne Muth kann bei einem vernünftigen Wesen keine andere Quelle haben, als das Bewußtseyn eigener und fremder ihm behülflicher Kräfte, welche, in Vergleichung mit jenen Schwierigkeiten, überwiegend erscheinen. Denn

Gefahren und Hindernissen trotzen, ohne daß man sich hinlänglicher Stärke zu deren Besiegung, oder wenigstens zur standhaften und gelassenen Ertragung der schmerzhaften Folgen mißlungener Versuche bewußt ist, — das würde Verwegenheit und Tollkühnheit zu heißen verdienen.

Das auf sich selbst vertrauende Kraftgefühl, und der daraus entspringende entschlossene Muth beruhen aber nicht immer auf der Erinnerung an schon ehedem besiegte ähnliche Schwierigkeiten, oder an den glücklichen Fortgang ähnlicher Unternehmungen; sondern es tragen auch außerdem zu dessen Erzeugung und Verstärkung unter andern vorzüglich folgende Gründe nicht wenig bei.

Gleichwie das menschliche Gemüth überhaupt sehr geneigt ist, sich durch seine Wünsche täuschen zu lassen, das jenige für möglich, für wahrscheinlich, ja, selbst für wirklich zu halten, wornach es ein Verlangen empfindet: so überreden wir uns auch, wenn wir etwas ausrichten zu können wünschen, gar zu leicht, daß wir die dazu erforderlichen Gaben, Talente und Kräfte wirklich besitzen. Auf diese Art erzeuget denn das Verlangen nach einer Wirkung ein oft grundloses und trügendes Vertrauen auf uns selbst und die Hoffnung, das Gewünschte hervorbringen zu können — folglich auch Entschlossenheit und Muth im Bewußtsein

der, wenigstens unserer Meinung nach, uns beiwohnenden Kräfte. — Ja, da selbst das Gefühl unserer Stärke an und für sich, und wegen mannigfaltiger daran geknüpfter schmeichelnder Vorstellungen, so angenehm ist, so entstehet schon hieraus in uns die Neigung, uns von dem wirklichen Besitze vorzüglicher Kräfte zu überreden, und auch das Schwere, zumal wenn dieses an und für sich selbst Gegenstand eines heftigen Verlangens ist, mit Muth und Zuversicht auf uns selbst zu wagen.

Auf überwundene Schwierigkeiten zurückzublicken, gewährt, wegen des damit verbundenen angenehmen Bewußtseyns wohl angewandter Kräfte, dem Gemüthe die süßeste Selbstzufriedenheit. Nichts ist also natürlicher, als daß man sich in diese glückliche Lage hineinwünscht, ja, vermittelst der Fantasie sich sogar in dieselbe hinein träumet, — daß man folglich von dem Kraftgefühle, das man am Ziele zu empfinden hoffet und wünschet, einen Vorgenuß hat, wodurch denn auch die Entschlossenheit und der Muth zu allen denjenigen schweren und gefahrvollen Unternehmungen, durch welche man dieses schmeichelhaften Selbstbewußtseyns würdig und theilhaftig werden kann, nothwendig wachsen muß.

Sehr viel trägt ferner die gute Meinung und die Ach-

tung, in der wir bei andern Menschen stehen, dazu bei, un
ser eigenes Urtheil von uns, unsern Verdiensten, Gaben un
Kräften hinauf zu stimmen. Alles aber, was in uns da
Gefühl unseres eigenen Werthes erhöhet, macht uns thätig
unternehmend, entschlossen, — so wie hingegen Alles, wa
uns in unserer eigenen Meinung und Empfindung erni
drigt, zaghaft und muthlos macht.

Auch die lebhafte Vorstellung von Beispielen fremd
Entschlossenheit, Kühnheit und Geistesstärke erzeuget, ve
möge der sympathetischen Einrichtung unserer Natur, ein
ähnlichen Gemüthszustand, ein gewisses Gefühl ähnlich
Kräfte, und ein muthvolles Streben nach gleicher Vollkom
menheit und Seelengröße.

Endlich kann auch die Erinnerung an ehemals gelun
gene schwere Versuche, obgleich solche vielleicht von ganz a
derer Art gewesen seyn mögen, wie auch der Glaube a
ein gewisses persönliches Glück, Zutrauen zu uns selbst un
Muth zu schweren oder gefahrvollen Thaten bewirken.

Von diesen angeführten Gründen vereinigen sich g
wöhnlicher Weise bald mehrere, bald wenigere mit dem a
Erfahrung erlangten Bewußtseyn eigener Kräfte, oder m
dem Vertrauen auf fremden Beistand, um den Charak
des muthvollen Mannes zu bilden.

Es wird nun nicht schwer seyn, diese psychologischen Bemerkungen auf das Moralische anzuwenden.

Soll ich, um mir das hohe Glück der Weisheit und der Tugend zu erringen, alle meine Stärke aufbieten, — soll ich nicht, entweder schon bei der bloßen vorhergehenden Betrachtung der in meinem Wege liegenden Schwierigkeiten, oder, nachdem ich solche bei den ersten gewagten Versuchen wirklich aus Erfahrung kennen gelernt habe, muthlos zurücktreten: so muß ich alle diejenigen Vorstellungen und Gefühle zu Hülfe rufen, welche mein Herz gegen die Hindernisse und Gefahren auf der Bahn der Rechtschaffenheit mit muthiger Entschlossenheit zu waffnen vermögen.

Viel ist schon gewonnen, wenn ich, aus inniger Überzeugung von dem hohen Werthe der Tugend und aus dem lebhaften Gefühle meiner Verbindlichkeit zu derselben, es in meiner moralischen Veredelung immer weiter zu bringen von Herzen wünsche. Denn schon dieses Verlangen wird mich geneigt machen, mir auch das zu meiner Vervollkommnung erforderliche Vermögen zuzutrauen. Ja, das Bewußtseyn meiner Verpflichtung, und der Wunsch, derselben ein Genüge zu leisten, wird das Gefühl der in mir liegenden sittlichen Kräfte und der Stärke meiner freien selbstthätigen Vernunft aufwecken, beleben und erhöhen. — Und so wird denn zu-

gleich mit der Überzeugung von der Vortrefflichkeit der Tu
gend und von meiner Verbindlichkeit zu derselben mir auc
der Muth, alle moralischen Schwierigkeiten tapfer zu be
kämpfen, zu Theil werden.

Wenn ich ferner, begeistert von dem hohen Werthe de
Tugend, das Glück ihres Besitzes ganz zu schätzen weiß, —
welche Wonne muß es mir dann seyn, mich auf eine er
habene Stufe meiner moralischen Veredelung hin zu denken
wo ich, mit süßer Selbstzufriedenheit, und mit der schme
chelnden Empfindung meiner Stärke, auf das Heer besiegte
Schwierigkeiten und überstandener Gefahren, wodurch viel
Tausende sich auch von dem ersten Schritte abschrecken lassen
dereinst zurückzublicken hoffe! — Und dieser Vorgeno
des entzückenden Selbstgefühles einer triumphirenden Ve
nunft — wird er nicht meinen Muth zum Kampfe stärken
Wird nicht selbst der Anblick der Hindernisse, wenn ich m
sie nur nicht zu groß, nicht unüberwindlich denke, meine
Wunsch, das Ziel zu erringen, noch mehr entflammen, u
meinem Streben nach dem höchsten aller Güter noch mehr
Beharrlichkeit ertheilen?

Auch der Gedanke an gewisse äußerliche Verhältni
an die guten Meinungen und Erwartungen, welche Andre
von mir hegen, desgleichen das Andenken an tugendhafte

und rühmlich bekannte Vorfahren, Anverwandte und Freunde, — auch diese und ähnliche Vorstellungen können den Muth zu moralisch großen Unternehmungen, und die Hoffnung eines glücklichen Erfolgs ungemein beleben. — Ja, die Beispiele moralischer Größe und Vortrefflichkeit wirken nicht nur an und für sich durch Sympathie, sondern auch vermittelst der hinzu kommenden Gefühle eigener Menschenwürde, eines edeln Stolzes und der lobenswürdigen Nacheiferung, eine Empfindung gleicher Stärke, und erheben die Seele zum Selbstvertrauen, und zu der Hoffnung, eine gleiche Stufe der Vollkommenheit erreichen zu können.

Zu diesem Allen kommt öfters noch ein durch Religion veranlaßtes Vertrauen auf Gottes besondern Beistand in Ausübung schwerer Pflichten, welches, ungeachtet es mehrentheils auf unaufgeklärten Begriffen beruhet, gleichwohl von großer Wirkung zu seyn pfleget.

Wenn nun ein aus diesen und ähnlichen Quellen entsprungener edler Muth zu großen und löblichen Thaten und zu einem ausdauernden Fleiße in der Rechtschaffenheit das Herz eines Menschen, — noch ehe er durch eigene Erfahrung von seinen Kräften überzeugt worden ist, — erfüllt hat, dann waget er mit entschlossener Seele die ersten Versuche. Gelingen diese, so wächst seine Zuversicht. Mißlingen sie,

oder sieht er nun erst aus Erfahrung, wie schwer der Kampf sey, so wird der Mann, dessen Muth nicht ganz auf grundlosen Einbildungen ruhet, zumal, wenn es ihm nicht an den Anweisungen und an dem ermunternden Zuspruche eines weisen Lehrers, oder eines treuen und tugendhaften Freundes fehlet, nicht sogleich verzagen, sondern alle seine Kräfte aufbieten, um die gute Meinung von sich zu behaupten, und sein Selbstvertrauen durch den Erfolg gerechtfertigt zu sehen. Selbst wiederholte Niederlagen besiegen Den nicht, welchem es mit der Tugend ein wahrer Ernst ist. Indem er unterliegt, lernet er überwinden. Und wie sehr muß dann durch jede Wahrnehmung, daß ihm die Ausübung seiner Pflichten immer leichter werde, — wie sehr muß mit jedem neuen Siege sein Muth und seine Entschlossenheit wachsen!

Mit diesem Tugendmuthe wagt es der nach wahren und edeln Grundsätzen gebildete Jüngling, bei seinem Eintritte in die größere Welt, der Thorheit und dem Laster den Kampf anzukündigen, und, von den Vorurtheilen und den verderblichen Beispielen seiner Zeit unabhängig, unter der Leitung einer aufgeklärten Vernunft, den Gang der Weisheit und der Tugend für sich zu wandeln. — Mächtige Schwierigkeiten werden ihm freilich bei jedem Schritte entstoßen, und fürchterliche Gefahren seiner Rechtschaffenheit

von allen Seiten drohen. Aber glückt es ihm, hier in einer Versuchung zu bestehen, dort in einer mißlichen Lage, wo ihm für seine Tugend bange war, seinen Grundsätzen getreu zu bleiben, — heute über den Spott eines angesehenen und glänzenden Thoren durch Gegenverachtung zu siegen, morgen eine gefährliche Neigung, welche, durch äußerliche Lockungen des Lasters aufgeregt, sich empöret, nieder zu schlagen, und der Herrschaft der Vernunft zu unterwerfen, — findet er so sein Vertrauen zu sich selbst durch den Erfolg täglich mehr bestätigt und gerechtfertigt: so wird ihn der Anblick neuer Hindernisse und neuer Gefahren je länger je weniger schrecken. Er hoffet ähnliche Erfolge von seinen schon durch die Erfahrung erprobten Kräften. Die süße Selbstzufriedenheit, womit nach jedem vorhergegangenen Siege sein Herz sich beseligt fühlte, wird ihm ein mächtiger Sporn zur verdoppelten Anstrengung, und der Gedanke, unterzuliegen, wird ihm desto unerträglicher, je mehr er schon aus eigenem Genusse die hohen Freuden kennet, womit die triumphirende Tugend sich selbst belohnet.

So ein mächtiger Antrieb aber zu großen und guten Unternehmungen der aus dem Gefühle eigener Kräfte entstehende Tugendmuth ist: so nothwendig muß er doch durch Vernunft und Klugheit in Schranken gehalten und geleitet

werden, wenn er nicht zu Schanden werden, sondern seinen vorgesetzten Zweck wirklich erreichen soll. Sich für allzu stark halten, um irgend etwas fürchten zu dürfen, jede Schwierigkeit, jede Gefahr für nichtsbedeutende Kleinigkeit ansehen, gegen welche man nicht nöthig habe, seine ganze Aufmerksamkeit und Besonnenheit, oder alle seine Kräfte aufzubieten; — dieß ist der gewisseste Weg zum Falle.

Der Mensch, welcher sich überredet, durch Grundsätze der Religion und Sittlichkeit gegen jeden Fehltritt allzu wohl verwahrt zu seyn, und dieser eiteln Einbildung zu Folge die Gelegenheiten, seinen guten Entschließungen untreu zu werden, nicht sorgfältig genug vermeidet, oder wenn er sich wirklich in gefährlichen Lagen findet, jene edeln Grundsätze und Beweggründe seinem Gemüthe nicht in der gehörigen Lebhaftigkeit gegenwärtig erhält, fühlet sich oft ganz unvermuthet von verführerischen Beispielen geblendet, oder von seinen eigenen Leidenschaften überwältiget und hingerissen zu dem, was seine Vernunft mißbilligen muß. — Glück für ihn, wenn er durch solche Überraschungen seine allzu hohe Meinung von sich selbst mäßigen, sich zu größerer Vorsicht, zu genauerer Aufmerksamkeit auf sein Herz erwecken und zu einem gewissenhaftern Gebrauche seiner Kräfte und der ihm gegebenen Tugendmittel antreiben läßt! Aber dieß

wird nicht immer die Folge davon seyn. Der Allzusichere, Unvorsichtige, der seine übertriebene Einbildung von eigener Stärke durch oftmalige Übereilungen dieser Art widerlegt sieht, verfällt gar zu leicht aus einer ungemäßigten Kühnheit in Kleinmuth und Verzweiflung an sich selbst; oder er gibt wohl gar allen Glauben an menschliche Tugend ganz und gar auf. Denn es ist der Eigenliebe doch immer noch erträglicher, den Grund ihrer getäuschten Hoffnungen und ihrer mißlungenen Versuche in der Unmöglichkeit der Sache selbst, als in ihrer Schwäche oder Nachlässigkeit zu finden.

Aber allzu großes Vertrauen auf eigene Stärke kann auch noch auf andere Arten der Tugend schaden, und die besten Entwürfe vereiteln. Es verleitet nämlich nicht selten den Menschen, Dinge zu wagen, die über sein Vermögen sind, und von denen er doch beschämt bald wieder abstehen muß. Daher wird es denn Ursache, daß der Mensch auch dasjenige, was nicht über sein Vermögen gehet, aus Kleinmuth unversucht läßt, auch zu demjenigen nicht Muth und Entschlossenheit genug übrig behält, was er bei einem anhaltenden Gebrauche seiner Kräfte gar wohl ausführen könnte. — So wirkt auch eine überspannte Einbildung von eigener Geistesstärke jene stolze, von allen andern Menschen und ihren Urtheilen ganz unabhängig sich dünkende Selbst-

genügsamkeit, welche schon Viele zu thörichten Sonderlingen gemacht hat, die, um nicht in den Fehler einer blinden Nachahmung und einer zaghaften Nachgiebigkeit gegen Vorurtheile, Thorheiten und Laster zu verfallen, auch sogar in gleichgültigen Dingen sich von dem gebahnten Wege entfernten, und sich hierdurch ganz unnöthiger Weise Spott, Verachtung und Haß zuzogen. Eine Zeit lang zwar ertrugen sie alle solche Widerwärtigkeiten mit gelassenem Gleichmuthe: ja, es schmeichelt ihrer Eitelkeit nicht wenig, wenn sie sich berechtigt glauben, sich für Märtyrer der Wahrheit und Tugend zu halten. Aber werden sie auch alsdann noch standhaft bleiben, wann es ihnen nicht einmal mehr gelingen will, die Aufmerksamkeit des Publicums durch ihre Eigenheiten auf sich zu ziehen? — Oder wann sie die nachtheiligen Folgen, welche die verscherzte Achtung und Zuneigung der Mitmenschen früher oder später für unsere Zufriedenheit und Ruhe zu haben pfleget, gar zu sehr empfinden? — Und wenn denn nun ihre selbstgenügsame Entschlossenheit, womit sie bisher allen ungünstigen Beurtheilungen Trotz boten, sie verläßt; wenn sie, durch allerlei unangenehme Erfahrungen klüger gemacht, glauben, sich mit der Welt, es koste, was es wolle, wieder aussöhnen zu müssen: o, wie sehr ist dann zu besorgen, daß diese Aussöhnung selbst mit Auf-

opferung ihrer sittlichen Maximen geschehe, und daß sie, um sich gegen den Verdacht aller Seltsamkeit zu sichern, sammt ihren Sonderlingslaunen, auch ihre Tugend, die vielleicht selbst nur eine Laune bei ihnen war, aufzugeben sich bereitwillig finden lassen! —

Endlich werden oftmals auch die besten Menschen durch ein ungemäßigtes Vertrauen auf die Gerechtigkeit ihrer Sache, auf die Güte und Vortrefflichkeit ihrer Entwürfe und auf die unfehlbare Unterstützung der göttlichen Vorsehung zu den unbesonnensten und mißlichsten Schritten verleitet, wodurch sie sich die Schwierigkeiten dergestalt selbst häufen, daß sie bei aller ihrer eingebildeten Stärke endlich dennoch erliegen, und alle ihre Hoffnungen aufgeben müssen, oder doch nur mit der größten Mühe sich aufrecht zu erhalten, und nur den geringsten Theil ihrer löblichen Absichten zu erreichen vermögen. —

So wenig also ist kühner Enthusiasmus ohne Klugheit, und unternehmender Geist ohne vorsichtige Besonnenheit zu einem sittlich guten Charakter, oder auch nur zur Ausführung einzelner herrlicher Entwürfe hinreichend. Ein von bloßen Gefühlen erzeugter Muth greift zwar heftig an; allein er ist bei widrigem Erfolge auch desto größerer Gefahr des Abfalles ausgesetzt, — ja, er pflegt fast immer, gleich einem Feuer,

dem es an hinlänglicher und aushaltender Nahrung fehlet, bald zu verlodern. Ist aber dieser Tugendmuth nicht blos die Frucht eines warmen Gefühles, sondern wird er unterstützt und begleitet von den Einsichten eines sorgfältig prüfenden und richtig urtheilenden Verstandes, welcher seine Kräfte gegen die vorhergesehenen Hindernisse gehörig abzuwägen und zu berechnen weiß: so wird er sich durch das, was ihm seine Arbeit auch über Erwartung erschweret, aber durch einzelne mißlungene Versuche und getäuschte Hoffnungen desto weniger niederschlagen lassen, je mehr er sich gleich anfangs schon auf nicht vorhergesehene Schwierigkeiten, fehlschlagende Unternehmungen und betrogene Erwartungen zum voraus gefaßt gemacht hatte. — Weit entfernt, aus unbesonnener Hitze etwas auf das Ungefähr zu wagen, handelt die von Vernunft und Klugheit regierte Entschlossenheit nie anders, als nach wohl durchdachten und sorgfältig geprüften Planen. Im Handeln selbst aber begleitet sie ruhige Gegenwart des Geistes und stets aufmerksame Beobachtung sowohl ihrer selbst, als auch aller Umstände außer sich, um jeden sie zur Erreichung ihrer Endzwecke zu nützen suchen. Gelassen berechnet sie jede sich äußernde Schwierigkeit gegen ihre aus Erfahrung und Überlegung richtig geschätzten Kräfte, bald ändert, bald ergänzet sie ihren Entwurf; wo die

derniſſe unüberwindlich erſcheinen, da weichet ſie zur rechten Zeit und mit Anſtand; wo nicht Alles, was ſie wünſchet, erhalten werden kann, da weiß ſie den geringern Vortheil aufzuopfern, um den wichtigern zu retten. Und ſo kommt ſie, indem ſie ſich nie durch glücklichen Fortgang ſicher, träge und unachtſam, nnd durch das Mißlingen einzelner Verſuche nie verwirrt und kleinmüthig machen läßt, mit zwar langſamen, aber doch ſichern Schritten, immer weiter in ihrer eigenen Vervollkommnung, und immer näher zum Ziele ihrer auf wahres Menſchenwohl abzweckenden Beſtrebungen.

Bruder, der du noch nicht allen Glauben an die Tugend, und an deines beſſern Theiles hohe Beſtimmung zu einer ewig fortſchreitenden Vervollkommnung aufgegeben haſt, in deſſen Seele Sinnlichkeit und Eitelkeit noch nicht alles Gefühl für ſittlichen Werth und Menſchenwürde erſtickt haben, tief präge in dein Gemüth den edeln Zuruf des Dichters: Faſſe nur den Muth, weiſe zu ſeyn! **Sapere aude!** Oder hältſt du es etwa für einen Einfall moraliſcher Schwärmerei, daß dem Menſchen, der auch ſchon in ſeinem phyſiſchen Wirkungskreiſe, wofern es ihm nur ein wahrer Ernſt iſt, ſo Vieles vermag, nichts unmöglich ſey, was zu ſeiner ſittlichen Veredelung dienet; wenn er es nur mit ganzer

Seele und mit anhaltendem Eifer wünschet und will? O, mache den Versuch! — Fasse nur den Muth, anstatt der Vorurtheile des Ansehns, der Gewohnheit, der Mode, die Gesetze der Vernunft und Sittlichkeit zu Regeln deines Lebens zu machen! Fasse den Muth, nicht in dem, was die Menge für groß und ehrenwerth ausgibt, sondern darin, was die unbestochene und unbefangene Vernunft dafür erkläret, deinen Werth und deine Ehre zu suchen. Und wenn es dir schwer wird, auszuführen, was so Wenige nur versuchen, so fasse den Muth, dich hinzudenken auf eine jener hohen Tugendstufen, wo du dereinst als Mann oder als Greis mit dem Wonnegefühle der triumphirenden Rechtschaffenheit auf eine zahllose Menge überstandener Gefahren, und auf das Heer siegreich ausgeführter Kämpfe, worin so viele Tausende erliegen, zurückschauen wirst. Oder sollte das Bewußtseyn, deinem erhabenen Berufe getreu, und deinem Menschenadel nicht zur Schande gelebt zu haben, dir nicht so viel werth seyn, daß du um dessentwillen den Tadel der Unverständigen, den Spott der Thoren, oder den Haß der Tugendfeinde auf dich laden, — nicht den Kampf gegen dich selbst und dein eigenes Herz kämpfen möchtest? O, so mache alle die guten und großen, selbst von den Lasterfreunden heimlich bewunderten und geschätzten Menschen, welche

die der Tugend steilen Pfad zu wandeln den Muth hatten, in deinen Augen bedauernswerthe Thoren gewesen, die das Glück ihres Lebens einem leeren Dunst- und Schattenbilde zum Opfer brachten, — arme Betrogene, die um eines eiteln Traumes ihrer kränkelnden Fantasie willen es für besser hielten, Armuth, Niedrigkeit, Verachtung und ungerechte Bedrückung zu dulden, als auf jenen bequemen und so sehr gebahnten Wegen, welche die Philosophie des Weltmannes laut anpreiset, gleich den meisten ihrer Zeitgenossen, nach Ehre, Macht und Reichthum empor zu streben, — Getäuschte, die jedem Gute entsagten und jeden Genuß verschmäheten, sobald jene eingebildete Stimme der Pflicht in ihrem Innersten sich dagegen erklärte, — Unverständige, welche ihre Zeit nicht für sich, sondern für eine undankbare Welt erlebten, und nur dann sich glücklich zu fühlen glaubten, wann sie die Kräfte ihres Körpers und ihres Geistes für fremdes Wohl verschwendeten! Denn wisse, entweder mußt du die Ideen von Gesetz und Pflicht, von Tugend und Laster für eitele Grillen, das moralische Gefühl für eine leere Einbildung, und Alle, welche noch an Menschenadel und Sittlichkeit glauben, für arme Schwärmer und Thoren erklären, oder — es darf keine Selbstverläugnung so schwer dir, wozu du nicht um der Tugend willen dich muthig ent-

schließen, kein Lebensgenuß so sehr dich reizen, dem du nicht, um die Achtung gegen dich selbst und den Beifall deines Gewissens zu erhalten, auf immer entsagen, kein Weltglück so dich bezaubern, daß du es nicht gegen die erhabene Seligkeit der Tugend, welcher selbst die Ewigkeit keine Grenzen zu setzen vermag, großmüthig verschmähen solltest. Wähle selbst! Und wenn du als ein Wesen, dem die Vernunft nicht umsonst zu Theil ward, dich bestimmet hast, so behalte auch den Muth, deiner Wahl getreu zu bleiben. Blicke oft hin nach den großen Beispielen derer, die um ihrer Pflichten willen, hienieden im Stande ihrer Bewährung, mehr thaten, sich mehr versagten, mehr ertrugen; als von dir gefordert wird; die größere und zahlreichere Schwierigkeiten zu bestreiten, furchtbarere Gefahren zu überstehen hatten, um das zu werden, wozu sie sich berufen fühlten, — Menschen, die durch echte Weisheit, durch ungeheuchelte Rechtschaffenheit und wahre, seltene Verdienste um Anderer Wohl die Bewunderung ihrer Zeitgenossen und die Verehrung der Nachwelt, wenigstens die Achtung der Edeln und das überschwänglich lohnende Selbstbewußtseyn errangen, ihrer Menschenbestimmung gemäß gelebt zu haben. Warum sollte du, mein Bruder, und warum sollte ich weniger vermögen, warum weniger Selbstvertrauen haben? Waren Jene ein

frei von den Schwachheiten der Menschheit, die uns so zaghaft machen? Oder sind die Kräfte, welche Vernunft und ein fester Wille gewähren, und wodurch Jene so viel vermochten, uns versagt? — Doch vielleicht sprichst du: „Ich erkenne und fühle die Herrlichkeit und Vortrefflichkeit der Tugend nebst der unnachläßlichen Verpflichtung, auch mit dem Widerspruche meiner liebsten Neigungen und mit den härtesten Selbstverläugnungen, den Gesetzen meiner Vernunft Folge zu leisten; nur bin ich jetzt noch zu schwach dazu. Ich bedarf längerer Zeit, um mich mit den Grundsätzen der Weisheit recht vertraut zu machen, ich bedarf einer größern Reife des Alters und der Vernunft, um den Vorurtheilen und dem Sittenverderben mit männlichem Ernste und Nachdrucke den Kampf anzukündigen. Wann die schwächern Jahre der Jugend vorüber sind, wann erst die Hitze der Begierden und Leidenschaften einiger Maßen abgekühlet und der Verstand zu mehrerer Festigkeit gelangt ist, — ja, wann vielleicht die eigene Erfahrung von der Eitelkeit und Nichtigkeit alles Sinnenglückes ein lebhafteres Sehnen nach höherem Genusse des Geistes und des Herzens in meiner Seele geweckt hat, erst dann wird es Zeit seyn, den Streit gegen Thorheit und Laster zu wagen, und auch dann erst wird glücklicher Erfolg zu hoffen seyn.“ —

Ist das die Sprache einer innigen Überzeugung von dem hohen Werthe der Tugend, und eines von dem lebhaften Gefühle seiner Verpflichtung zu derselben durchdrungenen Herzens? — Oder ist es nicht vielmehr die Sprache eines Gemüthes, dem die Freuden einer verwöhnten Sinnlichkeit noch mehr werth sind, als der Selbstgenuß eines guten tugendhaften Herzens? — Prüfe dich selbst, und antworte dann! — Vergebens suchest du durch scheinbare Gründe einer überlegenden Klugheit es dir selbst und Andern zu verhehlen, daß dein Zaudern wenigstens kleinmüthige und unedle Schwäche der Seele ist, welche nichts Großes und Lobenswerthes zu unternehmen vermag, weil sie fürchtet, es möchte Anstrengung der Kräfte, Verläugnung und Aufopferungen kosten. Vergebens hoffest du, es werde dir in spätern Lebensjahren leichter werden, dich selbst zu besiegen, der Leitung deiner Vernunft und ihrer ewigen Gesetze zu folgen, und deine guten Entschließungen gegen die Macht der Vorurtheile, gegen die Reizungen der Sinnlichkeit und gegen alle die Hindernisse, vor welchen du jetzt noch zagest, zu behaupten. Ja, wann die Begierden durch die lange Befriedigung völlig verwöhnet; wann die Begriffe von Recht und Pflicht in deiner Seele verdunkelt, und die Gefühle für Tugend und wahre Menschenwürde durch die unglückliche

Fertigkeit, ihnen zuwider zu handeln, bei dir geschwächt, oder gar erstickt sind; wann dein Gemüth durch die Länge der Zeit sich noch mehr nach dem verderbten Weltton gestimmet, und die practischen Vorurtheile und die bösen Beispiele über einen guten Grundsatz nach dem andern gesiegt haben; wann es dir zur Gewohnheit geworden ist, jede Regung deiner noch nicht ganz erstorbenen practischen Vernunft durch allerlei Scheingründe zu beruhigen, welche den Neigungen und Leidenschaften eines verderbten Herzens immer zu Gebote zu stehen pflegen, und womit du dich schon jetzt so gut zu täuschen verstehest: — sage, woher soll dir alsdann der Muth zu den großen und kühnen Entschließungen kommen, wozu du dich gegenwärtig zu schwach fühlest? — Woher die ausdauernde Seelenstärke zu dem Kampfe gegen die Thorheiten und Untugenden eines in Eitelkeit und Lastern versunkenen Zeitalters, welchen du dich jetzt nicht zu widersetzen getrauest? — Wie viel wagest du also nicht, indem du deine Verbesserung bis auf schicklichere Zeiten und günstigere Umstände verspарest? Denn wisse, in dieser wichtigsten und dringendsten aller menschlichen Angelegenheiten ist Aufschub fast immer so viel, als völlige Entsagung. —

Ist diejenige Stärke der Seele, vermöge welcher man mit unverwandten Blicken dem Ziele zueilet, welches man

sich einmal nach reifer Überlegung vorgesetzet hat, vermöge welcher man bei demjenigen, was man aus sichern Gründen einmal für das Beste erkannt hat, fest und unbeweglich bleibet, ohne sich durch die scheinbarsten Vortheile des Gegentheils, durch den Tadel der Menschen, oder durch andere Schwierigkeiten wankend machen zu lassen, ist diese Entschlossenheit und Selbstherrschaft des Geistes, selbst insofern sie sich in den Angelegenheiten des gegenwärtigen Lebens äußert, eine der empfehlendsten, rühmlichsten Eigenschaften eines Menschen: was kann denn einem vernünftigen freien Wesen höhern Adel gewähren, als der feste und beharrliche Muth, das zu werden, was es nach seinem eigenen Gefühle seyn muß, um sich eines, nicht wenige Jahre, sondern ganze Ewigkeiten hindurch währenden Glückes würdig und empfänglich zu glauben, — ja, um nicht in seinen eigenen Augen aller Achtung unwerth zu seyn?

O Heil uns, wenn wir mit Wahrheit sagen können: „Mein Entschluß ist gefaßt, meine Wahl ist getroffen! Und wenn die ganze Welt der Sinnenfreude, der falschen Ehre und der Eitelkeit diesen so hoch verehrten Götzen Vernunft und Gewissen aufopferte: so will doch ich mich dem Dienste der Weisheit und der Tugend widmen, und nur darin meine Ehre, meine Würde und meine Glückseligkeit suchen.

was mich vollkommener und beſſer macht!“ — Und Heil uns, wenn es uns auch nicht an Muth und an ausdauernder Willensfeſtigkeit gebricht, dieſen großen Entſchluß wirklich auszuführen, und unſerm löblichen Vorſatze bei allen Hinderniſſen mit unerſchütterter Standhaftigkeit treu zu bleiben; wenn wir bei den Lockungen des Laſters uns durch den Gedanken ſtärken, daß doch kein Erdenglück ſo groß, ſo ſchätzbar und ſo dauernd ſey, daß es mit dem Frieden des Gewiſſens und mit derjenigen Gemüthsruhe, welche die Frucht der Billigung und Achtung unſer ſelbſt iſt, in die entfernteſte Vergleichung geſtellt werden dürfte. — Heil uns endlich, wenn wir den verführeriſchen Beiſpielen unſers Zeitalters, dem Tadel der Thoren und dem Spotte der Ruchloſen die lebhafte Überzeugung entgegenſetzen, daß Eitelkeit, Laſter und Thorheit doch ewig nie aufhören werden, zu ſeyn, was ſie ſind, wenn ſie gleich Millionen von Verehrern haben ſollten, und daß die Tugend dennoch dasjenige bleibt, was der Liebe und der Verehrung aller vernünftigen Weſen im höchſten Grade würdig iſt; wenn auch alle Thoren auf Erden ihren unglücklichen Witz vereinigten, um ſie zum Geſpötte zu machen.

Damit aber das Gefühl unſerer Pflichten allezeit lebhaft und kräftig genug in unſern Seelen ſey, um auch in

unvermutheten Gefahren unserer Tugend den Muth in uns aufrecht zu erhalten: so wird es gut seyn, oft mit ganzer Aufmerksamkeit unsers Gemüthes die großen Wahrheiten zu wiederholen, die einmal bei uns entschieden sind; und wo auf unsere Rechtschaffenheit, soll sie anders echt und dauerhaft seyn, sich stützen muß. In einsamen Stunden müssen wir uns oft den hohen Betrachtungen über unsere Menschenwürde und über das überirdische Glück, wozu unser Geist geschaffen ist, überlassen, über den ewigen Unterschied, der sich in den Augen einer heiligen und gerechten Gottheit zwischen Tugend und Laster findet, und über das äußerst verschiedene Schicksal, welches die Verehrer der Rechtschaffenheit, und die Freunde der Thorheit und Unsittlichkeit gewiß unfehlbar treffen muß. Nur durch solche oft wiederholte, mit beständiger Rücksicht auf unsern jedesmaligen Gemüthszustand angestellten Betrachtungen werden wir verhüten, daß diese Wahrheiten, welche uns über Alles theuer seyn müssen, nicht durch die stets abwechselnden äußerlichen Eindrücke nach und nach verdunkelt und entkräftet werden. Wir müssen uns mit denselben auf diese Weise immer vertraut machen, und sie auch unter den Zerstreuungen, welche uns aus unsern irdischen Angelegenheiten entstehen, unserm Gemüthe stets gegenwärtig erhalten, damit es uns in keinem

Tage unsers Lebens an Stärke und Entschlossenheit fehle, für Tugend und Gewissen Alles zu wagen.

Werden wir aber bei dem Allen noch mancher uns anklebenden Schwachheiten gewahr, so laßt uns darum nicht kleinmüthig oder verdrossen werden. Des Menschen Tugend ist ja nichts anders, als moralische Gesinnung im Kampfe, und stetes Fortschreiten in der Vervollkommnung. Wie ist aber dieses stete Fortschreiten möglich, wenn nicht noch immer Fehler übrig sind, welche wir verbessern, nicht Schwächen, die wir ablegen müssen? So wenig wir in irgend einem Zeitpuncte unsers Lebens, ja unsers ganzen Daseyns glauben dürfen, genug gethan zu haben, eben so wenig müssen wir den Muth verlieren, oder träge werden, wenn wir fühlen, daß wir noch nicht die sind, die wir seyn sollten und zu seyn wünschten. Denn der würde den Namen eines Weisen und Tugendhaften nicht verdienen, der nicht immer noch besser zu werden strebte, als er wirklich schon ist.

Ist das, wovon wir uns durchdrungen, belebt, getrieben fühlen, nicht eine schnell auflodernde, aber eben so schnell wieder verfliegende Hitze der Empfindung, sondern eine auf Überzeugung des Verstandes gegründete reine Achtung für unsre erkannte Pflicht: so wird endlich der Haß, die Verachtung und der Spott derer, welche wir durch Gründe nicht

für Tugend und Rechtschaffenheit gewinnen können, und durch eine unerlaubte und schimpfliche Bequemung nach ihren Vorurtheilen zu unsern Freunden zu machen unter unserer Würde zu halten, weit entfernt, uns niederzuschlagen, uns vielmehr mit neuem Muthe erfüllen. Ein edler Unwille, von Gegenverachtung begleitet, wird unsere Entschlossenheit stärken. Je entscheidender wir uns für Tugend und Pflicht erkläret haben, desto weniger wird es jener lobenswürdige Stolz, welcher immer ein Gefährte der Tugend ist, zulassen, unsern Maximen ungetreu zu werden; und je mehr wir um des Gewissens und der Rechtschaffenheit willen etwa schon gelitten haben, desto theurer wird sie uns werden, desto mehr werden wir unsern Ruhm und unser Glück in ihr finden, und desto weniger werden wir an ihr, die in den Widerwärtigkeiten unsere Seele so mächtig stützte, die zur Zeit des Leidens und Trauerns so überschwänglich uns tröstete, zu Verräthern werden wollen. Je länger wir endlich der Weisheit Leitung schon gefolget sind, desto größer wird bei uns das Übergewicht der moralischen Antriebe über alle Bedenklichkeiten und äußerlichen Hindernisse seyn, und desto stärker werden wir uns fühlen, unabhängig von allen menschlichen Urtheilen, unsern Adel und unsere Wohlfahrt auf das Zeugniß unseres eigenen Herzens zu gründen. — D.

wohl dir, mein jüngerer Bruder, wenn du frühe schon dich zu dieser edeln Gleichgültigkeit gegen die Meinungen und Gesinnungen des, leider! allzu zahlreichen unaufgeklärten Haufens zu erheben suchest! Ohne diese Selbstständigkeit des Charakters, und ohne den Muth, deinen eigenen bewährten Einsichten mehr, als den Beispielen und den Urtheilen Anderer zu folgen, wirst du nicht einmal einzelner großer Thaten, geschweige denn einer dein ganzes Thun und Lassen regierenden Tugendgesinnung fähig seyn. Ohne sie wirst du nie der Mann werden, der für die höhern Beweggründe des Wollens und Handelns Sinn haben, der sich in seinem Stande unter seines Gleichen vortheilhaft auszeichnen, und sich um die Welt bleibende Verdienste erwerben wird. Aber mit ihr, dieser muthvollen Seelenfassung, mit dieser auf die Güte ihrer edeln Absichten trauenden Entschlossenheit wird dir kein im Wege liegendes Hinderniß zu furchtbar, kein Leiden, das auf dem Pfade der Tugend dich trifft, unerträglich, und keine Pflichtübung, zu der dein Gewissen dich auffordert, zu schwer seyn. — Jeder Sieg, den du über dich selbst und über äußerlichen Widerstand erringest, wird das Gefühl deiner sittlichen Kräfte erhöhen, und dich zu künftigen Kämpfen mit neuem Muthe waffnen. Du wirst je länger je mehr dich über die gewöhnliche Sinnes- und Denkart

für Tugend und Rechtschaffenheit gewinnen können, und durch eine unerlaubte und schimpfliche Bequemung nach ihren Vorurtheilen zu unsern Freunden zu machen unter unserer Würde zu halten, weit entfernt, uns niederzuschlagen, uns vielmehr mit neuem Muthe erfüllen. Ein edler Unwille, von Gegenverachtung begleitet, wird unsere Entschlossenheit stärken. Je entscheidender wir uns für Tugend und Pflicht erkläret haben, desto weniger wird es jener lobenswürdige Stolz, welcher immer ein Gefährte der Tugend ist, zulassen, unsern Maximen ungetreu zu werden; und je mehr wir um des Gewissens und der Rechtschaffenheit willen, etwa schon gelitten haben, desto theurer wird sie uns werden, desto mehr werden wir unsern Ruhm und unser Glück in ihr finden, und desto weniger werden wir an ihr, die in den Widerwärtigkeiten unsere Seele so mächtig stützte, die zur Zeit des Leidens und Trauerns so überschwänglich uns tröstete, zu Verräthern werden wollen. Je länger wir endlich der Weisheit Leitung schon gefolget sind, desto größer wird bei uns das Übergewicht der moralischen Antriebe über alle Bedenklichkeiten und äußerlichen Hindernisse seyn, und desto stärker werden wir uns fühlen, unabhängig von allen menschlichen Urtheilen, unsern Adel und unsere Wohlfahrt auf das Zeugniß unseres eigenen Herzens zu gründen. — Da

wohl dir, mein jüngerer Bruder, wenn du frühe schon dich zu dieser edeln Gleichgültigkeit gegen die Meinungen und Gesinnungen des, leider! allzu zahlreichen unaufgeklärten Haufens zu erheben suchest! Ohne diese Selbstständigkeit des Charakters, und ohne den Muth, deinen eigenen bewährten Einsichten mehr, als den Beispielen und den Urtheilen Anderer zu folgen, wirst du nicht einmal einzelner großer Thaten, geschweige denn einer dein ganzes Thun und Lassen regierenden Tugendgesinnung fähig seyn. Ohne sie wirst du nie der Mann werden, der für die höhern Beweggründe des Wollens und Handelns Sinn haben, der sich in seinem Stande unter seines Gleichen vortheilhaft auszeichnen, und sich um die Welt bleibende Verdienste erwerben wird. Aber mit ihr, dieser muthvollen Seelenfassung, mit dieser auf die Güte ihrer edeln Absichten trauenden Entschlossenheit wird dir kein im Wege liegendes Hinderniß zu furchtbar, kein Leiden, das auf dem Pfade der Tugend dich trifft, unerträglich, und keine Pflichtübung, zu der dein Gewissen dich auffordert, zu schwer seyn. — Jeder Sieg, den du über dich selbst und über äußerlichen Widerstand erringest, wird das Gefühl deiner sittlichen Kräfte erhöhen, und dich zu künftigen Kämpfen mit neuem Muthe waffnen. Du wirst je länger je mehr dich über die gewöhnliche Sinnes- und Denkart

deiner Zeitgenossen erheben, und ungeachtet der mühevollest
Anstrengungen und der härtesten Prüfungen, wodurch d
deiner erhabenen Bestimmung dich würdig machen mußt, di
desto größer und zufriedener fühlen, je deutlicher es dir dei
Selbstbewußtseyn sagt, daß du mit jedem deiner Lebenstag
ein besserer Mensch werdest, und von einer Stufe der sittliche
Würde und Vollkommenheit zu der andern empor steigest.

Wenn ohne diese Hoheit und Stärke des Geistes un
ohne diese Festigkeit des Sinnes, welche sich Theils dur
muthvolle Entschließungen, Theils durch unerschütterliche B
harrlichkeit in der Ausführung äußert, überhaupt keine sittli
gute Gesinnung möglich ist: so ist auch ein fester und au
dauernder Muth insbesondere ganz vorzüglich eine unentbeh
liche Bedingung derjenigen Tugenden, welche den Nam
der wohlwollenden und gemeinnützigen führen, d. i. derjen
gen, welche die moralische Veredelung unsers Nebenmensch
und die Beförderung fremder Glückseligkeit zum Gegenstan
haben. — Manches hätte ich hierüber noch zu sagen, u
ich aber fürchte, meine würdigen und geliebten Brüder dur
einen allzu langen Vortrag zu ermüden, indem ich sch
ohnehin länger geredet habe, als ich sonst zu thun pflege,
will ich eine auch dahin abzweckende Ermunterung zum m
ralischen Tapfermuthe lieber auf eine andere Gelegenheit ve
sparen, für jetzt aber nur noch Ihnen insgesammt eine g
segnete Feier des heutigen festlichen Tages aus brüderliche
Herzen anwünschen.

III.

Die Republik England.

Die Republik England *).

A Tale of the times of old! The deeds of days of other years!

Ossian.

In der Vergangenheit ſpiegelt ſich manche Erſcheinung der Zukunft; obgleich dämmernd und täuſchend auch für das Auge des ſchärfſten Sehers. Dennoch mißbilligt die Vernunft keinesweges das aus den matten Wiederſtrahlen von der Fantaſie zuſammen geahndete Bild, und ſie verbeut auch alsdann noch die Verſpottung desſelben, wenn ſchon der folgende Tag eine ganz andere Geſtalt der Dinge aufklärt. Nur die unerfüllten Weiſſagungen hochtrabender politiſcher Dünklinge, unwiſſender und gedankenloſer Prunkredner, thörichter Glückwünſcher, wuthblinder, vorlauter Parteigänger und ehrloſer Schmeichler ſtrafet am Ende mit Recht ein lautes Hohngelächter.

Die großen und ungemeinen Erfahrungen der jüngſt

*) Abgedruckt aus den Politiſchen Annalen. Herausg. von Chriſtoph Girtanner. Berlin. 1793. 1. Band. S. 34 und 230. 2. Band. S. 121. 3. Band. S. 297.

durchlebten Zeiten; die gänzliche Umwälzung eines uralten monarchiſchen Staates; die Entthronung und Gefangennehmung eines vor kurzen noch ſo hochgebietenden Königs; die Muth- und Kraftäußerungen einer kaum geborenen Republik, mitten in ermüdenden Factionsſtürmen; der hochdrohende und vielverſprechende Eindrang zahlreicher, alttapferer, waffengeübter Kriegsheere, unter Führern ohne Furcht und ohne Tadel, in das Gebiet der Neugeborenen, gegen angeblich zuſammengelaufene, zucht-, übungs- und führerloſe Haufen; gleichwohl ein unerwartet früher Rückzug jener, ein unerwartet raſcher Nachdrang und Einfall dieſer in mehrere feindliche Länder, begleitet von ſieg- und glorreichen Hauptſchlachten und Eroberungen: alle dieſe und mehrere Erfahrungen erinnern an den kurzen, aber höchſt merkwürdigen Zeitraum der Britiſchen Geſchichte, da England eine Republik war, und Großthaten, wie weder vor- noch nachher, vollbrachte. Es ſey uns erlaubt, hiervon ein Gemälde, jedoch nur nach ſeinen Hauptzügen, zu entwerfen, ohne irgend einen andern Zwang, als den uns Vernunft und Geſchmack auflegen; ein Gemälde zu reifem und heilſamen Nachdenken für Jedermann, ſonderlich diejenigen, die mit Schwert oder Feder an den neueſten Begebenheiten Theil nehmen.

Der alte Asiatische Glaube der Könige, daß sie ihre Kronen unmittelbar nur von Gottes, nicht aber des Volkes Gnaden tragen, daß ihnen Länder und Völker eben so erb- und eigenthümlich gehören, als dem reichen Nabal seine Äcker und Wiesen, sammt den darauf weidenden Herden, daß sie wohl Herrscherrechte, nicht aber Herrscherpflichten auszuüben, oder anstatt dieser höchstens beliebige Gnaden zu verspenden haben, — ein Glaube, so oft genährt und gestärkt durch unselige Lob- und Dankopfer tiefgesunkener Menschheit! — zahllose Mißgriffe und Unthaten, die dieser Glaube gebar; unverantwortliche Neuerungen wider die Grundverfassung des Staates: tief gehende Anstalten, alle Volksfreiheit in geistlichen, wie in weltlichen Sachen umzustürzen, um auf ihren Trümmern den Thron willkürlicher Gewalt zu erheben; arglistige Unterhandlungen und verdammliche Verträge zu diesem Endzwecke geschmiedet, und zu eben demselben treulos wieder gebrochen; Verschwendungen des Blutes, wie des Gutes seiner Völker; beleidigender Despoten-Hochmuth und unweiser Starrsinn selbst noch im äußersten Gedränge zahlreicher, bewaffneter, mächtiger, siegreicher, und gleichwohl mehr, als Ein Mal, Frieden, aber auch Freiheit verlangender Staatsbürger; hierzu noch Gefahr drohende, durch erlaubte Anmaßungen kundgewordene Ränke und Be-

ſtrebungen Solcher, deren unedle Selbſtſucht bei uneingeſchränkter Königsgewalt zu gewinnen hoffte: ſolche und ähnliche Urſachen waren es, welche Karl den Erſten, König von England, Schottland und Irland, endlich auf das Blutgerüſt gebracht hatten. Umſonſt verwendeten ſich eifrigſt die Mächte Frankreich und Holland, umſonſt laut ſchreiend die Nation der Schotten, umſonſt tief flehend die Königstochter, ſeine Gemahlinn, beim Parlamente, und ſein Sohn bei der Armee, umſonſt überall ſeine nicht wenigen Anhänger zu ſeiner Rettung. Sein unglückliches Haupt fiel am 30. Januar, 1649, unter dem Beile des oberſten Volksgerichtes. Ohne jenen heilloſen Glauben und ſeine Ausbrut hätte Karl ſeine Herrſcherbahn im Glanze des Glückes und mancher perſönlichen Tugenden, die ihm auch ſeine bitterſten Feinde nicht abſprechen, vollenden können.

Schon vor dieſer furchtbaren Kataſtrophe hatte das Haus der Gemeinen von England, unterſtützt durch ein republikaniſch geſinntes Kriegsheer, und geſäubert von ſolchen Mitgliedern, welche, anſtatt des einen zu ſtürzenden Götzen der Tyrannei, nur einen andern aufzuſtellen getrachtet, feierlich anerkannt und ausgeſprochen: Daß nächſt Gott das Volk die Urquelle aller rechtmäßigen Gewalt auf Erden ſey; daß die zu einem Parlamente verſammelten Gemeinen von Eng-

land, als gewählt vom Volke und das Volk vorstellend, die oberste National-Gewalt in Händen haben, und endlich, daß Alles, was von den zu einem Parlamente versammelten Gemeinen von England als Gesetz erkläret und ausgesprochen worden, auch ohne Einwilligung und Beitritt des Königs und des Hauses der Peers, gesetzliche Kraft für das ganze Volk habe.

Kaum war daher durch Vollziehung des Bluturtheils der Thron erledigt, als eine Verordnung des Hauses verbot, irgend einen Einzelnen zum Könige über England auszurufen. Sogleich verschwanden von allen öffentlichen Gebäuden das königliche Wapen, und von allen öffentlichen Schriften die königlichen Titel. Umgestürzt lag zu gleicher Zeit das Standbild des Königs auf der Börse, und auf dem Fußgestelle erschienen die Worte: „Im ersten Jahre der durch Gottes Gnade wieder hergestellten Freiheit.“ Die Lehns- und Huldigungseide wurden abgeschafft. Ein neu verfertigtes großes Siegel führte die Umschrift: „Das große Siegel von England.“ Der Münzstämpel erhielt, anstatt seines monarchischen Ansehens, ein republikanisches, mit der Umschrift: „Die Republik England.“ Damit durchaus kein Reiz übrig bliebe, die Freiheit der Republik von neuen anzutasten, so wurden nicht nur die Kronländereien

und Gefälle von Lehngütern, sondern auch die Regalien, die kostbaren Geräthschaften der königlichen Palläste, und überhaupt jeder Gegenstand des monarchischen Aufwandes zum öffentlichen Verkauf ausgestellet.

Während des ganzen Januar-Monats hatten die Lords nur gerichtliche Zusammenkünfte gehalten, und sich um die gewaltigen Staatshandlungen der Gemeinen nicht bekümmert. Am zweiten Februar aber wandten sie sich an die Gemeinen mit der Botschaft, wie sie neun Personen aus ihrer Mitte ernannt hätten, um gemeinschaftlich mit einer verhältnismäßigen Anzahl aus dem Unterhause eine Regierungs-Verfassung für England und Irland festzusetzen. Eine solche Theilnahme an der Gesetzgebung wollte der demokratische Geist der Gemeinen keinem Privilegirten, als solchem, gestatten, und drei Tage hinter einander gingen die Boten der Lords vergeblich, ohne auch nur vorgelassen zu werden. Am vierten endlich wurde die Sache in Überlegung genommen, und zuvörderst die Frage: Ob das Haus der Peers an der Gesetzgebung Theil haben sollte? mit vier und vierzig Stimmen gegen neun und zwanzig verneinet, hierauf aber einmüthig beschlossen, daß ein solcher Staatskörper als unnütz und gefährlich vernichtet werden müsse. Diesem Beschlusse folgte unmittelbar der folgende nach: „Belehrt durch die Erfah-

rung, erkläre das Haus, wie das Amt eines Königs über diese Nation, und die Ausübung desselben durch einen Einzelnen, als unnütz, lästig und gefährlich für Freiheit, Sicherheit und öffentliche Wohlfahrt der Nation, abgeschafft werden müsse." Beide Beschlüsse wurden in besondere Verordnungen gebracht. Die Gemeinen maßten sich sowohl die gesetzgebende, als vollziehende Staatsgewalt an; nannten sich von nun an, statt Haus der Gemeinen, das Parlament der Republik England, und errichteten einen Staatsrath, welcher nach den ihm von Zeit zu Zeit zu ertheilenden Vorschriften verfahren sollte. Dieser bestand aus neun und dreißig Personen; die ganze Versammlung der obersten Gewalthaber hingegen aus nicht mehr, als der geringen, oft verspotteten und bewitzelten Anzahl von neunzig.

Einige Anhänger der Königspartei, besonders drei Anführer derselben im letzten Bürgerkriege, der Herzog von Hamilton, der Graf von Holland und der Lord Capel, wurden durch ein zweites hohes Blutgericht für die Sicherheit der jungen Republik dem Tode geweihet. Die allen werthlosen Häupter der beiden Ersten fielen, von keiner Partei bedauert. Der Letzte, ehemals ein Verfechter der Freiheit, nachher aber durch Gnadentitel für die Hofsache erkauft, ist gleichwohl immer von Solchen hochgepriesen worden,

und Gefälle von Lehngütern, sondern auch die Regalien, die kostbaren Geräthschaften der königlichen Palläste, und überhaupt jeder Gegenstand des monarchischen Aufwandes zum öffentlichen Verkauf ausgestellet.

Während des ganzen Januar-Monats hatten die Lords nur gerichtliche Zusammenkünfte gehalten, und sich um die gewaltigen Staatshandlungen der Gemeinen nicht bekümmert. Am zweiten Februar aber wandten sie sich an die Gemeinen mit der Botschaft, wie sie neun Personen aus ihrer Mi ernannt hätten, um gemeinschaftlich mit einer verhältnismäßigen Anzahl aus dem Unterhause eine Regierungs-Verfassung für England und Irland festzusetzen. Eine solche Theilnahme an der Gesetzgebung wollte der demokratische Geist der Gemeinen keinem Privilegirten, als solchem, gestatten, und drei Tage hinter einander gingen die Boten der Lords vergeblich, ohne auch nur vorgelassen zu werden. Am vierten endlich wurde die Sache in Überlegung genommen, und zuvörderst die Frage: Ob das Haus der Peers an der Gesetzgebung Theil haben sollte? mit vier und vierzig Stimmen gegen neun und zwanzig verneinet, hierauf aber einmüthig beschlossen, daß ein solcher Staatskörper als unnütz und gefährlich vernichtet werden müsse. Diesem Beschlusse folgte unmittelbar der folgende nach: „Belehrt durch die Er-

rung, erkläre das Haus, wie das Amt eines Königs über diese Nation, und die Ausübung desselben durch einen Einzelnen, als unnütz, lästig und gefährlich für Freiheit, Sicherheit und öffentliche Wohlfahrt der Nation, abgeschafft werden müsse." Beide Beschlüsse wurden in besondere Verordnungen gebracht. Die Gemeinen maßten sich sowohl die gesetzgebende, als vollziehende Staatsgewalt an; nannten sich von nun an, statt Haus der Gemeinen, das Parlament der Republik England, und errichteten einen Staatsrath, welcher nach den ihm von Zeit zu Zeit zu ertheilenden Vorschriften verfahren sollte. Dieser bestand aus neun und dreißig Personen; die ganze Versammlung der obersten Gewalthaber hingegen aus nicht mehr, als der geringen, oft erspotteten und bewitzelten Anzahl von neunzig.

Einige Anhänger der Königspartei, besonders drei Anführer derselben im letzten Bürgerkriege, der Herzog von Hamilton, der Graf von Holland und der Lord Capel, wurden durch ein zweites hohes Blutgericht für die Sicherheit der jungen Republik dem Tode geweihet. Die allerwerthlosen Häupter der beiden Ersten fielen, von keiner Partei bedauert. Der Letzte, ehemals ein Verfechter der Freiheit, nachher aber durch Gnadentitel für die Hofsache erkauft, ist gleichwohl immer von Solchen hochgepriesen worden,

denen Übermuth für Geisteshoheit, Aberglaube für Religion, und halsstarrige Anhänglichkeit an besonderm Interesse für Vaterlandssinn gelten.

Außer der eigentlichen Hofpartei und denjenigen Presbyterianern, die zwar Gegner der Königs- und Bischofsgewalt waren, aber doch gegen die ihnen verwandte Partei der Independenten *) dem Staate ihr eigenes hierarchisches

*) Die Secte der Independenten, die aus dem Schooße der presbyterianischen oder reformirten entsprang, verwarf kraft ihres Namens alle Kirchengewalt, als eine Mutter der ärgsten Tyrannei, die der klaren Vorschrift des Evangeliums widerspreche. Sie wollten von keiner kirchlichen Rangordnung, keiner Priesterherrschaft, keiner Einmischung weltlicher Obrigkeit in geistliche Angelegenheiten, keiner Proselytenmacherei zu irgend einem Lehr- und Glaubens-System etwas wissen. In ihren Versammlungen sollte Jeder dem Andern gleich, Keiner dem Andern untergeordnet seyn. Zwischen Priestern und Laien sollte kein förmlicher Unterschied obwalten. Berufungen, Einführungen und Einweihungen durch Auflegen der Hände wurden von ihr für politische Fallstricke angesehen. Die bloße Wahl der Gemeinen war zum Priesterthum hinreichend. Die religiöse Duldung, diese in spätern Zeiten von den Groß- und Edelgesinnten jedes Glaubens anerkannte Tugend, hat ihren Ursprung den Independenten zu verdanken. Sie haßten alle kirchliche Tyrannei und Verfolgung. Die bigotten Presbyterianer hingegen hielten die Duldung für

Joch aufzulegen trachteten, sollte dieß auch nicht anders, als durch Frieden und Vereinigung mit der Krone geschehen

---

Seelenmord, und glaubten, jede Abweichung von ihrer Lehre als Ketzerei ausrotten zu müssen. Sie bedroheten und drängten daher ihre anders denkenden Mitbrüder eben so, als sie ehemals von der bischöflichen Kirche bedrohet und bedrängt worden waren, worüber sie sich doch so laut beklagt hatten. Die Independenten behaupteten Kraft des Evangeliums und der gesunden Vernunft, Jedermanns Gewissen sey in Glaubenssachen frei, Jedermann dürfe die heilige Schrift nach Maßgabe seiner Kenntnisse und Einsichten auslegen. Die Lehre der Nichtduldung rechtfertige überall jede Religionsverfolgung, so gut die der Heiden gegen die Christen, der Papisten gegen die Protestanten, der Episcopalen gegen die Presbyterianer, als dieser gegen die anders Gesinnten. Wenn die Presbyterianer geistlichen Gehorsam predigten, so geriethen sie mit ihren eigenen Handlungen in Widerspruch, und sprächen ihrer Widersetzung ehemaliger Tyrannei selbst das Urtheil der Verdammung. — Zu den Presbyterianern hielt sich die ganze Nation der Schotten, unter welcher ihre Grundsätze herrschten. Alles, was davon abwich, gesellte sich zu den Independenten, die, sobald das Ansehen der gemeinschaftlichen Feinde unter der Krone und Bischofsmütze fiel, ihr Haupt für sich allein erhoben. Vermöge einer natürlichen Verwandtschaft zwischen geistlicher und weltlicher Freiheit verband sich mit ihnen auch die Partei der Republikaner.

können, hatte das Parlament anfangs selbst von den eifrigsten Bekennern der Freiheit und Gleichheit nicht wenig zu fürchten. Schon längst hatte sich, besonders unter den Truppen desselben, eine Anzahl solcher Eiferer zusammen gethan, die sich selbst Republikaner (**Commonwealth'smen**) nannten, von ihren Gegnern aber den Spottnamen der Gleichmacher (**Levellers**) erhielten, um sowohl sie selbst, als ihre für schwärmerisch und unausführbar gehaltenen Grundsätze, ohne mühsamen Gegenbeweis, lächerlich zu machen. Erwägt man jedoch diese Grundsätze, so wie sie uns die Geschichte überliefert hat, so verkannten die Levellers wohl nicht den von Gott und Natur schon eingeführten, Jedermann von selbst in die Augen springenden Unterschied geistiger sowohl, als körperlicher Kräfte und Geschicklichkeiten der Menschen, und eine nothwendig daraus entspringende Ordnung, die den Einen über den Andern hinwegsetzt, und Diesen von Jenem abhängig macht. Es schien vielmehr nur, daß sie das große Problem der Staatskunst lösen wollten, bei allen, ohne die Allmacht des Schöpfers nie zu hebenden Ungleichheit der Menschen, dennoch jedem Einzelnen diejenigen Rechte möglichst zu sichern, die das höchste Wesen wirklich und unläugbar Allen mit gleicher Wage zugetheilt hat, und solcher Gestalt, ohne Nachtheil dieser, den Gang und die Ord-

nung der großen Natur auch im Staate aufrecht zu erhalten. Da nun aber schon der verschiedene Werth, welchen der Staat den Personen, wenn auch noch so weise und unparteiisch, nach Maßgabe der von der Natur erhaltenen, oder durch Tugend erworbenen Vorzüge aufprägt, und nothwendig aufprägen muß, jenen allgemein gleichen Rechten gefährlich und nachtheilig werden kann, weil dadurch die ohnehin schon überwiegende Naturschale noch mehr niedersinket: so glaubten sich die Levellers um so mehr berechtigt, alle willkürlichen und erblichen Auszeichnungen der Menschen für Gebrüte der entschiedensten Selbstsucht auszugeben, die von den zerstörendsten Folgen für das Wohl und die Würde des Menschengeschlechtes seyn müßten. Sie meinten, es würde dadurch der Naturordnung schnurstracks entgegen gearbeitet; die Gesetze ihres großen und weisen Urhebers würden über den Haufen geworfen; der Schwächling würde nur allzu oft dem Starken, der Thor dem Weisen, der Bösewicht dem Tugendhaften zum Gebieter gesetzt, und das, was kaum werth gewesen wäre, ein Schuhriemen zu seyn, schlänge sich, von Erbrechts wegen, als Diadem um das Haupt des Staates.

Die ruhige, unparteiische Muse der Geschichte überläßt es der Weltweisheit und deren Tochter, der Staatsklugheit,

können, hatte das Parlament anfangs selbst von den eifrigsten Bekennern der Freiheit und Gleichheit nicht wenig zu fürchten. Schon längst hatte sich, besonders unter den Truppen desselben, eine Anzahl solcher Eiferer zusammen gethan, die sich selbst Republikaner (**Commonwealth'smen**) nannten, von ihren Gegnern aber den Spottnamen der Gleichmacher (**Levellers**) erhielten, um sowohl sie selbst, als ihre für schwärmerisch und unausführbar gehaltenen Grundsätze, ohne mühsamen Gegenbeweis, lächerlich zu machen. Erwägt man jedoch diese Grundsätze, so wie sie uns die Geschichte überliefert hat, so verkannten die Levellers wohl nicht den von Gott und Natur schon eingeführten, Jedermann von selbst in die Augen springenden Unterschied geistiger sowohl, als körperlicher Kräfte und Geschicklichkeiten der Menschen, und eine nothwendig daraus entspringende Ordnung, die den Einen über den Andern hinwegsetzt, und Diesen von Jenem abhängig macht. Es schien vielmehr nur, daß sie das große Problem der Staatskunst lösen wollten, bei allen, ohne die Allmacht des Schöpfers nie zu hebenden Ungleichheit der Menschen, dennoch jedem Einzelnen diejenigen Rechte möglichst zu sichern, die das höchste Wesen wirklich und unläugbar Allen mit gleicher Wage zugetheilt hat, und solcher Gestalt, ohne Nachtheil dieser, den Gang und die Ord-

nung der großen Natur auch im Staate aufrecht zu erhalten. Da nun aber schon der verschiedene Werth, welchen der Staat den Personen, wenn auch noch so weise und unparteiisch, nach Maßgabe der von der Natur erhaltenen, oder durch Tugend erworbenen Vorzüge aufprägt, und nothwendig aufprägen muß, jenen allgemein gleichen Rechten gefährlich und nachtheilig werden kann, weil dadurch die ohnehin schon überwiegende Naturschale noch mehr niedersinket: so glaubten sich die Levellers um so mehr berechtigt, alle willkürlichen und erblichen Auszeichnungen der Menschen für Gebrüte der entschiedensten Selbstsucht auszugeben, die von den zerstörendsten Folgen für das Wohl und die Würde des Menschengeschlechtes seyn müßten. Sie meinten, es würde dadurch der Naturordnung schnurstracks entgegen gearbeitet; die Gesetze ihres großen und weisen Urhebers würden über den Haufen geworfen; der Schwächling würde nur allzu oft dem Starken, der Thor dem Weisen, der Böswicht dem Tugendhaften zum Gebieter gesetzt, und das, was kaum werth gewesen wäre, ein Schuhriemen zu seyn, schlänge sich, von Erbrechts wegen, als Diadem um das Haupt des Staates.

Die ruhige, unparteiische Muse der Geschichte überläßt es der Weltweisheit und deren Tochter, der Staatsklugheit,

können, hatte das Parlament anfangs selbst von den eifrigsten Bekennern der Freiheit und Gleichheit nicht wenig zu fürchten. Schon längst hatte sich, besonders unter den Truppen desselben, eine Anzahl solcher Eiferer zusammen gethan, die sich selbst Republikaner (**Commonwealth'smen**) nannten, von ihren Gegnern aber den Spottnamen der Gleichmacher (**Levellers**) erhielten, um sowohl sie selbst, als ihre für schwärmerisch und unausführbar gehaltenen Grundsätze, ohne mühsamen Gegenbeweis, lächerlich zu machen. Erwägt man jedoch diese Grundsätze, so wie sie uns die Geschichte überliefert hat, so verkannten die Levellers wohl nicht den von Gott und Natur schon eingeführten, Jedermann selbst in die Augen springenden Unterschied geistiger sowohl als körperlicher Kräfte und Geschicklichkeiten der Menschen, und eine nothwendig daraus entspringende Ordnung, die den Einen über den Andern hinwegsetzt, und Diesen von Jenem abhängig macht. Es schien vielmehr nur, daß sie das große Problem der Staatskunst lösen wollten, bei allen ohne die Allmacht des Schöpfers nie zu hebenden Ungleichheit der Menschen, dennoch jedem Einzelnen diejenigen Rechte möglichst zu sichern, die das höchste Wesen wirklich und unläugbar Allen mit gleicher Wage zugetheilt hat, und solcher Gestalt, ohne Nachtheil dieser, den Gang und die Ord-

nung der großen Natur auch im Staate aufrecht zu erhalten. Da nun aber schon der verschiedene Werth, welchen der Staat den Personen, wenn auch noch so weise und unparteiisch, nach Maßgabe der von der Natur erhaltenen, oder durch Tugend erworbenen Vorzüge aufprägt, und nothwendig aufprägen muß, jenen allgemein gleichen Rechten gefährlich und nachtheilig werden kann, weil dadurch die ohnehin schon überwiegende Naturschale noch mehr niedersinket: so glaubten sich die Levellers um so mehr berechtigt, alle willkürlichen und erblichen Auszeichnungen der Menschen für Gebrüte der entschiedensten Selbstsucht auszugeben, die von den zerstörendsten Folgen für das Wohl und die Würde des Menschengeschlechtes seyn müßten. Sie meinten, es würde dadurch der Naturordnung schnurstracks entgegen gearbeitet; die Gesetze ihres großen und weisen Urhebers würden über den Haufen geworfen; der Schwächling würde nur allzu oft dem Starken, der Thor dem Weisen, der Bösewicht dem Tugendhaften zum Gebieter gesetzt, und das, was kaum werth gewesen wäre, ein Schuhriemen zu seyn, schlänge sich, von Erbrechts wegen, als Diadem um das Haupt des Staates.

Die ruhige, unparteiische Muse der Geschichte überläßt es der Weltweisheit und deren Tochter, der Staatsklugheit,

können, hatte das Parlament anfangs selbst von den eifrigsten Bekennern der Freiheit und Gleichheit nicht wenig zu fürchten. Schon längst hatte sich, besonders unter den Truppen desselben, eine Anzahl solcher Eiferer zusammen gethan, die sich selbst Republikaner (**Commonwealth'smen**) nannten, von ihren Gegnern aber den Spottnamen der Gleichmacher (**Levellers**) erhielten, um sowohl sie selbst, als ihre für schwärmerisch und unausführbar gehaltenen Grundsätze, ohne mühsamen Gegenbeweis, lächerlich zu machen. Erwägt man jedoch diese Grundsätze, so wie sie uns die Geschichte überliefert hat, so verkannten die Levellers wohl nicht den von Gott und Natur schon eingeführten, Jedermann selbst in die Augen springenden Unterschied geistiger sowohl als körperlicher Kräfte und Geschicklichkeiten der Menschen, und eine nothwendig daraus entspringende Ordnung, die den Einen über den Andern hinwegsetzt, und Diesen von Jenem abhängig macht. Es schien vielmehr nur, daß sie das große Problem der Staatskunst lösen wollten, bei allen ohne die Allmacht des Schöpfers nie zu hebenden Ungleichheit der Menschen, dennoch jedem Einzelnen diejenigen Rechte möglichst zu sichern, die das höchste Wesen wirklich und unläugbar Allen mit gleicher Wage zugetheilt hat, und solcher Gestalt, ohne Nachtheil dieser, den Gang und die Ord-

nung der großen Natur auch im Staate aufrecht zu erhalten. Da nun aber schon der verschiedene Werth, welchen der Staat den Personen, wenn auch noch so weise und unparteiisch, nach Maßgabe der von der Natur erhaltenen, oder durch Tugend erworbenen Vorzüge aufprägt, und nothwendig aufprägen muß, jenen allgemein gleichen Rechten gefährlich und nachtheilig werden kann, weil dadurch die ohnehin schon überwiegende Naturschale noch mehr niedersinket: so glaubten sich die Levellers um so mehr berechtigt, alle willkürlichen und erblichen Auszeichnungen der Menschen für Gebrüte der entschiedensten Selbstsucht anszugeben, die von den zerstörendsten Folgen für das Wohl und die Würde des Menschengeschlechtes seyn müßten. Sie meinten, es würde dadurch der Naturordnung schnurstracks entgegen gearbeitet; die Gesetze ihres großen und weisen Urhebers würden über den Haufen geworfen; der Schwächling würde nur allzu oft dem Starken, der Thor dem Weisen, der Bösewicht dem Tugendhaften zum Gebieter gesetzt, und das, was kaum werth gewesen wäre, ein Schuhriemen zu seyn, schlänge sich, von Erbrechts wegen, als Diadem um das Haupt des Staates.

Die ruhige, unparteiische Muse der Geschichte überläßt es der Weltweisheit und deren Tochter, der Staatsklugheit,

können, hatte das Parlament anfangs selbst von den eifrigsten Bekennern der Freiheit und Gleichheit nicht wenig zu fürchten. Schon längst hatte sich, besonders unter den Truppen desselben, eine Anzahl solcher Eiferer zusammen gethan, die sich selbst Republikaner (**Commonwealth'smen**) nannten, von ihren Gegnern aber den Spottnamen der Gleichmacher (**Levellers**) erhielten, um sowohl sie selbst, als ihre für schwärmerisch und unausführbar gehaltenen Grundsätze ohne mühsamen Gegenbeweis, lächerlich zu machen. Erwägt man jedoch diese Grundsätze, so wie sie uns die Geschichte überliefert hat, so verkannten die Levellers wohl nicht den von Gott und Natur schon eingeführten, Jedermann selbst in die Augen springenden Unterschied geistiger sowohl als körperlicher Kräfte und Geschicklichkeiten der Menschen und eine nothwendig daraus entspringende Ordnung, die den Einen über den Andern hinwegsetzt, und Diesen von Jenem abhängig macht. Es schien vielmehr nur, daß sie das große Problem der Staatskunst lösen wollten, bei allen ohne die Allmacht des Schöpfers nie zu hebenden Ungleichheiten der Menschen, dennoch jedem Einzelnen diejenigen Rechte möglichst zu sichern, die das höchste Wesen wirklich und unläugbar Allen mit gleicher Wage zugetheilt hat, und solcher Gestalt, ohne Nachtheil dieser, den Gang und die Ord-

nung der großen Natur auch im Staate aufrecht zu erhalten. Da nun aber schon der verschiedene Werth, welchen der Staat den Personen, wenn auch noch so weise und unparteiisch, nach Maßgabe der von der Natur erhaltenen, oder durch Tugend erworbenen Vorzüge aufprägt, und nothwendig aufprägen muß, jenen allgemein gleichen Rechten gefährlich und nachtheilig werden kann, weil dadurch die ohnehin schon überwiegende Naturschale noch mehr niedersinket: so glaubten sich die Levellers um so mehr berechtigt, alle willkürlichen und erblichen Auszeichnungen der Menschen für Gebrüte der entschiedensten Selbstsucht anszugeben, die von den zerstörendsten Folgen für das Wohl und die Würde des Menschengeschlechtes seyn müßten. Sie meinten, es würde dadurch der Naturordnung schnurstracks entgegen gearbeitet; die Gesetze ihres großen und weisen Urhebers würden über den Haufen geworfen; der Schwächling würde nur allzu oft dem Starken, der Thor dem Weisen, der Bösewicht dem Tugendhaften zum Gebieter gesetzt, und das, was kaum werth gewesen wäre, ein Schuhriemen zu seyn, schlänge sich, von Erbrechts wegen, als Diadem um das Haupt des Staates.

Die ruhige, unparteiische Muse der Geschichte überläßt es der Weltweisheit und deren Tochter, der Staatsklugheit,

über die Wahrheit und Anwendbarkeit solcher Grundsätze zu entscheiden, um ungekränkt und ungehindert von Usurpationen, lediglich durch unbefangene Erzählung dessen, was die Menschen gedacht, gesagt und gehandelt haben, unterrichten zu können. Daß indessen die Levellers nicht Alles gleich gemacht wissen wollten, dessen Gleichmachung der Natur, und einer echten, edeln, nach ihrem großen Vorbilde anordnenden und handelnden Staatskunst widerspricht, dafür scheinen ihre sowohl mündlichen, als schriftlichen Erklärungen zu beweisen, nach welchen die Gesetzgebung keineswegs befugt seyn sollte, die Güterbesitzungen der Staatsbürger gegen einander auszugleichen, das Privat-Eigenthum aufzuheben, oder alle Habe gemeinschaftlich zu machen. — So viel mußten wir sagen, damit die Sache der Levellers bei Niemandem unter ihrem Namen litte.

Schon im Jahre 1647, ehe noch der König aus den Händen der Parlaments-Armee nach der Insel Whigt entflohen war, hatten sich die unter derselben befindlichen Levellers gegen einen nachtheiligen Vergleich mit dem Könige erkläret, welchen, nebst andern Häuptern, der große Heuchler Oliver Cromwell, der den Eifer für die gute allgemeine Sache schändlicher und gefährlicher, als je ein Sterblicher nur immer zu lügen beflissen war, zu Erreichung

selbstsüchtiger Endzwecke zu schließen getrachtet hatte. Damals aber hatte die kühne Entschlossenheit dieses Mannes durch unerwartete und übereilende Gewaltthaten die Partei in Schrecken gesetzt, und zu schweigendem Gehorsam gezwungen. Ob nun gleich der Vertrag nicht zu Stande kam, und Cromwell Ton und Geberde umwandeln mußte, so wußte er dennoch seine That dem Parlamente als glückliche Unterdrückung einer gefährlichen Meuterei vorzustellen, und durch Zustimmung seiner Anhänger sich die höchsten Lobpreisungen desselben dafür zu erheucheln.

Nach den Veränderungen aber, die seit kurzen sowohl in Ansehung des Königs, als des Parlamentes, vorgegangen waren, erhoben die Levellers ihre Häupter von neuen, und erklärten laut ihr Mißfallen sowohl an der oligarchischen Staatsverfassung, als an der ungetheilten Gewalt, welche das Parlament sich angemaßt hatte. Schon unmittelbar nach dem Beschlusse desselben, gegen das Leben des Königs zu verfahren, hatten der berühmte General, Lord Fairfax, und der Officierrath von der Armee dem Hause der Gemeinen eine von verschiedenen Artikeln begleitete Bittschrift für eine neue Staatsgrundverfassung überreichen lassen. Sie hatten verlanget, die oberste Gewalt sollte in den Händen einer Versammlung von vier hundert Stellvertretern

des Volkes seyn. Diese sollten alle zwei Jahre von der Grafschaften, Städten und Flecken nach einem gleichern Verhältniß mit der Anzahl der Wahlmänner, als das bisherige gewählt werden. Alle Eingeborenen und Eingebürgerten Englands, die kein Almosen, oder Dienerlohn empfingen sollten ein Stimmrecht zur Wahl haben. Kein Mitglied eines Staatsrathes, kein Officier besoldeter Truppen zu Haus oder im Felde, kein Cassier oder Einnehmer öffentlicher Gelder sollte, als solcher, fähig seyn, zum Stellvertreter gewählt zu werden. — Diesen Hauptpuncten waren noch einige schickliche Einschränkungen der obersten Gewalt, einige Maßregeln der Vorsicht gegen die Anhänger des Königs, welche zu der ersten und zweiten Stellvertretung mitzustimmen hatten, und endlich auch Vorschläge zur Begründung religiöser Freiheit beigefüget. Die Schrift führte den Titel: „Die Übereinkunft des Volkes," und war gleichen Inhalts mit einer andern Übereinkunft, womit die Levellers schon vordem hervorgetreten waren.

Ähnliche Vorstellungen und Bittschriften vermehrten sich nach der Hinrichtung des Königs. Allein das Parlament, von der Geschichte das lange genannt, verrieth nicht die mindeste Neigung, die gewaltige, so lange gespielte Rolle aufzugeben und aus einander zu gehen, ob dieses gleich nach

Vorschlägen der Armee am letzten April-Tage, 1649, geschehen sollte. Vielmehr fiel es mit dem ganzen Gewichte seines Ansehens über diejenigen her, die es wagten, sein Verfahren zu mißbilligen. Der Partei gebrach es gleichwohl nicht an Muth und Standhaftigkeit. Lilbourn und noch drei Häupter derselben waren wegen einer Flugschrift: „Englands zweite Ketten," eingezogen. Eine Bittschrift, unterzeichnet von zehn tausend Personen, beschwerte sich über den willkürlichen Einfluß von drei oder vier Großen bei der Armee auf die oberste Nationalgewalt, und verlangte, daß die Regierung von ihrem gesetzwidrigen Verfahren gegen die Eingezogenen abstehen sollte. Sie wurde von einer weiblichen Bittschrift gleichen Inhalts begleitet. Lilbourn und seine Gefährten hatten sogar noch in ihrer Gefangenschaft die Kühnheit, eine Erzählung von dem, was zwischen ihnen und dem Staatsrathe vorgegangen war, nebst einem neuen Constitutionsentwurfe, unter dem Titel: „Übereinkunft des freien Volkes von England," drucken zu lassen. Dieser Entwurf zeichnete sich vor allen andern aus, und enthielt Ideen zur Abstellung mancher Mißbräuche, die England noch bis auf den heutigen Tag drücken. Allein alle diese und ähnliche Bewegungen vermochten die Regierung nicht, mildere und billigere Maßregeln zu nehmen. Man verfuhr mit

Einkerkerungen, militärischen Leibes- und sogar Todesstrafen, selbst gegen bloße Bittsteller, als wären sie Aufwiegler. Ein solches, dem Freiheitsgeiste so sehr widerstrebendes Verfahren reizte die Levellers, sich bis auf fünf tausend, größten Theils alte geübte Krieger zu Burford zu versammeln. Diese Vereinigung hätte der Regierung sehr gefährlich werden können, wenn die Mißvergnügten nicht durch Cromwell's Versicherung, daß den Feindseligkeiten gegen sie ein Anstand gegeben werden sollte, sich hätten hintergehen lassen. Denn unvermuthet ließ der wortbrüchige Heuchler mit einer ungleich stärkern Anzahl seiner Truppen sie überfallen und bewirkte dadurch ihre gänzliche Niederlage.

Die schnelle Zerschmetterung einer so muth- und kampfvollen Gegenpartei bekleidete die neue Regierung mit Glanz und Schrecken. Bald fühlte sie sich nun stark genug, den Stürmen, die in Irland tobten, mit Nachdruck Stillschweigen und Gehorsam zu gebieten. Um aber die Größe des Geschäftes, das hier zu vollbringen war, gehörig zu beurtheilen, müssen wir einen Schritt in die Vergangenheit zurück thun, und die bisherige Lage der öffentlichen Angelegenheiten daselbst mit einigen Zügen darstellen.

Die Urbewohner Irlands lebten bis auf sehr neue Zeiten herab als rohe Barbaren, ohne Cultur, ohne eine

Menschheit würdige Staatsverfassung. Entblößt von nützlichen Kenntnissen und Künsten, zersplittert in mehrere einzelne Stamm- und Geschlechtshaufen, wurden sie willkürlich von Oberhäuptern beherrscht, die auf Lebenszeit aus den Vornehmern ihrer Gauen gewählt wurden. Nichts, weder ihre Ländereien, noch Wohnungen, weder ihre Weiber und Kinder, noch selbst ihre Personen, gehörten ihnen eigenthümlich. Mit allen konnte das Oberhaupt nach unumschränktem Belieben schalten; und was es konnte, das that es. Über einem solchen Volke brüteten noch dazu papistischer Aberglaube und Bigotterie mit erstickenden Flügeln.

Die größten Theils durch Englische Privatunternehmer vollbrachte Eroberung Irlands für die Britische Krone mußte daher wohl seinen übelberathenen Einwohnern zu großem Glücke gereichen. Schmälerte gleich die Menge neuer Ansiedelungen den rauhen, bisher so sehr verwahrloseten Boden, so wurde ihnen doch dieser Verlust durch Unterricht im Land- und Hausbau, in Manufacturen und andern Künsten der Gesittung, vornehmlich aber durch eine den Menschenrechten und allgemeinen Ansprüchen auf Wohlseyn gemäßere Staatsverfassung reichlich vergolten. So blind aber war ihre Vorliebe für den alten ehrlosen Zustand, — eine an entadelten Sclaven, leider! so häufige Erscheinung, — so boshaft

ihre Schelsucht über die durch Kunst und Fleiß veredelten Besitzungen der eingewanderten Engländer, so vernunftlos ihr Haß gegen den, unter diesen bald ziemlich allgemein ausgebreiteten Protestantismus, daß sie nicht selten gegen die Britische Oberherrschaft sich zu empören versuchten. Dennoch war dieß im Ganzen kein Hinderniß einer gerechten und edelmüthigen Behandlung nach Englischen Gesetzen, wenn gleich die Statthalter zwischen durch sich einzelne Abweichungen hiervon erlauben mochten. Die Ausübung der Römisch-katholischen Religion wurde nicht nur geduldet, sondern sogar auf mancherlei Weise begünstigt, da die Könige aus dem Hause Stuart den Grundsätzen derselben keinesweges abgeneigt waren.

In den neuesten Zeiten, und als der Kampf zwischen Despotismus und Freiheit unter Karl I. bereits begonnen hatte, stiegen, durch mancherlei Umstände befördert, die Begünstigungen so hoch, daß den Irländern in Ansehung weltlicher und geistlicher Freiheit, und des daraus entspringenden Segens des Wohlstandes, des Friedens und der Sicherheit kaum noch etwas zu wünschen übrig blieb. Handel und Manufacturen blüheten; Staatsauflagen und Beiträge waren dem glücklichen Volke kaum dem Namen nach bekannt; die Natur, unterstützt von der fleißigen Kunst, schmückte

den fruchtbaren Boden mit neuer Schönheit; und den Genuß aller dieser Wohlthaten würzte das Bewußtseyn der Dauer, welche das Gesetz ihm verliehen hatte. Alle Bewohner Irlands die alten sowohl, als die neuen, die Katholiken nicht minder, als die Protestanten, waren gleiche Theilnehmer dieser Vortheile. Gemeinschaftliches Interesse lockte nunmehr zur Eintracht; geselliger Umgang, Heirathen, Verschwägerungen kamen gegen die lange Trennung und Feindseligkeit der Gemüther zu Hülfe. Denn vernichtet waren die alten Gesetze und Vorurtheile, die dergleichen den Engländern um deßwillen untersagten, damit sie nicht von der Irländischen Barbarei angesteckt würden. Alles schien sich in ein einziges, verwandtes, glückliches und zufriedenes Volk zusammen zu schmelzen.

Das wäre es wirklich gewesen und geblieben, hätte nicht unduldsame, ehr-, herrsch- und habsüchtige Pfafferei, diese Nordpest der menschlichen Gesellschaft, den Segen in Fluch verwandelt. Durch sie verleitet, faßten zuerst ein gewisser Roger More, arm an Vermögen, aber aufgeblasen von Hochmuth wegen alter vornehmer Abkunft, und Owen O'Neal, Oberster eines Irländischen Regiments in Spanischen Diensten, den Anschlag, die Engländer, besonders die Protestanten, aus Irland zu vertreiben, und das Reich von

England ganz unabhängig zu machen. Sie theilten ihren Entwurf zuvörderst zwei andern liederlichen Abenteurern, dem Lord Macguire und Sir Phelim O'Real, hierauf aber allen alt Irländischen Oberhäuptern mit, die denselben sogleich annahmen, als sie hörten, daß Owen O'Real funfzehn Tage nach dem Aufstande mit seinem papistischen Regimente zu ihnen stoßen würde. Über dieß versicherte Mores Die papistischen Engländer eines gewissen Bezirkes, der Pfahl (the Pale) genannt, würden mit ihnen seyn; die Irländischen Officiere würden sie mit Arm und Schwert, der Pfahl aber mit Geld unterstützen; der Cardinal Richelieu habe mächtigen Beistand von Frankreich, und der Spanische Gesandte Hülfe von Spanien aus versprochen. Es wurde hierher beschlossen, daß Einige sich des festen Schlosses zu Dublin bemächtigen sollten, indessen die Übrigen die Schlösser und festen Plätze in den Provinzen wegnähmen. Am 22. Oktober, 1641, als dem Tage der Ausführung, war Dublin mit Verschworenen erfüllt. Die Britische Regierung daselbst, welche damals von zwei Personen, Sir William Parsons, und Sir John Borlasse, unter dem Titel: Richter (Lords Justices) versehen wurde, hatte zwar von einem großen Unternehmen, womit die Irländer schwanger gingen, entfernte Winke erhalten, allein, getäuscht durch den

ſchein der echteſten Harmonie zwiſchen Papiſten und Proteſtanten, derſelben nicht geachtet. Ein Irländiſcher Proteſtant, Namens O'Conolly, verrieth endlich das ganze ihm anvertrauete Geheimniß noch ſo eben vor der Ausführung. Die Richter retteten ſich ſogleich auf das Schloß, verſtärkten Beſatzung und Wachen, und ließen Lärm in der Stadt ſchlagen. Zwei von den Rädelsführern, Macguire und Macmahon, wurden ergriffen. Das Geſtändniß eines allgemeinen Aufſtandes und Mordes wurde von dieſen Böſewichtern erpreßt, früh genug zwar, um Dublin noch zu retten, allein zu ſpät, die Ausführung in den übrigen Provinzen zu hemmen. Sir Phelim O'Neal und die übrige hölliſche Bande vollbrachten mit einer barbariſchen Pünctlichkeit die Gräuel, wozu ſie ſich verſchworen hatten. Man bemächtigte ſich der Perſonen, der Wohnungen, der Herden, kurz aller Habe der Engländer. Dann erfolgte ein allgemeines entſetzliches Blutbad. So wenig des Vornehmen, als des Geringen, ſo wenig des Kindes, als des Greiſes, ſo wenig des Weibes, als des Mannes wurde geſchont; über Alles ſchwang die fanatiſche Wuth ihr Mordſchwert. Umſonſt beriefen ſich die unglücklichen Schlachtopfer auf die heiligen Bande der Menſchlichkeit, der Gaſtfreundſchaft, der Blutsvermiſchung; umſonſt auf die holden Pflichten des ge-

selligen Umgangs. Nachbarn, Haus- und Tischgenossen, Freunde, Verwandte versagten nicht nur Schutz und Rettung, sondern erhoben ihre Hände selbst zu den Streichen des Todes. Umsonst flehte der fromme Sohn für seinen dem Tode geweiheten Vater; er selbst wurde in seiner Blüthe geopfert. Umsonst suchte die liebende Mutter für ihre hülflosen Kinder das eiserne Herz des Mörders zu erweichen. Diese wurden vor ihren Augen erst abgeschlachtet, und dann erfuhr sie eben dasselbe Schicksal. Das Weib, wehklagend um den zerstümmelten Gatten, erlitt einen nicht minder schrecklichen Tod, als den, welchen sie bejammerte. — Bei bloßem reinen Morde blieb es nicht. Grausamer Muthwille schuf ihn zu einem Spiel um, das die Fantasie eines Teufels nicht empörender hätte aussinnen können, zu einem Spiele, woran sich selbst Weiber und Kinder theilnehmend ergetzten. Denn Pfaffen stellten die Ermordung der Engländer als das verdienstlichste Werk, als das sicherste Verwahrungsmittel gegen das künftige Fegefeuer dar; Pfaffen ermahnten das Volk mit thränenden Augen, das Land von diesen erklärten Feinden des Christ-katholischen Glaubens zu säubern. Kein Sacrament wollten sie mehr ertheilen, wofern irgend Jemand geschont würde. Auf diese Weise konnten sich die Mörder der Menge ihrer Erschlagenen rüh-

men, und ihren Schritt aus dieſem Leben für den nächſten in's Himmelreich halten. Ein Abt konnte ſagen, er wollte nicht des Himmels Gnade, ſondern nur ſeine Gerechtigkeit für den glücklichen Erfolg der blutigen Unternehmungen ſeiner Glaubensgenoſſen anrufen.

Ungern reget zwar die Geſchichte das Andenken an Gräuel auf, welche das Moos des Alterthumes nunmehr bedecket; ungern peinigt ſie damit fühlende Menſchenherzen in mildern Tagen der Aufklärung und Duldung. Allein ein würdiger und großer Zweck gebeut ihr, dieſen allgemeinen zu flachen Umriß jener Mordſcenen noch mit einigen Pinſelſtrichen zu erheben. Das Ungeheuer, welches ſolche Unthaten in Irland, wie in ſo vielen andern Ländern des Erdbodens gebar, iſt heute noch keinesweges gänzlich vernichtet, ſondern von der Fackel der Vernunft nur in das Dunkel ſeiner Höhle zurückgeſcheucht. Schweigend lauert es daſelbſt ſo lange, bis es ſeinen, jetzt nur etwas behutſamer predigenden Apoſteln gelinget, die heiligen Namen der Aufklärung, der Duldſamkeit, der Freiheit und des Menſchenrechtes bei den Achtloſen, den Schwachſinnigen, den Engbrüſtigen durch Blasphemieen lächerlich oder verhaßt zu machen, damit des himmliſchen Lichtes und Feuers nicht mehr ſo ſorglich gepflegt, und unter dem Schleier der heranſchlei-

chenden Nacht die Menschheit desto bequemer wieder an geistliche und weltliche Tyrannei verrathen werden möge. Daher treibt hier die Geschichte nicht ein Spiel des müssigen Pinsels, sondern ein ernstes Geschäft, die Guten zu warnen, und die Bösen wo möglich zu schrecken.

Einige tausend Engländer und Protestanten wurden in ihren Häusern verbrannt; andere nackend mit Schwertern und Spießen vorwärts in Ströme gestachelt. Manche wurden gefesselt in Grüfte geworfen, um mit Muße daselbst zu sterben; manche mußten verstümmelt an den Heerstraßen unter freiem Himmel verschmachten. Sanft und süß starben diejenigen, die nur gehängt wurden. Dagegen aber wurden auch wieder andere lebendig begraben. Dieses entsetzliche Schicksal traf sogar ein armes kleines Kind, welches, da es zu seiner todten Mutter in's Grab gestoßen wurde, mit klagendem: „Mutter, Mutter, hilf mir!" das Herz seines Mörders nicht zu rühren vermochte. Einige wurden, am ganzen Leibe zerfleischt, an Tuchrahmhaken aufgehänget; Einige mit Stricken um den Hals über Stock und Stein, durch Morast und Pfützen zu Tode geschleift; Einige bei den Armen aufgehänget, und alsdann zerschnitten und zerfetzt, um zu sehen, wie viele Wunden ein Engländer ertragen könnte. Manche wurden lebendig aufgeschnitten, so daß die Einge-

weide auf ihre Füße herabrollten. Alle diese Grausamkeiten wurden an Kindern von jedem Alter verübt, und manche Schwangern erfuhren ein gleiches Schicksal. Kinder zwang man, ihre kranken oder bejahrten Ältern zur Schlachtbank herbei zu schleppen. Manche Ungeheuer trieben die Bosheit so weit, ihren Gefangenen mit der Hoffnung des Lebens zu schmeicheln, wenn sie ihre Hände mit dem Blute ihrer nächsten Verwandten besudeln wollten. So wurden Kinder verleitet, an ihren Ältern, Weiber an ihren Männern, Mütter an ihren Kindern zu Henkern zu werden, und nach vollbrachter Unthat verloren sie dennoch ein Leben, das sie für einen so gräßlichen Preis zu erkaufen gesucht hatten. Kinder wurden in Kesseln gesotten; einige Elende lebendig geschunden; andere zu Tode gesteinigt. Manche dienten, nach ausgestochenen Augen, abgeschnittenen Ohren, Nasen, Wangen und Händen, ihren höllischen Feinden zur Augenweide. Einige wurden bis an den Hals in die Erde gegraben, und so einem langsamen Tode geweihet. Ein protestantischer Geistlicher wurde in einem Fasse, mit eisernen Nägelspitzen ausgeschlagen, zu Tode gerollet. Ältern wurden vor den Augen ihrer Kinder, Kinder vor den Augen ihrer Ältern gebraten. Wenn Einige am Rande des Todes noch ein kurzes Gebet zu wimmern versuchten, so konnten

die Barbaren des Unglücklichen, als eines Furchtsamen, spotten, und sagen: Diese Qualen wären nur ein Vorspiel ihrer baldigen ewigen Pein. Wenn Manche, geschreckt durch den Anblick so entsetzlicher Martern, ein Römisch-katholisches Bekenntniß ablegten, so hieß es: Nun ständen sie in gutem Glauben; um aber ihren Rückfall zu verhüten, sey es gut, sie sogleich abzuwürgen. Die, welche den Mörderfäusten entsprangen, wurden mit Hunden zu Tode gehetzt. Nicht das Schmerzgeschrei der Unglücklichen, nicht die Todesangst ihrer Seelen, nicht die Zuckungen der Verzweiflung vermochten die Wuth der Barbaren zu besänftigen. Der letzte Mordstreich wurde gemeiniglich noch mit der Verwünschung begleitet: „Deine Seele zum Teufel!“ Der Gefahr einer allgemeinen Verpestung zum Trotze, verweigerte man hartnäckig sogar die Beerdigung der zerfleischten Leichname. — Die Zahl der also Gemordeten läßt sich nicht allenthalben genau bestimmen. Allein nach den eigenen Angaben der Rebellen fielen bloß in der Provinz Ulster ein hundert und vier und funfzig tausend Engländer und Protestanten. —

Menschen waren indessen nicht die einzigen Gegenstände dieser schrankenlosen Wuth. Auch die bequemen Wohnungen und prächtigen Gebäude derselben wurden entweder ver-

brannt, oder niedergerissen und der Erde gleich gemacht. Ihr Vieh, obgleich nun die Beute der Mörder, wurde, weil es Ketzern gehört, entweder sogleich getödtet, oder, mit Wunden bedeckt, in Wälder und Einöden gejagt, um langsam daselbst zu verschmachten. Wenn man auch gleich von einigen dieser armen Thiere Gebrauch machte, so schnitt man ihnen doch lebendig die Flechsen entzwei, riß ihnen das Fleisch von den Schenkeln, und unterhielt sie so drei bis vier Tage in ihren Martern.

In den übrigen Provinzen außer Ulster wurde zwar nicht ganz so unmenschlich gewüthet; doch fehlte es auch da nicht an blutigen und grausamen Thaten. Man warf die Engländer aus ihren Häusern und beraubte sie aller ihrer Habe. Ihre Pflanzungen wurden verwüstet, sie selbst aber, nackend ausgezogen, allem Ungemache der rauhesten Witterung überliefert. Der größte Theil der Menge, die diese Behandlung erfuhr, und nicht von Kräften des Alters, des Geschlechtes, oder der Leibesbeschaffenheit außerordentlich empor gehalten wurde, kam vor Hunger und Kälte um. Viele von denen, die Dublin noch erreichten, erkrankten von dem vielen erlittenen Ungemach, und starben, so viel auch auf ihre Rettung verwandt wurde. Andere, von lebhafterem Gefühle, gefoltert von den beständigen Erinnerungen an ihr

die Barbaren des Unglücklichen, als eines Furchtsamen, spotten, und sagen: Diese Qualen wären nur ein Vorspiel ihrer baldigen ewigen Pein. Wenn Manche, geschreckt durch den Anblick so entsetzlicher Martern, ein Römisch-katholisches Bekenntniß ablegten, so hieß es: Nun ständen sie in gutem Glauben; um aber ihren Rückfall zu verhüten, sey es gut, sie sogleich abzuwürgen. Die, welche den Mörderfäusten entsprangen, wurden mit Hunden zu Tode gehetzt. Nicht das Schmerzgeschrei der Unglücklichen, nicht die Todesangst ihrer Seelen, nicht die Zuckungen der Verzweiflung vermochten die Wuth der Barbaren zu besänftigen. Der letzte Mordstreich wurde gemeiniglich noch mit der Verwünschung begleitet: „Deine Seele zum Teufel!“ Der Gefahr einer allgemeinen Verpestung zum Trotze, verweigerte man hartnäckig sogar die Beerdigung der zerfleischten Leichname. — Die Zahl der also Gemordeten läßt sich nicht allenthalben genau bestimmen. Allein nach den eigenen Angaben der Rebellen fielen bloß in der Provinz Ulster ein hundert und vier und funfzig tausend Engländer und Protestanten. —

Menschen waren indessen nicht die einzigen Gegenstände dieser schrankenlosen Wuth. Auch die bequemen Wohnungen und prächtigen Gebäude derselben wurden entweder ver-

braunt, oder niedergerissen und der Erde gleich gemacht. Ihr Vieh, obgleich nun die Beute der Mörder, wurde, weil es Ketzern gehört, entweder sogleich getödtet, oder, mit Wunden bedeckt, in Wälder und Einöden gejagt, um langsam daselbst zu verschmachten. Wenn man auch gleich von einigen dieser armen Thiere Gebrauch machte, so schnitt man ihnen doch lebendig die Flechsen entzwei, riß ihnen das Fleisch von den Schenkeln, und unterhielt sie so drei bis vier Tage in ihren Martern.

In den übrigen Provinzen außer Ulster wurde zwar nicht ganz so unmenschlich gewüthet; doch fehlte es auch da nicht an blutigen und grausamen Thaten. Man warf die Engländer aus ihren Häusern und beraubte sie aller ihrer Habe. Ihre Pflanzungen wurden verwüstet, sie selbst aber, nackend ausgezogen, allem Ungemache der rauhesten Witterung überliefert. Der größte Theil der Menge, die diese Behandlung erfuhr, und nicht von Kräften des Alters, des Geschlechtes, oder der Leibesbeschaffenheit außerordentlich empor gehalten wurde, kam vor Hunger und Kälte um. Viele von denen, die Dublin noch erreichten, erkrankten von dem vielen erlittenen Ungemach, und starben, so viel auch auf ihre Rettung verwandt wurde. Andere, von lebhafterem Gefühle, gefoltert von den beständigen Erinnerungen an ihr

Schicksal, aus einem Zustande des Überflusses zur bittersten Armuth herabgestoßen zu seyn, und noch dazu Ältern, Gatten, Gattinnen und Kinder eingebüßt zu haben, überließen sich der Verzweifelung, schlugen alle Hülfe aus, und verlangten nichts, als den Tod, als das einzige Labsal für das Übermaß so mannigfaltiger Leiden.

Die glückliche Rettung eines Hauptplatzes, wie Dublin, wendete wenigstens den gänzlichen Untergang der Engländer und Protestanten in Irland ab. Seine Mauern boten allen denjenigen einen Zufluchtsort dar, denen es gelang, der Wuth ihrer Verfolger zu entrinnen. Obgleich die damalige Macht der Englischen Regierung in diesem Königreiche sich nicht über drei tausend Mann belief, so wurde doch die Besatzung durch Annahme der muth- und kraftvollsten Flüchtlinge bald bis auf vier tausend Mann vermehrt; und die sonst hin und wieder zerstreuten Corps der Armee, welche von den Rebellen nicht ganz abgeschnitten waren, wurden zur Vertheidigung der Stadt aufgefordert. Ein ansehnlicher Vorrath von Kriegsbedürfnissen, der unter der Statthalterschaft des bekannten, vor kurzen hingerichteten Strafford zu Erreichung tyrannischer Absichten der Krone daselbst zusammen gebracht war, diente jetzt, die Schutzmittel der Freiheit und der protestantischen Sache in Irland zu

vermehren. Geld war zwar sehr wenig im königlichen Schatze vorräthig; allein auf Vorstellung der Staatsbeamten versah das Volk bald das Schloß so weit mit Lebensmitteln, daß sie zum Unterhalte der Armee auf mehrere Monate hinreichten. Sir Charles Coote, ein eifriger Protestant, und Sir Francis Willoughby, ein alter erfahrner Krieger, wurden zu Befehlshabern, jener der Stadt und dieser des Schlosses zu Dublin bestellt. Sechs hundert Mann wurden zur Unterstützung der von den Rebellen belagerten wichtigen Festung Droghede zwar abgesendet; allein durch Verrätherei der papistischen Engländer von dem Pfahle, die zwar heimlich der Rebellion wohl wünschten, aber sich doch noch nicht öffentlich erklärt hatten, von den Rebellen plötzlich überfallen, und, als neu angeworbene noch ungeübte Krieger, gänzlich niedergemacht. Dieser Sieg verschaffte den Rebellen nicht nur mehr Waffen, sondern auch Ansehen. Ihre Anzahl wuchs so fürchterlich an, daß die Richter bald alle Gedanken an einen angreifenden Kampf fahren lassen, und bloß auf die Vertheidigung der Hauptstadt bedacht seyn mußten.

Sobald die ersten Nachrichten von diesem Aufstande England erreichten, säumte das dasige Parlament nicht, dienliche Beschlüsse zu fassen, damit die Flamme sich nicht weiter verbreiten, und besonders nicht auch England ergreifen

Schriftsteller von großem Gewicht und Ansehen haben
die Wahrheit des rebellischen Vorgebens; so wie die
heit dieser Urkunde, zur Ehrenrettung des Königs zu
feln gesucht; allein es hat auch nicht an Schriftstel-
von großem Gewicht und Ansehen gefehlt, welche die
länglichkeit ihrer Gründe sehr einleuchtend dargethan ha-
Wenn man den Charakter dieses Königs, wenn man
bei so vielen andern Gelegenheiten sichtbares Streben
Despotie, und vollends sein nachmaliges Betragen in
cht auf die Irländischen Angelegenheiten erwägt, so kann
ihn wohl wenigstens nicht freisprechen, gesetzt, man
auch nicht im Stande, die empörende Anklage vollgül-
zu beweisen. Es läßt sich leicht ermessen, daß ein von
setzlichen Gräueln begleiteter Aufruhr, angeblich unter
Autorität des Königs, mit Einwilligung und Beitritt
ganzen Corps der Papisten unternommen, die Gemüther
Protestanten um so mehr mit Grausen und Abscheu er-
mußte, je empfänglicher sie hiezu durch das Betragen
Secte von Alters her waren. Das Ansehen und die
ht des Parlaments mußte ihnen als die einzige sichere
hwehr gegen die Schrecknisse papistischer Complotte und
altthaten erscheinen. Sie mußten der Meinung seyn,
eine der Hofpartei dem Ansehen nach so günstige Rebel-

möchte. Auch der König, der sich gerade in Schottland befand, gab sich ein gegenwirkendes Ansehen, indem er die Schottländer veranlaßte, ein kleines Corps zur Unterstützung ihrer eigenen Colonie in Ulster abzusenden, und eine Commission anzuordnen, welche mit dem Englischen Parlament über die Bedingungen einer gemeinschaftlichen Kriegsführung gegen die Rebellen unterhandeln sollte. Allein die Bemühungen des Königs hatten keinen Erfolg, weil die öffentlichen Erklärungen der Rebellen einen sehr nachtheiligen Verdacht gegen ihn erweckten. Sie nannten sich nämlich selbst die Armee der Königinn, und gaben vor, wie sie ihren geheimen Anhang sowohl in England, als Schottland hätten, daß sie die Waffen in keiner andern Absicht ergriffen, als um die von einem puritanischen Parlament angetasteten Gerechtsame der Krone, mit Genehmigung des Königs und der Königinn, zu verfechten. Sie zeigten sogar eine Vollmacht unter dem großen Siegel von Schottland vor, Kraft welcher ihnen aufgetragen war, sich nicht nur der festen Plätze des Königreiches, sondern auch des Vermögens und der Personen der Englischen Protestanten zum Besten des Königs zu bemächtigen, damit, wie die Vollmacht sich ausdrückte, die protestantische Partei nicht eben so heftig in Irland, als in England, gegen ihn verfahren möchte.

Schriftſteller von großem Gewicht und Anſehen haben zwar die Wahrheit des rebelliſchen Vorgebens, ſo wie die Echtheit dieſer Urkunde, zur Ehrenrettung des Königs zu bezweifeln geſucht; allein es hat auch nicht an Schriftſtellern von großem Gewicht und Anſehen gefehlt, welche die Unzulänglichkeit ihrer Gründe ſehr einleuchtend dargethan haben. Wenn man den Charakter dieſes Königs, wenn man ein bei ſo vielen andern Gelegenheiten ſichtbares Streben nach Deſpotie, und vollends ſein nachmaliges Betragen in Rückſicht auf die Irländiſchen Angelegenheiten erwägt, ſo kann man ihn wohl wenigſtens nicht freiſprechen, geſetzt, man wäre auch nicht im Stande, die empörende Anklage vollgültig zu beweiſen. Es läßt ſich leicht ermeſſen, daß ein von so entſetzlichen Gräueln begleiteter Aufruhr, angeblich unter der Autorität des Königs, mit Einwilligung und Beitritt des ganzen Corps der Papiſten unternommen, die Gemüther der Proteſtanten um ſo mehr mit Grauſen und Abſcheu erfüllen mußte, je empfänglicher ſie hiezu durch das Betragen dieſer Secte von Alters her waren. Das Anſehen und die Macht des Parlaments mußte ihnen als die einzige ſichere Schutzwehr gegen die Schreckniſſe papiſtiſcher Complotte und Gewaltthaten erſcheinen. Sie mußten der Meinung ſeyn, daß eine der Hofpartei dem Anſehen nach ſo günſtige Rebel-

möchte. Auch der König, der sich gerade in Schottland befand, gab sich ein gegenwirkendes Ansehen, indem er die Schottländer veranlaßte, ein kleines Corps zur Unterstützung ihrer eigenen Colonie in Ulster abzusenden, und eine Commission anzuordnen, welche mit dem Englischen Parlament über die Bedingungen einer gemeinschaftlichen Kriegsführung gegen die Rebellen unterhandeln sollte. Allein die Bemühungen des Königs hatten keinen Erfolg, weil die öffentlichen Erklärungen der Rebellen einen sehr nachtheiligen Verdacht gegen ihn erweckten. Sie nannten sich nämlich selbst die Armee der Königinn, und gaben vor, wie sie ihren großen Anhang sowohl in England, als Schottland hätten, daß sie die Waffen in keiner andern Absicht ergriffen, als um die von einem puritanischen Parlament angetasteten Gerechtsame der Krone, mit Genehmigung des Königs und der Königinn, zu verfechten. Sie zeigten sogar eine Vollmacht unter dem großen Siegel von Schottland vor, Kraft welcher ihnen aufgetragen war, sich nicht nur der festen Plätze des Königreiches, sondern auch des Vermögens und der Personen der Englischen Protestanten zum Besten des Königs zu bemächtigen, damit, wie die Vollmacht sich ausdrückte, die protestantische Partei nicht eben so heftig in Irland, als in England, gegen ihn verfahren möchte.

Schriftſteller von großem Gewicht und Anſehen haben zwar die Wahrheit des rebelliſchen Vorgebens, ſo wie die Echtheit dieſer Urkunde, zur Ehrenrettung des Königs zu bezweifeln geſucht; allein es hat auch nicht an Schriftſtellern von großem Gewicht und Anſehen gefehlt, welche die Unzulänglichkeit ihrer Gründe ſehr einleuchtend dargethan haben. Wenn man den Charakter dieſes Königs, wenn man ihn bei ſo vielen andern Gelegenheiten ſichtbares Streben nach Deſpotie, und vollends ſein nachmaliges Betragen in Rückſicht auf die Irländiſchen Angelegenheiten erwägt, ſo kann man ihn wohl wenigſtens nicht freiſprechen, geſetzt, man wäre auch nicht im Stande, die empörende Anklage vollgültig zu beweiſen. Es läßt ſich leicht ermeſſen, daß ein von den entſetzlichen Gräueln begleiteter Aufruhr, angeblich unter der Autorität des Königs, mit Einwilligung und Beitritt des ganzen Corps der Papiſten unternommen, die Gemüther der Proteſtanten um ſo mehr mit Grauſen und Abſcheu erfüllen mußte, je empfänglicher ſie hiezu durch das Betragen dieſer Secte von Alters her waren. Das Anſehen und die Macht des Parlaments mußte ihnen als die einzige ſichere Schutzwehr gegen die Schreckniſſe papiſtiſcher Complotte und Gewaltthaten erſcheinen. Sie mußten der Meinung ſeyn, daß eine der Hofpartei dem Anſehen nach ſo günſtige Rebel-

möchte. Auch der König, der sich gerade in Schottlan
befand, gab sich ein gegenwirkendes Ansehen, indem er d
Schottländer veranlaßte, ein kleines Corps zur Unterstützu
ihrer eigenen Colonie in Ulster abzusenden, und eine Co
mission anzuordnen, welche mit dem Englischen Parlamen
über die Bedingungen einer gemeinschaftlichen Kriegsführu
gegen die Rebellen unterhandeln sollte. Allein die Bem
hungen des Königs hatten keinen Erfolg, weil die öffent
chen Erklärungen der Rebellen einen sehr nachtheiligen V
dacht gegen ihn erweckten. Sie nannten sich nämlich sel
die Armee der Königinn, und gaben vor, wie sie ihren g
ßen Anhang sowohl in England, als Schottland hätten, m
sie die Waffen in keiner andern Absicht ergriffen, als u
die von einem puritanischen Parlament angetasteten Gerec
same der Krone, mit Genehmigung des Königs und d
Königinn, zu verfechten. Sie zeigten sogar eine Vollmac
unter dem großen Siegel von Schottland vor, Kraft welch
ihnen aufgetragen war, sich nicht nur der festen Plätze d
Königreiches, sondern auch des Vermögens und der Pe
sonen der Englischen Protestanten zum Besten des Köni
zu bemächtigen, damit, wie die Vollmacht sich ausdrückt
die protestantische Partei nicht eben so heftig in Irland, al
in England, gegen ihn verfahren möchte.

Schriftsteller von großem Gewicht und Ansehen haben zwar die Wahrheit des rebellischen Vorgebens, so wie die Echtheit dieser Urkunde, zur Ehrenrettung des Königs zu bezweifeln gesucht; allein es hat auch nicht an Schriftstellern von großem Gewicht und Ansehen gefehlt, welche die Unzulänglichkeit ihrer Gründe sehr einleuchtend dargethan haben. Wenn man den Charakter dieses Königs, wenn man ihn bei so vielen andern Gelegenheiten sichtbares Streben nach Despotie, und vollends sein nachmaliges Betragen in Rücksicht auf die Irländischen Angelegenheiten erwägt, so kann man ihn wohl wenigstens nicht freisprechen, gesetzt, man wäre auch nicht im Stande, die empörende Anklage vollgültig zu beweisen. Es läßt sich leicht ermessen, daß ein von so entsetzlichen Gräueln begleiteter Aufruhr, angeblich unter der Autorität des Königs, mit Einwilligung und Beitritt des ganzen Corps der Papisten unternommen, die Gemüther der Protestanten um so mehr mit Grausen und Abscheu erfüllen mußte, je empfänglicher sie hiezu durch das Betragen dieser Secte von Alters her waren. Das Ansehen und die Macht des Parlaments mußte ihnen als die einzige sichere Schutzwehr gegen die Schrecknisse papistischer Complotte und Gewaltthaten erscheinen. Sie mußten der Meinung seyn, daß eine der Hofpartei dem Ansehen nach so günstige Rebel-

lion unmöglich durch eben diese Partei unterdrückt werden könne, und daß daher das Parlament die einzige Macht im Staate sey, welcher die Sache der Religion und Freiheit mit Sicherheit anvertrauet werden dürfe. Bei einer solchen Stimmung des Publicums mußte es dem Parlament auch gelingen, eine Äußerung des Königs, wie er die Sorge für Irland dem Englischen Parlament überlasse, sogleich als eine unumschränkte Vollmacht zur alleinigen Kriegsführung anzusehen, und so auf Ein Mal der Krone denjenigen Theil der vollziehenden Gewalt zu entziehen, vor welchem man unter diesen Umständen die allgemeinste Furcht hägte. Karl, so sehr er auch wohl wußte, was man ihm nahm, hielt es dennoch nicht für rathsam, sich offenbar zu widersetzen, um nicht den Verdacht zu rechtfertigen, den die unvorsichtigen und voreiligen Offenbarungen der Rebellen gegen ihn aufgeregt hatten.

So sehr auch dieser Eingriff des Parlaments in die Gerechtsame der Krone die protestantische Religion und die Freiheit gegen noch härtere Einbußen in England und Schottland sicher stellen mochte, so wenig gewannen selbige doch hierdurch für's erste in Irland gegen die fanatische Wuth ihrer Verfolger. Gesetzt auch, Karl war nicht der Anstifter dieser Empörung, so ließ sie sich dennoch zu seinen

Absichten allzu gut nützen, um nicht gar bald ihr geheimer Gönner zu werden. Was für herzhafte und viel versprechende Beschlüsse daher das Parlament auch auf die immer schauderhafter heranströmenden Nachrichten faßte, so wußten der König und seine Anhänger die Ausführung derselben doch größten Theils entweder zu verzögern oder zu vereiteln. So hätte, um nur Einiges hierüber anzuführen, sehr leicht und mit geringen Kosten ein Heer von zehn tausend Schottländern nach Irland gesandt werden können. Die Schottländer hatten diese Hülfe selbst angeboten; das Haus der Gemeinen in England hatte selbige anzunehmen beschlossen; und es kam nur noch darauf an, den Handel hierüber völlig abzuschließen. Allein der König, der diese Rebellion zum Werkzeuge seiner tyrannischen Absichten gegen die religiöse und bürgerliche Freiheit des ganzen Staates zu machen gedachte, drang sehr ernstlich darauf, daß wenigstens eine gleiche Anzahl Truppen auch von England aus hinüber geschickt würde, unter dem sonderbaren Vorwande, daß die Schottländer sich des Königreiches bemächtigen würden, sobald sie die Eingeborenen unterjocht hätten. Diesen Vorwand geltend zu machen, wußte er im Oberhause, besonders durch die geistlichen Herren, die Mehrheit der Stimmen auf seine Seite zu bringen. Nichts konnte das Haus der

Gemeinen mehr in Verlegenheit stürzen, als eine solche Widersetzung. Denn entweder mußte das protestantische Interesse in Irland aufgeopfert werden, und das Haus der Gemeinen in die übele Nachrede gerathen, daß es selbst den Beistand verhindert hätte, oder es geriethen, wenn man dem Vorschlage des Königs nachgab, Religion und Freiheit in Gefahr, indem man eine große Kriegesmacht errichtete, welche fast unvermeidlich unter den Befehlen und der Anführung ausgemachter Creaturen der Krone gestanden haben würde, von deren religiösen und bürgerlichen Grundsätzen fast noch mehr, als von den Gesinnungen der Papisten zu fürchten war. Denn schon seit dem ersten Anfange der Rebellion war der bekannte nachmalige Marquis von Ormond, ein Zögling der höfisch gesinnten Strafford und Lauds, dessen ganze politische Weisheit und Tugend in den engen Bezirke persönlicher Ergebenheit gegen den König sich einschränkte, und welcher noch dazu mit vielen Häuptern der Rebellion in enger Verbindung stand, zum Befehlshaber aller Truppen in Irland bestimmt. Bei so drohenden Gefahren mußten die Gemeinen, um größern Nachtheil abzuwenden, lieber ihre Popularität auf das Spiel setzen, und ungeachtet des Geschreies und der boshaften Ausstreuungen der Hofpartei, nicht allein das Anerbieten des Königs, zehn

tausend Mann Freiwillige für Irland anzuwerben, mißbilligen, sondern auch, als die Trommeln geschlagen und Soldaten eingeschrieben wurden, das Vorhaben wirklich dadurch hemmen, daß sie den Obersten Hill und andere Officiere dafür in Verhaft nahmen, daß sie in einer so wichtigen Sache ohne Wissen und Willen des Parlamentes zu Werke gegangen wären. Das große Ansehen, welches ihnen bereits ihre von Gemeingeist beseelten Maßregeln erworben hatten, und die Stimmung des Zeitalters schützten sie vor dem öffentlichen Unwillen. Ihre Partei war glücklich genug, dem Volke richtige Vorstellungen hierüber beizubringen, so daß eine Petition der Bürger von London ausdrücklich erklärte: Wie die halsstarrigkeit der Lords die Gemeinen außer Stand setze, Irland mit mehr, als 20,000 Pfund Sterling, die nebst zwei der drei Regimentern Fußvolk und einigen andern Kriegsbedürfnissen gleich anfangs abgesendet waren, zu Hülfe zu kommen. Endlich erlangte man denn doch von dem Oberhause die Einwilligung, daß wenigstens 2500 Schottländer einstweilen und bis der Vertrag mit Schottland wegen der zehn tausend Mann zu Stande gebracht werden könnte, nach Irland übergehen sollten. Allein der König suchte auch die Ausführung dieses Beschlusses zu verzögern. Denn gegen einer Bedingungen des Vertrages, daß den Schottländern Car-

rickfergus, der beträchtlichste Seehafen in Nord-Irland, eingeräumet werden sollte, stellte er den scheinbaren Einwand auf, daß man dadurch bloßen Hülfstruppen zu viel anvertrauete. Allein die Gemeinen, welche die Festungen für weit sicherer in den Händen der Schotten, als einer dem Könige ergebenen Armee hielten, achteten nicht darauf, und schritten dennoch zum Abschlusse des Vertrages. Der König, gedrängt sowohl von den Gemeinen, als den Schotten, die sich mit Recht für gekränkt ausgeben konnten, wenn er auf seine eigenen Unterthanen und Landsleute nicht wenigstens eben so viel Vertrauen, als das Parlament von England, setzen wollte, mußte endlich, wiewohl unwillig, nachgeben, um nicht einen allgemeinen Unmuth wegen verzögerter Hülfe für Irland gegen sich zu erwecken.

Unter so mannigfaltigen Hindernissen, welche die immer zunehmenden Mißhelligkeiten zwischen Hof und Parlament einer Hülfsleistung von gehöriger Kraft und Wirksamkeit entgegen setzten, mußte nothwendig die Rebellion immer weiter gedeihen, und besonders dadurch furchtbar werden, daß alle Irländischen Papisten sich in einen Körper vereinigen und organisiren konnten. Die meisten festen Plätze von Nord-Irland geriethen in ihre Gewalt. Sie konnten Drogheda, eine wegen der Nachbarschaft von Dublin wichtige Festung

belagern, und ſobald nur dieſe erobert wäre, die Hauptſtadt mit einem gleichen Schickſale bedrohen. Die Richter, auf ein bloß vertheidigendes Verfahren eingeſchränkt, ſuchten zwar durch Glimpf und Beſänftigung der Gemüther dem drohenden Unheil entgegen zu arbeiten. Gleich anfangs, ehe die Nachrichten von den allzu großen Gräuelthaten England erreicht hatten, waren ſie vom daſigen Parlament im Namen des Königs bevollmächtigt worden, allen denjenigen Verzeihung anzubieten, welche innerhalb einer gewiſſen beſtimmten Zeit zurückkehren würden. Dieß geſchah; allein es half nichts. Sie ſuchten die Römiſch-katholiſchen Engländer von dem Pfahle nicht nur durch ſüße Worte des Zutrauens, ſondern auch dadurch zu gewinnen, daß ſie ihnen Waffen anvertraueten, daß ſie den Vornehmern unter ihnen Stellen und Geſchäfte auftrugen, und ihnen Vollmacht ertheilten, den Frieden zu handhaben und das Kriegesgeſetz zu vollziehen. Allein auch dieß gelang nur ſo lange, als bis dieſe Verräther, längſt ſchon Mitverſchworene, die bequemſte Zeit erſahen, ſich öffentlich mit den übrigen Rebellen zu vereinigen. Alle Verſuche der Richter, ſie wieder zurückzubringen, waren vergebens.

Dieſe Vereinigung erhob den Aufruhr vollends auf

die höchste Stufe eines glücklichen Fortganges. Von allen Seiten her erscholl nun einerlei Stimme. Man habe, hieß es, die Religion, man habe die Gerechtsame des Königs, man habe die Irländische Freiheit, ja selbst Gut, Blut und Leben gegen die Gewaltthätigkeiten eines puritanischen Parlamentes zu vertheidigen. Unter diesem Vorwande erlaubte sich nun das zahlreiche völlig organisirte Corps der Rebellen durch ganz Irland fortgesetzte Plünderungen, Verbannungen und Ermordungen der protestantischen Engländer, so grausam und blutig, als nur immer im Anfange.

Da sie immer ihre persönliche Treue gegen den König im Munde führten, und nur gegen die übrigen Theile der Staatsgewalt Beschwerde vorwendeten, so übersandten die Richter, um die Majestät gegen den Vorwurf der Beförderung einer solchen Büberei zu decken und, nach ihrem Ausdrucke, die unwissende Menge vor der Verführung zur Theilnahme an der Rebellion unter einem solchen Vorwande zu bewahren, einen Entwurf zu einem Ausrufe, den der König öffentlich ergehen lassen möchte. Zwanzig Exemplare davon, meinten sie, müßten nothwendig von dem Könige eigenhändig unterschrieben, und bedruckt mit seinem geheimen Siegel, umher vertheilt werden. Keine andere Autorität würde hin-

reichen, die Rebellen zu überzeugen, daß die Urkunde von ihm herkomme. Das Schreiben, worin es dem Könige so nahe gelegt wurde, sein Mißfallen über das Benehmen der Empörer zu erklären, war an den damaligen Lord-Lieutenant von Irland, Grafen von Leicester, gerichtet, und konnte daher kein Geheimniß bleiben. Dieser Umstand, wozu auch noch der kam, daß das Haus der Gemeinen um eben dieselbe Zeit erklärte, wie es ein großes Hinderniß der Hülfe für Irland sey, daß die Irländer nicht längst durch öffentlichen Ausruf für Rebellen erklärt worden wären, nöthigte endlich den König, mit einer solchen herauszurücken, worin sie Verräther und Rebellen genannt wurden. Zugleich aber erging auch an den königlichen Buchdrucker ein ausdrücklicher Befehl, nicht mehr, als vierzig Exemplare davon abzuziehen und bis auf weitere Verfügung nicht ein einziges auszugeben. — Die Rebellen in Irland gaben den Worten dieses Ausrufs gar wenig Glauben, indem sie behaupteten, der Ausruf sey entweder ganz erdichtet, oder doch dem Könige auf irgend eine Art abgedrungen worden. Sie vereinigten sich daher nur immer fester zu einem einzigen großen und mächtigen Körper unter dem Namen der Römisch-Katholischen Verbündeten von Irland, und verhießen sich mittelst eines feierlichen Bundeseides, die öffentliche und freie

Ausübung der papistischen Religion gegen Jedermann, der sich dagegen auflehnen würde, zu vertheidigen und aufrecht zu erhalten, dem Könige, seinen Erben und Nachfolgern treu, hold und gewärtig zu seyn, dieselben mit ihrem Vermögen, Leib und Leben gegen alle diejenigen zu vertreten, welche gegen ihre königlichen Personen, Güter, Ehren und Würden etwas unternehmen, und sich mittel- oder unmittelbarer Weise bemühen würden, ihre königlichen Gerechtsame zu schmälern und zu unterdrücken.

Ob nun gleich von England aus nicht mit dem gehörigen Nachdrucke gegen die Rebellen verfahren werden konnte; obgleich die nach Irland gesendeten Schottischen Truppen ihre Rolle nicht zum besten spielten, und, anstatt die Rebellen zu bekämpfen, sich lieber mit Plünderungen beschäftigten; obgleich Zwiespalt und Mißtrauen zwischen den Richtern und dem Grafen von Ormond, als Oberbefehlshaber der Englischen Truppen, den kriegerischen Ausführungen der Engländer manches Hinderniß in den Weg legten: so wäre der Gang ihrer Angelegenheiten gegen die Rebellen doch noch glücklich genug gewesen, indem sie mehrere einzelne Siege und Vortheile über sie erfochten, wäre nicht endlich Owen O'Neal nach einer langen Seefahrt von Dünkirchen rund um das nördliche Schottland in der Grafschaft

Donnegal mit einer Anzahl alter kriegserfahrener Officiere, mit seinem eigenen Regiment Soldaten, und einem großen Vorrathe von Waffen und Kriegsbedürfnissen gelandet. Ihm war bald eine noch ansehnlichere Verstärkung an kriegserfahrener Mannschaft, an Waffen und andern Kriegsbedürfnissen auf vierzehn beladenen Schiffen unter Anführung der Obersten Preston, Cullen, Synnot, Plunket und Bourk gefolgt, indem der Cardinal Richelieu bei dieser Gelegenheit alle Irländischen Truppen aus Französischen Diensten entlassen hatte. Diese ansehnlichen Unterstützungen, welchen der Eingang in die Irländischen Häfen besser hätte versperrt werden sollen, belebten den Muth und die Kräfte der Rebellen von neuen. — Auch nach der Landung thaten die Schotten nichts von dem, was sie gekonnt hätten, um die Bildung regelmäßiger Heere zu verhindern.

Kraft eines Synodal-Beschlusses der Geistlichkeit vom Mai 1642, kam eine allgemeine Versammlung der Priester- und Laienschaft im October desselben Jahres zu Kilkenny zusammen, und organisirte ihre Rechts- und Staats-Angelegenheiten auf folgende Weise. Für jede Grafschaft wurde eine Rathsversammlung angeordnet, bestehend aus Abgeordneten der Barone, oder wo dergleichen nicht waren, aus Personen, gewählt von der ganzen Grafschaft. Von dem

Rathe der Grafschaft konnte man an einen Provinzialrath, bestehend aus zwei Abgeordneten von jeder Grafschaft, und von diesen wieder an einen obersten Rath appelliren, der aus vier und zwanzig Personen bestand, die alljährlich von der General-Versammlung gewählt werden sollten. Sowohl alle bürgerlichen Obrigkeiten, als auch die Generale und deren nachgesetzte Officiere waren diesem Rathe unterworfen, welcher, außer den Ansprüchen auf Ländereien, alle Sachen anhören und aburtheln, auch Alles verfügen durfte, was das Beste der Verbindung betraf. Nur die General-Versammlung konnte seine Beschlüsse aufheben.

Was die Kriegsangelegenheiten betraf, so wurden Owen O'Neale in Ulster, Preston in Leinster, Garret Barry in Munster, und John Bourk in Connaught zu Generalen der daselbst stehenden Armeen bestellt. Um alle Gefahren eines Zwiespaltes zu vermeiden, wurde verordnet, daß aller Unterschied und Contrast zwischen Alt- und Neu-Irländern aufgehoben, und jedes Mitglied des Bundes sich durch einen neuen Eid demselben verpflichten sollte. Dieser enthielt Treue und Gehorsam gegen den König; Vertheidigung der Gerechtsame, der Macht und der Privilegien des Parlaments von Irland und der Grundgesetze des Königreiches; Erhaltung des freien Römisch-katholischen Gottesdienstes

durch das ganze Land, so wie auch des Lebens, der Freiheiten, der Güter und Gerechtsame aller derjenigen, welche diesen Eid geleistet hätten; Gehorsam gegen die Befehle des obersten Rathes, und endlich ein Angelöbniß, ohne Einwilligung des Rathes in keinerlei Sache Verzeihung oder Schutz zu suchen, und ohne Zustimmung der General-Versammlung keinen Frieden zu schließen. Es wurden Artikel entworfen, welche darauf bestanden, daß die Römisch-katholische Religion eben so frei und öffentlich, mit eben dem Glanz und Pompe, als vor der Reformation, ausgeübt werden sollte. Alle Einschränkungs- und Strafgesetze gegen die Anhänger des Pabstthums sollten von dem Parlamente widerrufen werden; die Klerisei sollte ihre verschiedenen Gerichtsbarkeiten und Befreiungen im ganzen Umfange, wie vor der Reformation, nebst allen Kirchen, Pfründen und Nutzungen, so wie die protestantische Geistlichkeit sich derselben vor der Rebellion erfreut hätte, wieder erhalten. Auf diese Artikel, welche die ganze Reformation vernichteten, und die protestantische Religion gleichsam ganz ausrotteten, sollten die Verbündeten Kraft ihres Eides so lange halten, bis unter Bestätigung des Parlamentes ein dauerhafter Friede zu Stande gebracht seyn würde. Die Könige von Frankreich und Spanien, der Pabst und der Deutsche Kaiser wurden um fernere Hülfslei-

stungen ersucht; und an den König und die Königinn von England erging eine Bittschrift um Bestimmung eines Ortes, wo sie mit Sicherheit ihre Beschwerden darlegen, und Seine Majestät ohne Zwang um Abstellung derselben angehen könnten.

Ungeachtet es den Rebellen durch die Unthätigkeit der Schotten, die in der That dem Königreiche zu einer ganz unnützen und dennoch sehr drückenden Last wurden, durch allerlei Irrungen zwischen den Gliedern der Englischen Regierung und des Parlamentes in Irland, die durch die Ränke der höfisch Gesinnten, besonders des seit kurzen zum Marquis erhobenen Grafen von Ormond veranlaßt worden, und endlich durch das Unvermögen des Englischen Parlamentes, welches wegen des herannahenden und wirklich bald ausbrechenden Bürgerkrieges gegen den König und seine Anhänger genug für Religion und Freiheit in England zu kämpfen hatte, ungeachtet es ihnen durch solche und ähnliche Umstände gelang, sich in eine so gute Verfassung zu setzen, so verrichteten sie dennoch eben keine Heldenthaten gegen die sehr mäßige Macht der Engländer in Irland, und wurden vielmehr zum öftern sowohl aus dem Felde, als auch aus den eingenommenen Festungen heraus geschlagen. Da aber die Verlängerung des Krieges, da die Verwüs-

gen, welche das ganze Land sowohl von der Wuth der Rebellen, als von der Kriegspolitik der Engländer erfahren hatte, und endlich die sparsame Zufuhr von England beide Theile in großen Mangel an Lebensbedürfnissen versetzten, so glaubten der König und seine Partei, diese Lage der Dinge, als die bequemste zur Erreichung ihrer Absichten, benutzen zu müssen. Auf Anstiften des geschäftigen Ormond mußte eine beträchtliche Anzahl der vornehmsten Officiere von den Englischen Truppen in einer unterthänig kriechenden Vorstellung sich über ihr Ungemach, ihren Mangel und die geringe Unterstützung beklagen, welche von dem Englischen Parlamente zu erwarten wäre, damit der König nur Gelegenheit bekam, die wackern Leute gnädigst zu bedauern, die Schuld ihrer Drangsale auf seine rebellischen Unterthanen in England zu schieben, und ihnen die stattlichsten Verheissungen auf den Fall zu thun, da er von diesen nicht mehr verhindert würde, das volle Maß seiner Dankbarkeit und Gnade über das Verdienst auszuschütten. Auch die erwähnte Bittschrift der Rebellen-Versammlung zu Kilkenny fand gnädigen Eingang bei Hofe. Der Marquis von Ormond, an der Spitze mehrerer bequemen Commissarien, erhielt im Januar, 1643, unter dem großen Siegel von England den Auftrag, mit den Häuptern der Rebellen, welche die Bittschrift

unterzeichnet hatten, zusammen zu treten, ihre Anträge schriftlich anzunehmen, und selbige an den König nach Oxford zu übersenden. Auch den Richtern wurde durch ein Schreiben vom Hofe aus angesonnen, diesen Commissarien beizustehen, ob dieselben gleich schon bei Übersendung der Bittschrift sehr nachdrücklich zu erkennen gegeben hatten, wie nachtheilig es dem Interesse des Königs und der Protestanten seyn würde, ihnen zu willfahren. Dem Inhalte des Auftrages gemäß ließen die Commissarien ein Aufforderungsschreiben an den obersten Rath zu Kilkenny ergehen, worauf jedoch zuerst eine sehr hohe und wegwerfende Antwort erfolgte. Allein die Geschmeidigkeit der königlichen Commissarien, und einige Schritte der Herablassung von Seiten der Rebellen brachten dennoch im März eine Zusammenkunft zu Trim zu Stande. Hier wurde den Commissarien eine Schrift überreicht, welche die Beschwerden der Rebellen, ihre Anforderungen, und auf den Fall der Gewährung ein Anerbieten enthielt, dem Könige mit zehn tausend Mann unter einem erfahrnen Anführer zur Vertheidigung seiner königlichen Gerechtsame zu Hülfe zu kommen. Mit Ausnahme einiger vermeinten Bedrückungen, welche aber gerechte Folgen der Rebellion waren, und einiger wirklichen Beschwerden, die aber Protestanten sowohl, als Katholiken, gemeinschaftlich

angingen, und bisher nur wegen des schändlichen Betragens der letzten nicht hatten abgestellt werden können, war die ganze Bittschrift nichts, als ein langes und ekelhaftes Gewebe offenbarer Unwahrheiten.

Ungeachtet der hohen Anforderungen der Rebellen, ungeachtet der kräftigen Gegenvorstellungen der Richter sowohl, als aller derjenigen Mitglieder der Regierung, welche der Sache der protestantischen Religion und Freiheit wohl wollen, ungeachtet es um dieselbe nichts weniger, als schlecht stand, wußte die geschäftige und schlaue Hofkunst Ormond's dennoch einen Waffenstillstand zu Stande zu bringen. Die Rebellen wurden beredet, für jetzt noch nicht so strenge auf die Erfüllung aller ihrer Ansprüche zu bestehen, sondern sich nur erst durch den Waffenstillstand der Last der Schottischen Armee entladen zu lassen, hierauf aber sowohl mit ihrer Macht, als mit den, dem Interesse des Königs ergebenen protestantischen Truppen, in Irland die Übermacht des Parlaments in England zu Boden drücken zu helfen, und solcher Gestalt den König in den Stand zu setzen, ihnen alle ihre Anforderungen ohne irgend eine nachdrückliche Einrede zu bewilligen. Diejenigen, welche sich gegen diese Verhandlung erklärt hatten, wurden unter allerlei Vorwänden ihrer Stellen entlassen und außer Thätigkeit gesetzt; und der

unterzeichnet hatten, zusammen zu treten, ihre Anträge schrift-
lich anzunehmen, und selbige an den König nach Oxford zu
übersenden. Auch den Richtern wurde durch ein Schreiben
vom Hofe aus angesonnen, diesen Commissarien beizustehen,
ob dieselben gleich schon bei Übersendung der Bittschrift
sehr nachdrücklich zu erkennen gegeben hatten, wie nachthei-
lig es dem Interesse des Königs und der Protestanten sein
würde, ihnen zu willfahren. Dem Inhalte des Auftrags
gemäß ließen die Commissarien ein Aufforderungsschreiben
an den obersten Rath zu Kilkenny ergehen, worauf jedoch
zuerst eine sehr hohe und wegwerfende Antwort erfolgte.
Allein die Geschmeidigkeit der königlichen Commissarien, und
einige Schritte der Herablassung von Seiten der Rebellen
brachten dennoch im März eine Zusammenkunft zu Trim zu
Stande. Hier wurde den Commissarien eine Schrift über-
reicht, welche die Beschwerden der Rebellen, ihre Anforde-
rungen, und auf den Fall der Gewährung ein Anerbieten
enthielt, dem Könige mit zehn tausend Mann unter einem
erfahrnen Anführer zur Vertheidigung seiner königlichen Ge-
rechtsame zu Hülfe zu kommen. Mit Ausnahme einiger
vermeinten Bedrückungen, welche aber gerechte Folgen der
Rebellion waren, und einiger wirklichen Beschwerden, die
aber Protestanten sowohl, als Katholiken, gemeinschaftlich

gingen, und bisher nur wegen des schändlichen Betragens
r letzten nicht hatten abgestellt werden können, war die
ze Bittschrift nichts, als ein langes und ekelhaftes Ge-
he offenbarer Unwahrheiten.

Ungeachtet der hohen Anforderungen der Rebellen, un-
chtet der kräftigen Gegenvorstellungen der Richter sowohl,
aller derjenigen Mitglieder der Regierung, welche der
che der protestantischen Religion und Freiheit wohl woll-
, ungeachtet es um dieselbe nichts weniger, als schlecht
nd, wußte die geschäftige und schlaue Hofkunst Ormond's
noch einen Waffenstillstand zu Stande zu bringen. Die
bellen wurden beredet, für jetzt noch nicht so strenge auf
Erfüllung aller ihrer Ansprüche zu bestehen, sondern sich
r erst durch den Waffenstillstand der Last der Schottischen
mee entladen zu lassen, hierauf aber sowohl mit ihrer
acht, als mit den, dem Interesse des Königs ergebenen
otestantischen Truppen, in Irland die Übermacht des Par-
ments in England zu Boden drücken zu helfen, und sol-
er Gestalt den König in den Stand zu setzen, ihnen alle
re Anforderungen ohne irgend eine nachdrückliche Einrede
bewilligen. Diejenigen, welche sich gegen diese Verhand-
ung erklärt hatten, wurden unter allerlei Vorwänden ihrer
tellen entlassen und außer Thätigkeit gesetzt; und der

Waffenstillstand wurde, für den Preis von 38,000 Pfund zur Kriegsführung gegen die Protestanten in England, unterm 7. September 1643, zu Sigginstowē richtig durch Ormond abgeschlossen.

Auf diese Weise gelang es den Irländischen Rebellen, ohne erfochtene Siege im Felde, die Wohnungen, die Ländereien und den ganzen Raub von den ermordeten oder vertriebenen Protestanten in ungestrafter Freiheit zu behalten, in sicherer Ruhe über ihren Planen zur Erstrebung der Oberherrschaft zu brüten, und neue Kräfte sowohl zu Hause zu sammeln, als eben dieselben durch engere Verbindungen mit Auswärtigen zu vermehren. Ihre tapfern Gegenkämpfer gewannen nichts, als die Muße, sich von den Wunden heilen zu lassen, welche ihnen ihre Siege gekostet hatten; und alle die kühnen Unternehmer, welche im Vertrauen auf eine von dem Könige bestätigte Parlaments-Acte gleich anfangs die Rebellion gewagt hatten, große Summen zu diesem Krieg herzuschießen, um aus den verwirkten Gütern der Rebellen mit ansehnlichem Gewinne dereinst entschädigt zu werden, sahen alle ihre glänzenden Hoffnungen verschwinden. Die bittere Empfindungen aber auch dieser so unbefugter Weise geschlossene verderbliche Vergleich bei allen Protestanten im Britischen Reiche, außer etwa denjenigen, welche dem Ir-

tereſſe der Krone anhingen, erweckte, ſo laut und nachdrücklich ſich auch das Parlament von England, mit vollkommenſtem Beifalle der Gerechtigkeit und Menſchenliebe, in Rückſicht auf die ſo himmelſchreiend gemißhandelten Proteſtanten, dagegen erklärte: ſo mußte doch alles dieſes, vor der Hand, wegen des in England jetzt in vollen Flammen lodernden Bürgerkrieges, ohne Wirkſamkeit bleiben.

So viel die papiſtiſchen Rebellen auch durch den Waffenſtillſtand gewannen, ſo waren ſie dennoch die Erſten, die denſelben faſt in allen Stücken verletzten, ſobald der König, zur Unterſtützung ſeines Krieges gegen das Engliſche Parlament, den größten Theil der proteſtantiſchen Macht zurückgezogen hatte. Sie fielen die Schlöſſer und feſten Plätze in den Händen der Proteſtanten, ſie fielen ihre Wohnungen und Herden feindſelig an; ſie erpreßten große Summen von ihnen, nur für die Erlaubniß des Durchzuges durch ihre Reviere; ſie verboten öffentlich allen ihren Anhängern, den Proteſtanten Bedürfniſſe irgend einer Art zu verkaufen; ja, ſie leiſteten auch nichts von den verſprochenen Zahlungen zur Unterſtützung der Armee des Königs. Hätten nicht die Schotten, die ſich den unwürdigen Waffenſtillſtand nicht gefallen ließen, nebſt einigen wenigen Engländern, die ſich nachher zu ihnen geſellten, noch feſten Fuß im Lande behal-

ten, so wäre das ganze Königreich ein Raub der papistischen Pfaffenpartei geworden.

Der König und seine Anhänger, vor allen der Marquis von Ormond, der unmittelbar nach dem geschlossenen Waffenstillstande zum Lord-Lieutenant von Irland beeidigt wurde, waren weit entfernt, das treulose Betragen der Rebellen gebührend zu ahnden. Schmeichelworte und Wohlthaten, selbst auf Kosten der Protestanten, wurden vielmehr an sie verschwendet, um sie ruhig zu erhalten. Ja, Ormond ging in seinem Eifer noch weiter, als der verwegenste Höfling: er suchte den schändlichen Waffenstillstand, wo möglich, in einen noch schändlichern Frieden zu verwandeln.

In dem Vertrage wegen des Waffenstillstandes war den Rebellen nachgelassen worden, ihre Beschwerden dem Könige vorzulegen. Unter dem Vorwande, dieses zu thun, wurden Unterhändler an den Hof nach Oxford gesendet, um vielmehr einen Frieden zu Stande zu bringen. Allein die ersten Vorschläge dazu wurden selbst von des Königs Räthen so ausschweifend befunden, daß sie zurück genommen werden mußten. Andere, die an ihre Stelle traten, hießen zwar so gemäßigt, daß die Irländer gar nicht als freie Unterthanen bestehen könnten, wenn sie nicht angenommen würden; allein auch diese waren noch immer so hoch gespannt, daß sie, wie

die ersten, hätten zurückgewiesen werden müssen, obgleich auf den Fall ihrer Annahme dem Könige zehn tausend Mann Hülfstruppen zur Unterdrückung der Macht des Englischen Parlamentes, und bei allen fernern Gelegenheiten des Bedürfnisses Aufopferungen von Gut und Blut verheissen wurden.

Gleichwohl hätten vielleicht die Rebellen, und mit ihnen der Hof, ihre Absichten erreicht, wenn nicht folgender Umstand unübersteigliche Schwierigkeiten vorgewälzt hätte. Auf die Nachricht von dem, was zu Oxford im Werke war, that sich eine große Anzahl Irländischer Protestanten zusammen, und sendete, ungeachtet des Verbotes der Regierung gleichfalls Bevollmächtigte nach Oxford, um das protestantische Interesse in dieser gefährlichen Crise wahrzunehmen. Diese begegneten dergestalt jeder Anforderung der Papisten, setzten Alles, was Gerechtigkeit und Staatsklugheit in dieser Sache verlangten, in ein solches Licht, und bewiesen dabei so viel Einsichten und Standhaftigkeit, daß, so wenig auch von Seiten des Königs und seiner Räthe an harten Worten und Sophistereien gegen sie gespart wurde, der Hof sich dennoch nicht unterstand, bei so lauten und gründlichen Einreden, auch nur eine einzige der papistischen Forderungen zu bewilligen. Ein Ausschuß des Dubliner Staatsrathes,

bestimmt, über die Irländischen Angelegenheiten sein Gutachten zu ertheilen, und absichtlich von der Regierung erwählt, um durch geschmeidige Nachgibigkeit das Friedensgeschäft zu befördern, erfüllte nicht, was man sich von ihm versprochen hatte, sondern vermehrte noch so weit das Gewicht der protestantischen Gründe, daß keiner von des Königs Ministern auch nur den Versuch wagte, dieselben zu heben.

Da indessen dem Könige allzu viel daran lag, mit den Rebellen zu einem für ihn gedeihlichen Schlusse zu kommen, so that er ihnen auf Anrathen seiner Englischen Minister andere gefällige Anerbietungen, die sich nicht sowohl auf die gegenwärtige Lage der Sachen, als vielmehr auf die vor dem Ausbruche der Rebellion zur Sprache gekommenen Beschwerden der Irländer bezogen. Allein obgleich auch durch diese die Vortheile und die Sicherheit der Protestanten den Papisten fast ganz aufgeopfert wurden, so befriedigten doch dieselben bei weiten nicht die Erwartungen, welche die gegenwärtige Stimmung des Hofes in den Gemüthern der letzten erweckt hatte. Vergebens verschwendete der König Versicherungen, wie er ja unter den gegenwärtigen Umständen nicht mehr thun könnte, vergebens Vorstellungen seiner und ihrer eigenen Gefahr, wenn sie sich

für jetzt nicht an seinen Bewilligungen begnügten, vergebens süße Worte und glänzende Verheissungen auf bequemere Zeiten der Zukunft. Alles, was er dadurch erlangte, war, daß die papistischen Abgeordneten einsahen und bekannten, wie der König für jetzt wohl nicht weiter gehen könnte, und daß sie sich für die Annahme seiner Anerbietungen bei ihren Glaubensgenossen zu verwenden versprachen.

Da die Räthe des Königs, aus Furcht vor dem öffentlichen Unwillen, es nicht wagen durften, zu einem allzu nachtheiligen und schimpflichen Frieden offenbar mitzuwirken, so wurde die fernere Leitung dieses Geschäftes demjenigen übertragen, der aus Charakter und Interesse fähig war, für die Königsgewalt auch das Äußerste zu wagen. Dieser war der Marquis von Ormond. Ihm trug der König auf, den Waffenstillstand mit den Rebellen noch auf ein anderes Jahr zu erneuern; ihm gab er Vollmacht unter dem großen Siegel von England, einen solchen Frieden, eine solche Vereinigung zu vermitteln, daß der König durch Irlands Beihülfe in den Stand gesetzt werden möchte, alle seine Widersacher, sowohl in England, als Schottland, zu Boden zu schlagen. Ormond ließ es zwar hierauf an seinem Eifer nicht fehlen, und eröffnete zu Dublin Friedensunterhandlungen. Allein die Unnachgibigkeit der Schottländer, die,

vereinigt mit mehrern zu ihnen übergetretenen Officieren und Soldaten von den Englischen Regimentern, den Krieg ungeachtet des Waffenstillstandes lebhaft gegen die Rebellen fortsetzten; der Abfall einiger Anhänger des Hofes, nämlich des Lords Inchiquin, Vice-Präsidenten von Munster, und des Lords Esmond, Befehlshaber der Feste Duncannon, die sich wegen fehlgeschlagener Erwartungen für das Englische Parlament erklärten; die Hartnäckigkeit der Rebellen, die auf ihren ersten übertriebenen Anforderungen bestanden; und endlich die Bedenklichkeiten des Irländischen Staatsrathes, in Ormond's rasche Schritte zu willigen, mußten unstreitig die Vollendung des Geschäftes verzögern. Der König, ungeduldig über diesen Verzug, schritt zu einer sehr sonderbaren Privatunterhandlung mit den Rebellen, und bediente sich hierzu des Lords Herbert, eines sehr eifrigen Papisten, der mit verschiedenen Häuptern dieser Partei in Irland verschwägert war. Versehen mit sehr ausgedehnten Vollmachten unter des Königs Cabinets-Siegel, welches mit dem großen Staatssiegel für gleichgeltend erklärt wurde, und begleitet von Empfehlungen an den Marquis von Ormond, ihm in seinem Geschäfte beförderlich zu seyn, kam Lord Herbert im Julius, 1645, nach Irland, und am 25. August dieses Jahres kam in der That ein geheimer Vertrag zwischen dem

Könige und den Rebellen von folgendem Inhalte zu Stande. Die Katholiken sollten öffentlich ihren Gottesdienst ausüben, und alle seit dem 23. October, 1641, in Besitz genommenen Kirchen behalten dürfen; sie sollten aller wichtigen Ämter, Ehren und Würden, Beförderungen und Erhebungen in Irland fähig seyn; sie sollten durch eine Parlaments-Acte von allen Geld- und Leibesstrafen aller vorhin gegen sie ergangenen Strafgesetze befreiet werden; sie sollten nicht ferner der Gerichtsbarkeit der protestantischen Geistlichkeit unterworfen seyn, vielmehr sollte ihre eigene Clerisei Alles, was sie an Zehnten, Pfarr- und Kirchengütern an sich gebracht hätte, behalten, und ihre Gerichtsbarkeit ohne Einrede ausüben. Dagegen aber sollten auch die Papisten gehalten seyn, ein Heer von zehn tausend Mann unter Anführung des Lords Herbert nach England zu senden, welches unter Officieren, die von der General-Versammlung der verbündeten Papisten zu ernennen wären, als ein eigener ungetrennter Körper daselbst zusammen gehalten werden, und dem Könige dienen sollte. — So verschwenderisch auch der König in seinen dem Lord Herbert ertheilten Vollmachten und Anweisungen mit Betheuerungen auf Königs- und Christenwort gewesen war, so trauten die Rebellen, die unstreitig ihren Mann kannten, seiner Redlichkeit dennoch so wenig, daß ihnen sein

Bevollmächtigter noch durch einen besondern Eid versprechen mußte, für die pünctlichste Erfüllung des Vertrages mit zu sorgen, widrigen Falls aber das ihm anvertrauete Heer zu keinerlei Dienst des Königs anzuführen. Ja, sie faßten sogar am 28. August den Beschluß: Daß ihre beschworene Vereinigung in jeder Rücksicht fest und unveränderlich so lange bestehen sollte, bis, ungeachtet des kundgemachten Friedens, jeder Punct des Vertrages auch von dem Parlamente genehmigt worden wäre.

Der Marquis von Ormond, der nicht ermangelt hatte, zur Vollendung dieses Geschäftes das Seinige mitzuwirken, fuhr nachher noch fort, thätig zu seyn. Auf seinen Betrieb wurde bald zu Dublin eine Erneuerung und Erweiterung dieses ehrlosen Vertrages verhandelt. Hiernach sollte es in des Königs Belieben stehen, den Verbündeten in Religionssachen noch mehr zu bewilligen, Falls sie noch ein Mehreres zu verlangen für gut fänden; und kein einziger Artikel des vorigen Vertrages sollte der Ausdehnung der königlichen Bewilligungen Schranken setzen. Auch dieses neue Geschäft war fast bis zum völligen Schlusse gediehen, als ein unvermutheter Vorfall das Ganze vor der Zeit bekannt machte und vereitelte. In einem fruchtlosen Anfalle, den die Rebellen im October, 1643, auf die Stadt Sligo thaten, fiel ihr Anführ-

rer, der Erzbiſchof von Tuam. Unter ſeinem Geräthe, welches den Siegern in die Hände fiel, fand ſich eine Abſchrift jenes Vertrages, die ſogleich an das Engliſche Parlament geſendet wurde. Nach dieſer Offenbarung fanden es der Lordlieutenant und der Staatsrath für unumgänglich nothwendig, zur Ehrenrettung des Königs etwas, wenn auch gleich nur ein bloßes Gaukelſpiel aufzuführen. Lord Digby, ein Anhänger des Königs, der ſo eben nach ſeiner bei Sherborne erlittenen Niederlage nach Irland gekommen war, trat vor dem Staatsrathe auf, ſchimpfte gewaltig auf den heimlichen Vertrag, verſicherte, daß der König nicht für ſeine Krone, ja ſelbſt nicht für ſein, ſeiner Gemahlinn und ſeiner Kinder Leben fähig ſeyn würde, den Rebellen auch nur das Mindeſte von alle dem zu bewilligen, was ſeiner Königswürde und ſeiner Religion ſo nachtheilig wäre, und beſchuldigte daher den Lord Herbert des Hochverraths. Lord Herbert wurde demnach zwar ſogleich in engen Verhaft gebracht, der aber ſchon am folgenden Tage erweitert wurde. Kurze Zeit darauf fand man Vorwand, ihn gegen Bürgſchaft ganz los zu laſſen.

Zu dieſen Künſten, Cabalen des Hofes, wodurch der Irländiſche Unfug ſo lange unterhalten, genährt und geſtärkt wurde, geſellten ſich auch noch die Bemühungen des Römi-

schen Stuhls. Wie hätten auch diese, bei so herrlichen Aussichten zum Triumphe des Pabstthumes in Irland, ausbleiben können? Johann Baptista Rinnucini, Erzbischof von Fermo, versehen mit der Vorschrift, die Irländer, wo nicht ganz unter die vorige Römische Zinsbarkeit zurückzubringen, doch wenigstens in geistlichen Sachen von der päbstlichen Gewalt abhängig zu machen, langte bald nach dem Abschlusse des geheimen Friedensvertrages in der Eigenschaft eines päbstlichen Nuntius in Irland an, um den Verbündeten Beistand zu leisten. Diese kamen ihm gleich bei seinem ersten Eintritte in die oberste Rathsversammlung mit der schmeichelhaften Versicherung entgegen, daß sie in Religionssachen ohne seinen Rath und Beitritt nichts vornehmen wollten.

Rinnucini vereinigte in sich alle der damaligen Priesterschaft eigenthümlichen Untugenden im äußersten Grade. Er war ein frömmelnder, eitler, abergläubischer, heftiger Mann, ein Mann von grenzenlosem Ehrgeize, der sich mit allen den Leidenschaften hinreissen ließ, die geistlicher Hochmuth in der Fülle seiner ganzen Kraft nur immer zu erzeugen vermag. Er hatte sich als das von Gott ausersehene Werkzeug der Bekehrung der Einwohner Groß-Britanniens zum katholischen Glauben zum voraus angekündigt. Die

Ankündigung, und die Meinung von seinen Fähigkeiten hatten den Pabst bestimmt, ihn in dieser wichtigen Angelegenheit zu brauchen.

Rinnucini, ungeachtet ihn die oberste Rathsversammlung zu Kilkenny mit solcher Ergebenheit aufgenommen, ungeachtet Lord Herbert, ja selbst der König ihn schon vor seiner Ankunft durch Briefe auf das schmeichelhafteste begrüßt hatten, verursachte dennoch bald allen Parteien viel böse Händel. Ihm, dessen Absichten in Verbreitung des Pabstthumes weit über Irland hinaus reichten, stand von Allem, was bisher verhandelt worden war, wenig oder gar nichts an; und alle politischen Gründe, warum es für jetzt noch nicht rathsam sey, die papistischen Ansprüche weiter zu treiben und vor aller Welt zu offenbaren, vermochten nichts über den frömmelnden Dünkling. Gleichwohl war die katholische Laienschaft, ungeachtet der anfänglichen unterwürfigen Erklärung, nicht gesonnen, die Vortheile fahren zu lassen, die ihr die bisherigen Bewilligungen des Königs versprachen, und solcher Gestalt durch fortgesetzten Hader und Zwiespalt sowohl ihre, als des Königs Sache zu Grunde zu richten. Er aber, nachdem er die katholischen Bischöfe in seiner Wohnung versammelt und auf seine Seite gebracht hatte, trug bei der General-Versammlung sehr eifrig dar-

auf an, dem mit dem Lord Herbert abgeschlossenen Frieden zu entsagen, und dagegen auf einem andern zu bestehen, der das Interesse aller Papisten in allen Britischen Reichen umfaßte. Ein solcher war schon vorher auf Betrieb der Königinn zu Rom zwischen dem Pabst und Sir Kenelm Digby entworfen worden, und der Pabst war damit so wohl zufrieden gewesen, daß er auf den Fall der Annahme sogleich hundert tausend Kronen herzugeben, und dieses Geschenk alljährlich so lange fortzusetzen versprochen hatte, als der Krieg dauern würde. Von diesem Entwurfe war dem Nuntius bald nach seiner Ankunft in Irland eine Abschrift von Rom aus mit der Vollmacht zugefertigt worden, daran zu ändern, hinweg zu nehmen, oder hinzu zu thun, was er für zuträglich erachten würde.

Vier Tage lang hatte schon zwischen dem Nuntius und der General-Versammlung zu Kilkenny die Debatte über diesen Gegenstand gedauert, als Lord Herbert, voll ungeduldigen Verlangens nach der zugesagten Hülfe, derselben dadurch ein Ende machte, daß er eine Urkunde von sich stellte, worin er nicht nur die von dem Pabste und der Königinn beliebten Artikel genehmigte, sondern es auch über sich nahm, die Bestätigung des Königs auszuwirken. Nun kam zwischen dem Nuntius und den Abgeordneten der Ge-

ieral-Versammlung eine Übereinkunft zu Stande, wonach er Waffenstillstand noch drei Monate fortdauern sollte, um ndessen die Ankunft des Original-Vertrages von Rom aus u erwarten, welcher alsdann von dem Nuntius und dem ord Herbert zu vollziehen wäre. Da indessen dieser vorehmlich die Religion anging, so sollte dieser Umstand die Verbündeten nicht abhalten, mit dem Lord-Lieutenant unteressen über weltliche Gegenstände zu unterhandeln; nur sollen sie nicht zu einem gänzlichen Abschlusse und zu einer Bekanntmachung vorschreiten, auch an der bürgerlichen Regierungsform nichts verändern, viel weniger etwas verhandeln, as der Übereinkunft zwischen dem Nuntius und dem Lord erbert Eintrag thäte.

Da man nun solcher Gestalt mit dem Nuntius fertig ar, so wurden Commissarien ernannt, um mit Ormond um Schlusse zu kommen; und dieser, wiewohl mit jedem Umstande der geheimen Unterhandlung bekannt, war dennoch hrvergessen genug, die letzte Hand an das so lange unter er Arbeit gewesene Werk zu legen. Ein schändlicher Vertrag kam am 28. März, 1646, zu Stande, wonach die Rebellen zwischen dem nächstfolgenden ersten April und ersten Mai zehn tausend Mann Fußvolk, wohlgerüstet und mit allem Nothwendigen versehen, nach England oder Wales über-

auf an, dem mit dem Lord Herbert abgeschlossenen Frie-
den zu entsagen, und dagegen auf einem andern zu bestehen
der das Interesse aller Papisten in allen Britischen Reich-
umfaßte. Ein solcher war schon vorher auf Betrieb d-
Königinn zu Rom zwischen dem Pabst und Sir Kenel-
Digby entworfen worden, und der Pabst war damit
wohl zufrieden gewesen, daß er auf den Fall der Annah-
sogleich hundert tausend Kronen herzugeben, und dieses
schenk alljährlich so lange fortzusetzen versprochen hatte,
der Krieg dauern würde. Von diesem Entwurfe war
Nuntius bald nach seiner Ankunft in Irland eine Abs-
von Rom aus mit der Vollmacht zugefertigt worden, dar-
zu ändern, hinweg zu nehmen, oder hinzu zu thun, was
für zuträglich erachten würde.

Vier Tage lang hatte schon zwischen dem Nuntius und
der General-Versammlung zu Kilkenny die Debatte über
diesen Gegenstand gedauert, als Lord Herbert, voll ung-
duldigen Verlangens nach der zugesagten Hülfe, derselben
dadurch ein Ende machte, daß er eine Urkunde von sich
stellte, worin er nicht nur die von dem Pabste und der Kö-
niginn beliebten Artikel genehmigte, sondern es auch über
sich nahm, die Bestätigung des Königs auszuwirken. Nun
kam zwischen dem Nuntius und den Abgeordneten der Ge-

hl-Versammlung eine Übereinkunft zu Stande, wonach Waffenstillstand noch drei Monate fortdauern sollte, um ssen die Ankunft des Original-Vertrages von Rom aus erwarten, welcher alsdann von dem Nuntius und dem Herbert zu vollziehen wäre. Da indessen dieser vornlich die Religion anging, so sollte dieser Umstand die bündeten nicht abhalten, mit dem Lord-Lieutenant unter-n über weltliche Gegenstände zu unterhandeln; nur soll- sie nicht zu einem gänzlichen Abschlusse und zu einer anntmachung vorschreiten, auch an der bürgerlichen Regie-gsform nichts verändern, viel weniger etwas verhandeln, der Übereinkunft zwischen dem Nuntius und dem Lord erbert Eintrag thäte.

Da man nun solcher Gestalt mit dem Nuntius fertig ar, so wurden Commissarien ernannt, um mit Ormond m Schlusse zu kommen; und dieser, wiewohl mit jedem mstande der geheimen Unterhandlung bekannt, war dennoch rvergessen genug, die letzte Hand an das so lange unter r Arbeit gewesene Werk zu legen. Ein schändlicher Ver-ag kam am 28. März, 1646, zu Stande, wonach die Re-llen zwischen dem nächstfolgenden ersten April und ersten at zehn tausend Mann Fußvolk, wohlgerüstet und mit allem othwendigen versehen, nach England oder Wales über-

zusetzen gehalten waren. Allein auch aus diesem Vertrag der auf Kosten alles dessen, was Ehre und Pflicht heißt, e kauft worden war, zog der in Schuld und Unglück versu kene König keinen Vortheil. Die Händel des Nuntius, u das schlaue Betragen der Rebellen hatten ihn so lange v zögert, daß seine Sache in England in die schlimmste S gerathen, und ihm kaum das Andenken einer Armee übe geblieben war. Diesen Umstand benutzten die Rebellen, i Verheissungen nicht zu erfüllen. Sie wüßten ja nicht, b es, an welcher Stelle der Englischen Küste sie landen s ten; sie wären von keiner hinlänglich vorhandenen Reit zu ihrer Unterstützung versichert; und wüßten überha nicht, in welcher Lage die Angelegenheiten des Königs s befänden. Außerdem wäre es dem Könige weit zuträglich ihm wenigstens Ein Königreich frei und sicher zu stell als unter Mühseligkeiten und Gefahren in England s ihn zu kämpfen.

Zu einem nothwendigen Vorspiele der Vereinigung b derseitiger Kräfte hatte man den obersten Rath der Re len dahin vermocht, die mit Ormond abgeschlossenen p tischen Friedensartikel besonders kund machen zu lassen. D Nuntius aber hatte sich längst erkläret: Er würde nicht g geben, daß der politische Friede ohne den Religionsfrie

weßfalls die Ankunft der Original-Urkunde aus Rom erst abzuwarten wäre, viel weniger, daß der Religionsfriede ohne die unverzügliche freie und öffentliche Religionsübung bekannt gemacht würde. Jetzt wiederholte er förmlich seinen von zwei Titular-Erzbischöfen und sechs Bischöfen mit unterzeichneten Widerspruch; und da er bei dem obersten Rathe nicht die gehörige Unterwürfigkeit fand, so griff der stolze und hitzige Prälat, unterstützt von seiner Priesterpartei, zu den geistlichen Waffen, zu Bannstrahlen und Interdicten, gegen alle diejenigen, die zu dem Frieden mitgewirkt hatten und demselben anhingen. Diese konnten bei einem elenden Volke, das, wie die Irländer, so tief in einem allen Muth, alle Kraft, alle Selbstständigkeit erstickenden Aberglauben versunken war, ihre Wirkung nicht verfehlen. Bald erhob sich ein allgemeines Geschrei durch das ganze Königreich gegen einen Frieden, der, wie es hieß, die Religion hintansetzte. Der von Ormond zur Kundmachung ausgesendete Herold konnte weder zu Waterford, von wannen die hierarchische Donnerwolke ausgezogen war, noch anderwärts unter Papisten sein Geschäft verrichten, wenn er nicht sein Leben verlieren wollte. Die Mitglieder des Raths zu Kilkenny wagten es nicht, hiergegen etwas zu unternehmen, wie gern sie es auch gethan hätten; vielmehr wandten sie sich mit nach-

gibiger Botschaft nach Waterford zu Beilegung der Ir
rungen. Allein man empfing sie daselbst in sehr hoher
Tone und mit ausschweifenden Anforderungen. Owe
O'Neil und Preston, deren Vortheile bei dem Frieden
vertrage, ihrer Meinung nach, nicht hinreichend bedacht, u
welche daher von der neuen geistlichen Conföderation in
Interesse gezogen waren, sollten zur Sicherheit derselben,
ner General der Reiterei, und dieser General-Major u
Feldherr der Truppen werden.

Dem Marquis von Ormond ging es beinahe n
schlimmer, als seinem Herolde. Einige Zeit nach dem
geschlossenen Frieden hatte er sich von Dublin aus nach
kenny begeben, um die Unterwerfung der Rebellen anzun
men, und sich mit ihnen über die Vereinigung beiderseit
Macht gegen den gemeinschaftlichen Feind zu besprechen.
er von da weiter und nach Cashel gehen wollte, um dasel
die Gemüther des Volkes dem Frieden und sich selbst
neigt zu machen, benachrichtigte ihn der Mayor unweit
Stadt, daß Owen O'Neil dieselbe mit augenscheinli
Untergange bedrohete, wofern sie ihn aufnähmen, indem
selbe schon mit seinem ganzen Heere heranrückte.
wohl hatte Ormond nicht lange vorher diesen Mann
seinen Vetter Daniel O'Neil auf das freundlichste

schickt, und ihn durch die schmeichelhaftesten Versprechungen von dem Nuntius ab und auf die königliche Seite zu ziehen gesucht. Indem Ormond sich noch bedachte, ob er weiter gehen, oder lieber unverrichteter Sachen nach Dublin zurückkehren sollte, kam ihm eine neue Nachricht durch den Grafen von Castlehaven zu, daß er unstreitig von Dublin abgeschnitten werden, und in O'Neil's oder Preston's Hände fallen würde, wofern er nicht augenblicklich zurückkehrte, und Dublin noch vor ihnen zu erreichen suchte. Jetzt säumte er nicht länger, und erreichte glücklich Dublin ohne einen weitern Verlust, als den seines Reisegeräthes zu Kilkenny, und den seiner Ehre, daß er sich von den Rebellen so grob und öffentlich hatte hintergehen lassen.

Zwar hatte er seinen Reisebegleiter, den Lord Digby, zu Kilkenny zurückgelassen, um das gestörte Geschäft fortzusetzen und zu vollenden, und dieser sparte nichts, selbst nicht die entehrendsten Verheissungen, um die widerspänstige Geistlichkeit und den Nuntius zu gewinnen. Allein diesem ging Alles allzu sehr nach Wunsche, als daß er sich hätte überwinden können, irgend einem Vorschlage Gehör zu geben. Owen O'Neil, der um diese Zeit Roscria erobert, und nach Gewohnheit Mann, Weib und Kind mit der Schärfe des Schwertes geschlagen hatte, näherte sich bald der Stadt

Kilkenny, und nöthigte das Schloß derselben zur Übergabe an die neue Conföderation. Am 18. September konnte der Nuntius in stattlicher und zahlreicher Begleitung seinen feierlichen Einzug dort halten. Die Geistlichkeit riß nun die Zügel der ganzen Regierung an sich, nahm die meisten Mitglieder des vorherigen obersten Rathes, sammt allen denjenigen in Verhaft, welche einigen Eifer für den Frieden gezeigt hatten, und errichtete einen neuen Rath, dem vorigen gleich an Macht und Ansehen, der aus vier Bischöfen und acht Laien bestand, und wovon der Nuntius Präsident war. Der eifrigste Freund des Königs, Lord Herbert, der sich mit Leib und Seele dem Nuntius ergeben hatte, wurde an die Stelle des Lords Muskerry zum General von Munster bestellt, mit der Anwartschaft auf die Lord-Lieutenants-Stelle, wenn der Marquis von Ormond aus Dublin vertrieben werden sollte. Denn dieß war das Letzte, womit die neue Zusammenrottung das Werk ihrer Empörung zu krönen strebte.

Ormond, unvermögend, eine Belagerung auszuhalten, nahm in dieser Bedrängniß seine Zuflucht zu dem Englischen Parlamente. Das Parlament, dem nichts erwünschter kommen konnte, als diese Gelegenheit, seine Macht, ohne großen Aufwand von Blut und Geld, auch über Irland

auszubreiten, zögerte nicht, eine Unterstützung und zugleich fünf Commissarien überzusenden, die mit dem Lord-Lieutenant wegen Übergabe des Schwertes und der Besatzungen unterhandeln sollten. Allein kaum war die bloße Nachricht hiervon erschollen, als ein allgemeiner Schrecken die Rebellen befiel. Der bereits bis Lucan vorgedrungene Owen O'Neil entfernte sich; der Nuntius und sein neuer Rath, die gleichfalls ihren Zug schon nach Dublin gerichtet hatten, machten sich eiligst nach Kilkenny zurück; und Preston ließ sich von dem Marquis von Clanrickard durch Verheissungen bewegen, den Frieden anzunehmen, dem Könige hinfort gehorsam zu seyn, und sich mit Ormond sowohl gegen die unmittelbaren Feinde des Königs, als auch gegen alle diejenigen zu vereinigen, die sich nicht auf gleiche Bedingungen mit ihm fügen wollten. Als Ormond die ihm so nahe drohende Gefahr auf eine so schnelle und unerwartete Weise von sich entfernt sah, verging ihm auch die Lust, Dublin den Händen des Parlamentes zu überliefern. Nachdem er die Commissarien vier Tage lang mit Unterhandlungen hingehalten hatte, fehlte es ihm nicht an Vorwänden, die Übergabe gänzlich zu verweigern. Unverrichteter Sachen mußten die Commissarien sich wieder einschiffen. Sie steuerten hierauf mit ihrer

Unterstützung nach Ulster, wo aber die Schotten sie weder in Carrickfergus noch Belfast aufnehmen wollten.

Ormond bekam indessen bald Ursache, seine Falschheit zu bereuen. Preston, auf dessen Beistand er sich so sehr verlassen hatte, wurde treulos, und trat wieder auf die Seite des Nuntius über. Dieser vermochte über eine nach Kilkenny zusammen berufene General-Versammlung so viel, daß der mit dem Lord-Lieutenant abgeschlossene Frieden durchaus verworfen, daß ein neues Gewebe von ausschweifenden Ansprüchen zu Stande gebracht, ein neuer Bundeseid vorgeschrieben, und von jedem Mitgliede abgelegt wurde. Die Geistlichkeit, und diejenige Partei von Rebellen, welche sich im Anfange der Empörung aller erwähnten Grausamkeiten in Ulster schuldig gemacht hatte, beherrschten jetzt die ganze Conföderation; und in ihrer General-Versammlung wurde ganz öffentlich darauf angetragen, sich an den Pabst, oder einen andern fremden Fürsten, besonders an den König von Spanien, um Beistand zu wenden, und einem solchen das Protectorat über Irland anzubieten. —

Ormond, der sich vergebens bemühet hatte, mit der papistischen Partei endlich einmal überein zu kommen, und sich gänzlich außer Stande sah, ihren vereinten Kräften zu widerstehen, wendete sich zum zweiten Male an das Engl.

sche Parlament um Beistand, und erbot sich, auf die vorher von ihm verweigerten Bedingungen, die Besatzungen und das Schwert an solche Personen abzuliefern, als dasselbe hierzu abordnen würde. Das Parlament aber, um sich nicht abermals hintergehen zu lassen, bestand darauf, daß er zuvörderst einen seiner Söhne nebst noch einigen Personen von Range als Geißeln für die richtige Erfüllung seines Versprechens übersenden sollte. Hierzu verstand er sich sogleich; und als die Geißeln in England angekommen waren, gingen die vorigen fünf Commissarien, mit eben den Aufträgen versehen, nach Irland ab, und landeten zu Dublin am 7. Junius 1647, begleitet von einem Hülfscorps von mehr als sechs hundert Mann Reiterei und vierzehn hundert Mann Fußvolk. Am 19. desselben Monats kam ein Vertrag zu Stande, Kraft dessen der Lord-Lieutenant die Regierung am 28. unter folgenden Bedingungen abtreten sollte: Die Protestanten, und alle Andern, welche Abgaben entrichtet hätten, sollten an ihren Personen und Gütern geschützt, und alle Personen vom höhern und niedern Adel, welche mit Ormond Irland verlassen wollten, mit Pässen versehen werden. Alle Katholiken, welche den Rebellen weder zugethan, noch beförderlich gewesen wären, sollten, je nach dem sie sich betragen würden, in Ansehung eines ruhigen Genusses ihrer Wohnungen

und Habseligkeiten auf die Gunst des Parlamentes rechnen dürfen.

Diese Übergabe von Dublin war nicht ohne Bewilligung des Königs geschehen; und von den zwei unumgänglichen Übeln, die Stadt entweder den Händen des Parlamentes, oder den Rebellen zur Beute zu überlassen, hatte man das erste vorzuziehen für gut befunden. Ormond blieb daher nach wie vor der Günstling des Königs und das thätige Werkzeug seiner Absichten. Kraft des Übergabevertrages durfte er nach England kommen, und sich sechs Monate daselbst aufhalten, um eine vollständige Aussöhnung mit dem Parlamente zu unterhandeln. Wofern aber dies nicht gelänge, stand es ihm frei, sich nach Ablauf dieser Frist über Meer außerhalb Landes zu begeben. Ormond ging also nach der Übergabe zuerst nach England, wo der König sich damals, nachdem er von den Schottländern ausgeliefert worden war, zu Hamptoncourt in den Händen der Parlaments-Armee befand. Er machte ihm daselbst nicht selten häufig seine Aufwartung, sondern hatte auch viel Umgang mit den Anhängern des Königs und den in England sich aufhaltenden Schottländischen Abgeordneten, mit welchen insgeheim ein neuer Versuch zu Gunsten des Königs entworfen wurde. Zugleich führte er mit dem Lord Inchi-

quin in Irland von England aus einen geheimen Briefwechsel. Denn dieser, welcher sich für die großen Dienste, die er dem Parlamente durch seinen gemeldeten Abfall von der Partei des Königs geleistet, nicht hinlänglich belohnt hielt, hatte, seiner neuen Oberherren müde, beschlossen, in seine vorigen Verbindungen zurückzutreten.

Da Ormond durch sein Benehmen in England der Armee, zwischen welcher und dem Parlamente damals allerlei Irrungen obwalteten, verdächtig geworden war, so lief er, ungeachtet der ihm von dem Parlamente verheissenen Sicherheit, Gefahr, bei der Armee in Verhaft zu gerathen, als kaum etwas mehr, als die Hälfte der ihm bewilligten Frist verstrichen war. Benachrichtigt von dieser Gefahr, nahm er zuvörderst noch Abrede mit dem Könige für die Zukunft. Dieser unternahm bald hierauf die bekannte Flucht von Hamptoncourt nach der Insel Wight. Ormond floh verkleidet aus England nach Frankreich, und begab sich nach Paris, wo die Königinn und der Prinz von Wales sich aufhielten.

Ungeachtet das Englische Parlament durch den erlangten Besitz von Dublin, zum Verdruß sowohl, als Schrecken der Rebellen, so guten Fuß in Irland gefaßt hatte, so verhinderten dennoch die damaligen Händel desselben mit seiner unruhigen Armee, und der Ausbruch des zweiten Bür-

gerkrieges, begleitet von dem Einfalle der Schottländer in England, solche Anstalten, als erfordert wurden, die Unruhen in Irland gänzlich zu dämpfen. Diese waren den Zeiten der republicanischen Kraft vorbehalten, an welche wir uns bald gelangen werden.

Kaum war Dublin den Händen des Parlamentes übergeben, so bereueten die Katholiken ihr verkehrtes Benehmen, wodurch sie den Marquis von Ormond zu einem Schritte genöthigt hatten, der nothwendig die Kräfte ihres Feindes verstärken mußte. Noch höher stieg diese Reue durch einige beträchtliche Niederlagen, die sie erlitten; durch ein mit Verachtung zurückgewiesenes Anerbieten des hohen und niedern Adels von dem Pfahle, sich auf die Bedingungen des letzten Friedens zu unterwerfen, den man doch einst aus den Händen des schmeichelnden Königs anzunehmen sich geweigert hatte; und endlich durch die Besorgniß der Irländer von Englischer Abkunft vor der Partei des Nuntius und der furchtbaren Macht des ihm anhangenden Owen O'Neil, der durch jenen zum General von Connaught bestellt worden war, und die ganze Provinz Ulster, nebst drei oder vier Grafschaften von Leinster in seiner Gewalt hatte. Alle diese Umstände begünstigten die Wünsche und die Absichten der Anhänger

Ormonds, ihren Gönner auf seinen vorigen Posten zurückzubringen.

Das Spiel der Ränke, geleitet durch Ormond und Inchiquin, der mit jenem längst heimlich einverstanden war, gelang. Inchiquin, verbündet mit den Irländern von Englischer Abkunft, erklärte, sobald er seine Zeit ersah, öffentlich seinen Abfall vom Parlamente, und stellte sich zugleich als Widersacher des Nuntius und des Owen O'Neil dar. Jenen belagerte er zu Galway, und diesen trieb er bis über den Shannon zurück. Als die gute Botschaft hievon, nebst Inchiquin's dringenden Einladungen an Ormond nach Paris gelangten, so säumte dieser nicht länger, nach Irland über zu gehen. Er landete am Ende des Septembers 1648 zu Cork, und wurde von Inchiquin, als Präsidenten von Munster, pomphaft, wie es einem Lord-Lieutenannt gebühret, empfangen. Die Katholiken von dem Pfahle, die den Nuntius jetzt eben so herzlich haßten, als sie anfangs ihn gefeiert, die ihn sogar aus dem Königreiche vertrieben und zu Rom verklagt hatten, wetteiferten mit einander in der Verehrung gegen Ormond. Zurück gewiesen vom Englischen Parlamente, hatten sie sich bereits durch Commissarien um Erneuerung des Friedens an die Königinn gewendet. Ein zweiter Friedensvertrag, wenig von dem er-

sten verschieden, kam daher jetzt sogleich zu Stande; und Ormond, in der Eigenschaft eines königlichen Lord-Lieutenants, erhielt das Commando über die nunmehr vereinten Protestanten und Katholiken. Es sollten jedoch zwölf von der Generalversammlung zu ernennende Commissarien so lange an seiner Herrschaft Antheil nehmen, bis der Friede in voller Parlaments-Versammlung genehmigt seyn würde.

Allein die Hoffnung, welche diese neue Gestalt der Dinge den Rebellen einflößte, schwand gänzlich nach dem unglücklichen Erfolge der ersten Unternehmung ihres neuen Anführers. Schon sehr zeitig im Frühlinge 1649 ging Ormond mit drei tausend sieben hundert Mann Fußvolk und vier tausend fünf-hundert Mann Reiterei auf Dublin los. Er bemächtigte sich auf seinem Zuge verschiedener Besatzungen; nahm durch ein Detachement seines Heeres, angeführt von dem Lord Inchiquin, seinem General-Lieutenant, Drogheda weg; und lagerte sich zu Rathmines, in der Absicht, der Stadt Dublin die Hülfe zur See abzuschneiden. Gleichwohl hatte er schon am ersten Tage seiner Ankunft daselbst den Verdruß, zu sehen, daß die Obersten Reynolds und Venables, nebst einer ansehnlichen Unterstützung an Reiterei, Fußvolk, Geld und andern Bedürfnissen, mit ei-

nem guten Winde von Osten dort einliefen. Dennoch nahm er noch das Schloß Baggatrath weg, wodurch er dem Feinde wenigstens den Unterhalt für die Pferde abgeschnitten haben würde, wofern er sich nicht durch einen starken Ausfall aus der Stadt hätte überraschen, und sein ganzes Heer zu Grunde richten lassen.

So hart schon dieser Schlag den Rebellen fallen mußte, so schmetterte doch bald Cromwell's Ankunft zu Dublin, welcher sich von der nunmehrigen Republik zum Lord-Lieutenant von Irland hatte bestellen lassen, und ein ansehnliches Corps von Reiterei und Fußvolk mit sich brachte, so wie den Muth, also ihre Kraft noch vollends zu Boden. Drogheda war der erste Gegenstand der Englischen Rache. Obgleich mit zwei tausend Mann Fußvolk und einem Regimente Reiterei, dem Kerne der Irländischen Armee, besetzt; obgleich so gut befestigt, daß der Befehlshaber des Platzes, Sir Arthur Aston, es unternahm, die Fortschritte des Feindes, wenigstens für diesen Feldzug, dadurch zu hemmen: so drang doch der unwiderstehliche Cromwell schon mit dem dritten Anfalle in die Stadt, und ließ, zum warnenden Beispiele der Züchtigung für die jetzige und künftige Zeit, nicht nur die ganze Besatzung, sondern auch die meisten Einwohner niederhauen. Die Wenigen, welche das

Schwert verschonte, wurden in die Englische Niederlassung nach Barbados in Westindien gesendet.

Das Schicksal von Drogheda verbreitete ein so allgemeines Schrecken, daß man allenthalben von nichts, als von Friedensunterhandlungen sprach. Einige Plätze räumten die Königlichgesinnten sogleich von selbst. Die Verehrung, deren Ormond vor kurzen noch genoß, verwandelte sich bald in Unwillen und Verachtung. Er behielt nicht über funfzehn hundert Mann Fußvolk und sieben hundert Mann Reiter beisammen. Keine der ansehnlicheren Häfenstädte wollte weder ihn selbst, noch Besatzung von ihm aufnehmen. Diese Umstimmung der Gemüther mußte nothwendig Cromwells Eroberungen beschleunigen. Er benutzte sie auch so gut, daß er noch in der spätesten Jahrszeit vor Wexford rückte, und die Stadt bald einnahm, nachdem Stafford, der Befehlshaber des Schlosses, dieses auf Bedingungen übergeben hatte. Die Besatzung der Stadt erfuhr eben das Schicksal, wie die zu Drogheda. Rosse und andere feste Plätze wurden nicht schneller angegriffen, als eingenommen. Alle Städte in Munster, welche Lord Inchiquin mit Englischen Besatzungen versehen hatte, empörten sich, und verschafften dadurch sich und ihren Besatzungen ein besseres Schicksal. Der Sieger rückte hiernächst auf Waterford vor. Da aber diese

Stadt zu einer kräftigen Gegenwehr gerüstet, und Cromwell's Heer, seit seiner ersten Ankunft, allzu sehr in beständiger Bewegung gewesen war, so hob er die Belagerung auf, und bezog die Winterquartiere.

Um den allgemeinen Untergang abzuwenden, womit das Glück der Englischen Waffen die Rebellen bedrohete, kam endlich eine Vereinigung der alten und neuen Irländer zu Stande, deren gegenseitigen Haß bisher weder die gemeinschaftliche Verschuldung, noch das gemeinschaftliche Interesse zu schwächen vermocht hatten. Kraft dieses Hasses hatte sich Owen O'Neil nicht nur einst geweigert, den Frieden anzunehmen, sondern sich auch beinahe geneigt zum Gehorsam, ja, bei einigen Gelegenheiten in der That sogar dienstbeflissen gegen die Republik England bezeigt. Allein das Englische Parlament war zu edel und zu heroisch gestimmt, um einen Böswicht, wie Owen O'Neil, freundlich dafür anzublicken. Es hatte sogar einigen seiner Officiere es verwiesen, daß sie sich mit ihm eingelassen hatten. Ein solches Betragen und das Schicksal von Drogheda überzeugten endlich den Owen O'Neil von der Nothwendigkeit einer Vereinigung, die er bisher immer verweigert, so lebhaft auch Ormond darauf gedrungen hatte. Um die Zeit, da Cromwell vor Werford rückte, wurde ein Vertrag geschlossen, ver-

möge dessen O'Neil in wenigen Tagen mit seinem Heere zu Ormond stoßen sollte, gegen dessen schwache Hoffnung die verschiedenen Factionen in Irland unter seine Fahne sich vereinigen, die Hindernisse sich täglich vermehrten. Denn die Schotten, ob sie gleich mit dem jungen Könige sich gesetzt hatten, thaten dennoch nichts für seine Sache, sondern hielten sich nur unter einander zusammen, und versuchten vertheidigungsweise gegen alle Parteien. Die Widerspänstigkeit der Irländischen Geistlichkeit ging gar so weit, den Marquis von Ormond einer Verletzung der Friedens-Artikel zu beschuldigen; ihn aus dem Königreiche zu vertreiben; die Irländer zu der alten Verbindung zurückzurufen, und endlich gar alle diejenigen in den Kirchenbann zu thun, die dem Lord-Lieutenant noch anhängen würden.

Sehr zeitig rückte Cromwell im nächsten Frühlinge schon wieder in das Feld, und eroberte Callon, Gouran, Kilkenny und Clonmell. Schon wollte er Waterford zum zweiten Male angreifen, als er plötzlich nach England abgerufen wurde. An seine Stelle trat Ireton als Oberbefehlshaber in Irland auf; ein Mann, dem es an Muth, an Thätigkeit, an unermüdetem Eifer im Dienste der Republik kein Bürger zuvor, wenige gleich thaten. Nicht minder rasch, als unter Cromwell's Händen, ging unter den

inigen das Geschäft der Eroberung von Statten. Water-
rd wurde eben so schnell eingenommen, als umlagert;
Duncannon und das Schloß Carlow nicht minder. A'Ehlone
n der Grafschaft Connaught ergab sich an Sir Charles
Coote und Reynolds. Kein einziger Versuch der re-
ublikanischen Engländer auf irgend eine Festung oder Stadt
ißlang.

Während dieser siegreichen Fortschritte war der Marquis
on Ormond, durch den plötzlichen Tod Owen O'Neil's
nd die gänzliche Niederlage der Ulster-Armee unter der
nführung Macmahon's, Titular-Bischofs von Clogher,
änzlich des Beistandes beraubt worden, den er von den ur-
prünglichen Irländern erwartet hatte, und auf diese Weise
n Macht und Ansehen so tief herabgesunken, daß er nicht
m Stande war, etwas ins Feld zu stellen, das auch nur
en Namen einer Armee verdient hätte. In einer so trostlo-
en Lage sah er sich, da er noch vollends von dem Fluche
er Geistlichkeit verfolgt wurde, genöthigt, den Befehlsha-
erstab den Händen des Marquis von Clanrickard zu
berliefern, und das Königreich zu verlassen, ob er gleich
iederträchtig genug gewesen war, alle Protestanten aus sei-
em Dienste zu entlassen, und sogar aus Irland zu ent-
ernen, um allein an der Spitze einer bloß papistischen

Macht zu stehen. Denn auch dieß Opfer konnte den Pfaffenhaß nicht versöhnen.

Die Sache der Irländer gewann dadurch nichts, daß sie nun in der Person des Marquis von Clanrickard ein papistisches Oberhaupt hatten. Zwar geschah, ehe sie noch weiter in die Enge getrieben wurden, in einer allgemeinen Versammlung von ihnen der Vorschlag, mit dem Feinde in Unterhandlungen zu treten, und Alles gutwillig abzutreten, was noch in ihren Händen wäre; allein ihre Hoffnungen wurden durch den Beschluß der Engländer vereitelt, ihnen nicht zu bewilligen, was den Lauf der Gerechtigkeit gegen ihre Empörungen hemmen, und den Plan der mit ihnen vorhabenden Reformation einschränken könnte. Gleichwohl herrschten immer noch Unentschlossenheit und Zwietracht in ihren Rathsversammlungen, und weder Muth noch Kraft belebten ihre Vertheidigungsanstalten.

Dagegen rüstete sich Ireton während des Winters desto lebhafter zu einem frühen Feldzuge; und Limmerick, die einzige wichtige Stadt, die sich noch in den Händen der Rebellen befand, wurde schon im April von der ganzen Englischen Heeresmacht umlagert. Die Einwohner, obschon in der äußersten Bedrängniß, verweigerten dennoch dem Marquis von Clanrickard den Eintritt in die Stadt. Kaum

hatte die Belagerung drei Tage gedauert, als schon von Übergabe gesprochen wurde. Da vollends Lord Muskerry, der mit einem starken Corps zum Entsatze herangerückt war, von einem Detachement der Iretonischen Armee, unter Anführung des Lord Broghilt, zurückgeschlagen wurde, so kamen der Magistrat und die Officiere auf dem Stadthause zusammen und beschlossen, zu einer Unterhandlung zu schreiten, deren Fortgang durch keinerlei Einwand von irgend Jemanden aus der Stadt unterbrochen werden sollte. Umsonst setzten sich die Bischöfe von Limmeric und Emly dagegen; umsonst bedroheten sie die Bürger mit dem Kirchenbanne, wenn man zu einem Vertrage fortschritte, welcher die Geistlichkeit irgend einer Züchtigung aussetzte. Man achtete nicht darauf, und ernannte Commissarien zur Unterhandlung. Die Bischöfe sprachen ihren Bann aus, und belegten die Stadt mit einem beständigen Interdict, wofern man von dem Unternehmen nicht abließe. Der Commandant der Stadt, Hugh O'Neil, widersetzte sich gleichfalls der Übergabe. Allein ein gewisser Oberster Fennell, der, nachdem er einen Paß zu Killaloo an den Feind verrathen, seine Zuflucht nach Limmeric genommen hatte, erhielt von dem Stadt-Mayor die Schlüssel; bemächtigte sich, in Verbindung mit noch mehrern Officieren, zweier Thore; richtete

die Kanonen gegen die Stadt; und ließ zweihundert Mann von den Belagerern herein. In dieser äußersten Noth ergab sich die Stadt auf folgende, schon vorher von Ireton angebotenen Bedingungen: Die Besatzung mußte die Waffen strecken, und durfte dann abziehen, wohin sie wollte; die Einwohner erhielten drei Monate Zeit, ihre Personen und noch drei Monate Zeit, ihre Habseligkeiten aus der Stadt hinweg, und an denjenigen andern Ort des Königreiches zu schaffen, den ihnen die Regierung zum künftigen Wohnplatze anweisen würde. Unter den von der Verschonung ausgenommenen Personen wurden der erwähnte Commandant erschossen, und der Bischof von Emly gehenkt. Selbst der Stadt-Mayor, wiewohl er ein Werkzeug der Übergabe gewesen war, konnte dennoch für vorherige Vergehungen der republicanischen Strenge nicht entgehen.

Groß und glänzend waren alle diese schnellen Eroberungen der jungen Republik in Irland; allein groß und unersetzlich war auch der Verlust, den sie um diese Zeit durch Ireton's Tod erlitt. Seine Anstrengungen während der Belagerung von Limmeric hatten ihm eine Krankheit zugezogen, woran er bald nach der Übergabe der Stadt starb. Ireton, einer der vorzüglichsten Männer, welche in der Republik England, und für dieselbe eine Rolle spielten, war

er Sohn eines angesehenen Privatmannes in Nottinghamshire. Seine erste und schon sehr frühe Jugendbildung hielt er als Mitglied des Dreieinigkeits-Collegiums in Oxford, woselbst er schon in einem Alter von sechzehn Jahren eine akademische Ehrenstufe bestieg. Von da an wurde seine Erziehung, nach der Weise der damaligen Zeiten, in den sogenannten Rechtshöfen (Inns of Court) vollendet. Kaum war der Kampf gegen die Hof-Tyrannei begonnen, so auch Ireton, einer der unerschrockensten Widersacher derselben, die Waffen ergriff, und sich unter die Fahne des Parlamentes in der Grafschaft Westmorland stellte. Schnell hob er sich vom Hauptmann zum Obersten eines Regiments Reiterei, und durch Vorschub der Independenten wurde er General-Commissarius der neu eingerichteten Armee. Seine Fähigkeiten und Geschicklichkeiten waren so vorzüglich, daß man ihn ganz allein an die Spitze der independentischen Angelegenheiten gegen die Presbyterianer stellte. Er entwarf alle schriftlichen Erklärungen und Vorstellungen der Armee; er war Verfasser jener berühmten „Übereinkunft des Volkes", für welche die Levellers vergebens kämpften; seine männliche und unerschütterliche Standhaftigkeit trug nicht wenig zur Entscheidung über das Schicksal des Königs und der Englischen Monarchie bei. Er, der als Privatmann

der anhänglichste, zärtlichste Freund war, verfocht und hand habte dennoch, als Rathsmann, die genaueste und unpar teiischste Gerechtigkeit. Weisheit begleitete ihn in die Rath Versammlung; unerschrockene Tapferkeit in das Schlach feld. Adel herrschte in seinen Gesinnungen, Rechtschaffen heit und Uneigennützigkeit leiteten sein Betragen. Rath war er im Dienste für den Staat; unauslöschliche Liebe z Freiheit des Vaterlandes durchglühte seinen Busen.

So lauten von ihm die Zeugnisse zwar republicani gesinnter, aber doch glaubhafter Schriftsteller; und Th chen bestätigen diese Züge seines Charakters. Gleich lassen sein früher Abtritt von einem Schauplatze, wo entscheidendsten Prüfungen seinen Tugenden erst noch be standen, so wie auch seine Familienverbindung mit Cro well, dessen Schwiegersohn er war, das Urtheil der Na welt in einiger Ungewißheit. Anti-Republicaner haben sich, wie ganz und gar nicht zu verwundern ist, nicht erman gelt, seinen Charakter, besonders des letzten Umstandes wi gen, mit den gehässigsten Zügen darzustellen. Ihnen zu Fo hatten alle Anstrengungen seines Genius kein höheres Zi als das, der Lieblingsclave eines Despoten von seiner eig nen Schöpfung zu werden; ihnen zu Folge war er weiter nichts, als ein ehrloses Werkzeug von Cromwell's Ehr

ſtz. Allein dieß ſind denn doch nur Vermuthungen, die bei
iten nicht hinlänglich von Thatſachen unterſtützt werden.
ollte ſich ſeine Tugend in der Folge auch nicht als die
inſte und höchſte bewährt haben, wenn das Zepter der
chſten Gewalt ſich ſeinen Händen erreichbar dargeboten
tte, ſo war er doch ſicher zu großherzig, ſich freiwillig
nter irgend ein fremdes Joch zu beugen.

Dankbar gegen die ungemeinen Verdienſte des Verſtor-
nen, bewilligte das Parlament von England, auf die Nach-
cht von ſeinem Tode, der Witwe und den Kindern des-
lben ein jährliches Gehalt von zwei tauſend Pfund Ster-
ng aus den verwirkten Gütern des Herzogs von Bucking-
am. Ein prachtvolles Leichenbegängniß wurde ihm zu
hren auf öffentliche Koſten veranſtaltet, und ſein Leich-
am zu Weſtmünſter, in der Capelle Heinrich's des
iebenten, beigeſetzt.

Nach Ireton's Tode wurde von und aus den Com-
iſſarien, welche nach Cromwell's Abrufung das Parla-
ent zu Ireton's Beiſtande nach Irland geſendet hatte,
dmund Ludlow, ein Mitglied des Engliſchen Staats-
thes, zum Oberbefehlshaber der republikaniſchen Macht in
rland beſtellt. Der herannahende Winter that zwar dem
ortgange der Engliſchen Waffen auf eine Zeit lang Ein-

halt; allein kaum erschien der nächste Frühling, als Gal
way, die letzte Stadt, welche die Rebellen noch inne hat
ten, belagert und eingenommen wurde. Die Irländer, nach
dem sie in ihrer verzweifelungsvollen Lage sich umsonst an
den König von Spanien um Hülfe gewendet hatten, hat
dem Herzoge von Lothringen die Schutzherrschaft über sich
und ihr Land an. Die geringe Unterstützung an Gelde, die
ihnen dieser Fürst zu leisten vermochte, reichte nicht weit
hin; und bald sahen sie sich auf das äußerste gebracht. In
dieser Bedrängniß baten sie zu wiederholten Malen um ein
sicheres Geleit für ihre Abgeordneten, um mit der neuen
Republik über die Bedingungen ihrer Unterwerfung zu han
deln. Allein die Staats-Commissarien gaben ihnen, in alt
Römischem Geiste, zur Antwort: „Nur dem Parlamente von
England käme es zu, ihrer Nation eine Verfassung zu ge
ben; dasselbe würde diejenigen, welche friedlich und seiner
Gewalt unterwürfig gelebt hätten, von denen zu unterschei
den wissen, welche in dem ersten Jahre der Rebellion Mord
und Grausamkeiten an den Protestanten verübt oder be
günstigt hätten. Ein sicheres Geleit könnte ihnen nicht ein
willigt werden; diejenigen aber, welche freiwillig die Waf
fen niederlegen und sich unterwerfen würden, sollten so gün
stig behandelt werden, als sie es von der Gerechtigkeit er

warten dürften." — Auf diese entschlossene Antwort unterwarf sich der Oberste Fitzpatrick mit seinem ganzen Regimente. Und ob er gleich von der Geistlichkeit, die sich noch immer guter Bedingungen schmeichelte, wenn die ganze Nation zusammenhielte, in den Kirchenbann gethan wurde, so folgten dennoch der Oberste Odwyer mit seiner Brigade, und der Graf von Westmeath mit seinen in Leinster unter sich habenden Irländischen Truppen Fitzpatrick's Beispiele. Die letzte Gestalt einer Armee hatte nur Lord Muskerry noch übrig. Allein auch dieser, obschon geschützt durch einen sehr festen Platz in der Grafschaft Kery, unterlag bald Ludlow's kriegerischen Fähigkeiten.

Oliver Cromwell's Bestallung zum Lord-Lieutenant von Irland, die auf drei Jahre gelautet hatte, erlosch nach dem Ablaufe derselben. Seine Anhänger im Parlamente hatten den Vorschlag, dieselbe zu erneuern; und, da er selbst anderwärts nöthiger war, an seiner Statt Lambert, in der Eigenschaft eines Deputirten, nach Irland zu senden. Diesem Vorschlage setzten sich die echten Freunde der Freiheit eben so kräftig entgegen, als er dem Geiste der Republik widerstritt. Cromwell selbst ließ daher seine Ansprüche fahren, und der Vorschlag wurde verworfen. Nichts desto weniger mochte er wohl seine guten Gründe haben,

halt; allein kaum erschien der nächste Frühling, als Gal-
way, die letzte Stadt, welche die Rebellen noch inne hat-
ten, belagert und eingenommen wurde. Die Irländer, nach-
dem sie in ihrer verzweifelungsvollen Lage sich umsonst an
den König von Spanien um Hülfe gewendet hatten, hat-
dem Herzoge von Lothringen die Schutzherrschaft über sich
und ihr Land an. Die geringe Unterstützung an Gelde, die
ihnen dieser Fürst zu leisten vermochte, reichte nicht weit
hin; und bald sahen sie sich auf das äußerste gebracht. In
dieser Bedrängniß baten sie zu wiederholten Malen um ein
sicheres Geleit für ihre Abgeordneten, um mit der neuen
Republik über die Bedingungen ihrer Unterwerfung zu han-
deln. Allein die Staats-Commissarien gaben ihnen, in alt-
Römischem Geiste, zur Antwort: „Nur dem Parlamente von
England käme es zu, ihrer Nation eine Verfassung zu ge-
ben; dasselbe würde diejenigen, welche friedlich und sei-
Gewalt unterwürfig gelebt hätten, von denen zu unterschei-
den wissen, welche in dem ersten Jahre der Rebellion Mord
und Grausamkeiten an den Protestanten verübt oder be-
günstigt hätten. Ein sicheres Geleit könnte ihnen nicht be-
willigt werden; diejenigen aber, welche freiwillig die Waf-
fen niederlegen und sich unterwerfen würden, sollten so gü-
stig behandelt werden, als sie es von der Gerechtigkeit e-

warten dürften." — Auf dieſe entſchloſſene Antwort unterwarf ſich der Oberſte Fitzpatrick mit ſeinem ganzen Regimente. Und ob er gleich von der Geiſtlichkeit, die ſich noch immer guter Bedingungen ſchmeichelte, wenn die ganze Nation zuſammenhielte, in den Kirchenbann gethan wurde, ſo folgten dennoch der Oberſte Odwyer mit ſeiner Brigade, und der Graf von Weſtmeath mit ſeinen in Leinſter unter ſich habenden Irländiſchen Truppen Fitzpatrick's Beiſpiele. Die letzte Geſtalt einer Armee hatte nur Lord Muskerry noch übrig. Allein auch dieſer, obſchon geſchützt durch einen ſehr feſten Platz in der Grafſchaft Kery, unterlag ehr bald Ludlow's kriegeriſchen Fähigkeiten.

Oliver Cromwell's Beſtallung zum Lord-Lieutenant von Irland, die auf drei Jahre gelautet hatte, erloſch nach dem Ablaufe derſelben. Seine Anhänger im Parlamente hatten den Vorſchlag, dieſelbe zu erneuern; und, da er ſelbſt anderwärts nöthiger war, an ſeiner Statt Lambert, in der Eigenſchaft eines Deputirten, nach Irland zu ſenden. Dieſem Vorſchlage ſetzten ſich die echten Freunde der Freiheit eben ſo kräftig entgegen, als er dem Geiſte der Republik widerſtritt. Cromwell ſelbſt ließ daher ſeine Anſprüche fahren, und der Vorſchlag wurde verworfen. Nichts deſto weniger mochte er wohl ſeine guten Gründe haben,

darauf anzutragen, daß das Parlament, ob es gleich nicht für zuträglich hielte, ferner einen Lord-Lieutenant in Irland zu halten, dennoch, in Rücksicht auf Lambert's Verdienste, diesen, in dem Charakter und mit der Gewalt eines Abgeordneten, nach Irland senden möchte. Er suchte dabei das Parlament zu überreden, daß die Armee daselbst unzufrieden seyn würde, wenn sie nicht einen Oberbefehlshaber von Lambert's Eigenschaften erhielte. Allein Weaver, einer der Staats-Commissarien von Irland, zeigte vollkommen den Ungrund von Cromwell's Vorspiegelungen, und versicherte dem Parlamente aus eigener Erfahrung, daß alle unbefangenen Einwohner dieses Landes und die ganze Armee, einige wenige Parteisüchtige etwa ausgenommen, nicht nur mit den gegenwärtigen Militär- und Civil-Einrichtungen, sondern auch mit denen, die denselben vorständen, sehr wohl zufrieden wären. Er that daher den Vorschlag, die Vollmachten der letzten auf längere Zeit auszudehnen. Weaver's Vorschlag blieb ohne Wirkung. Denn auf Lambert's Weigerung, in irgend einem andern Charakter, als dem eines Abgeordneten, nach Irland zu gehen, hatte Cromwell Einfluß genug, seinem Schwiegersohne, dem General-Lieutenant Fleetwood, der Ireton's Witwe geheirathet hatte, dasjenige Commando zu verschaffen, welches Ludlow, sei

Ireton's Tode, mit eben so großem Ruhme für sich selbst, als mit Vortheil für das Vaterland geführt hatte.

Noch vor dieser Bestallung war eine Parlaments-Acte ergangen, welche die Güter der Irländer nach Maßgabe ihrer Verbrechen confiscirte. Als Fleetwood in Irland ankam, fand er die Eroberung dieses Königreiches dermaßen vollendet, daß auf Befehl des Parlamentes eine auf jene Acte sich beziehende Erklärung bekannt gemacht, und den Einwohnern von England gestattet werden konnte, alle Arten von Getreide, von Vieh und andern Bedürfnissen zum neuen Anbau der verödeten Gegenden von Irland zollfrei einzuführen. Es wurden in den verschiedenen Provinzen peinliche Gerichtshöfe errichtet, um denjenigen den Proceß zu machen, denen Ermordungen der Engländer im ersten Jahre der Rebellion zur Last lagen. Um in Zukunft das Verderbniß und den Nachtheil abzuwenden, welche bisher aus den ehelichen Vermischungen der Engländer mit den Urbewohnern erwachsen waren, so wurde den Irländern die einzige Provinz Connaught eingeräumt, um daselbst hinfort den Vorschriften und Einschränkungen des Parlaments gemäß zu leben. Wie tief die Irländer durch die republikanische Kraft nunmehr gedemüthigt waren, ist aus folgendem Klageliede ersichtlich, welches der royalistische Geschichtschrei-

der Clarendon ihretwegen anstimmt: „Nicht nur die ganze Irländische Nation, Wenige ausgenommen, wurde der Rebellion schuldig befunden, und folglich aller ihrer Güter verlustig erklärt, sondern auch der Marquis von Ormond, der Lord Inchiquin, und alle die Englischen Katholiken, und was nur irgend dem Könige Dienste geleistet hatte, wurden für eben so schuldig geachtet, und man bemächtigte sich ihrer Ländereien zum Besten des Staates. Das ganze Königreich wurde vermessen; die Gelder, welche die Unternehmer innerhalb bestimmter Zeit ausgezahlt hatten, und die Löhnung, die man der Armee schuldig war, wurden ausgerechnet; und den Unternehmern, Officieren und Soldaten wurden in den verschiedenen Provinzen solcher Gestalt ihre Ackerantheile zugemessen, als die Parlaments-Acte es mit sich brachte. — Ein großer Strich Landes, ungefähr die Hälfte der Provinz Connaught, der von dem übrigen durch einen langen und breiten Fluß gesondert wurde, lag durch Pest und mancherlei Todtschlag beinahe gänzlich verödet. In diesen Bezirk sollten sich alle Irländer auf einen gewissen Tag bei Lebensstrafe begeben; und Alle, Mann, Weib oder Kind, welche nach dieser Zeit sich an irgend einem andern Orte des Königreiches betreten lassen würden, sollten von Jedermann todt geschlagen werden dürfen. Die Ländereien inner-

halb dieſes Bezirkes, des allerunfruchtbarſten im ganzen Königreiche, wurden, aus Gnade und Barmherzigkeit der Eroberer, den dahin Verbannten in ſolchem Maße zugetheilet, daß ſie unter großen Anſtrengungen höchſtens davon leben konnten. Denjenigen Perſonen, welchen man große Ländereien in andern Provinzen weggenommen hatte, wurden größere Antheile in dieſem Bezirke zugebilligt. Solcher Geſtalt traf es ſich, daß Einige, beſonders wenn ſie mit Wohnungen verſehen waren, von ihrem Looſe zwar hinlänglich leben konnten, allein doch niemals nur den fünften Theil desjenigen wieder gewannen, was ſie in weit beſſern Provinzen verloren hatten. Und damit ſie ſich dieſes Gnadengeſchenkes nicht überheben möchten, ſo war es eine Bedingung dieſer Ausſöhnung, daß ſie in Betracht deſſen, was ihnen hiermit bewilligt würde, allen ihren vorigen Rechten und Anſprüchen an die ihnen genommenen Grundſtücke entſagen müßten; und ſo mußten ſie ſich und ihre Erben auf immer des Rechtes berauben, jemals an ihr altes Erbtheil wieder Anſprüche zu machen. Auf dieſe Art wurde die Niederlaſſung, wie man es nannte, von Connaught vollendet, und die ganze Irländiſche Nation in dieſen Bezirk eingeſchloſſen. Das übrige Irland verblieb Theils den Engländern, Theils den alten Lords und rechtmäßigen Eigenthümern, welche alle

Protestanten waren (denn kein Römischkatholischer wurde zugelassen), und entweder das Parlament nie beleidigt, oder ihm gedient, oder sich wegen ihrer Vergehungen, nach Maßgabe gewisser Artikel, mit ihm ausgesöhnt hatten, Theils den Unternehmern und den Soldaten."

Diese gänzliche Eroberung und neue Einrichtung Irlands vollbrachte die Republik England, seit Ormonds zweitem Auftritte daselbst, in einem Zeitraume von vier Jahren. Wir wenden uns nun zu den Thaten derselben gegen die Schottländer, mit welchen ein so frühzeitiger Kampf nicht hätte vermuthet werden sollen, als gleichwohl schon vor der vollendeten Eroberung Irlands Statt fand.

In Schottland herrschte allgemein der eifrigste Presbyterianismus. Dieser hatte sich schon seit mehrern Jahren gegen die Anmaßungen der Königsgewalt auf das äußerste gesträubt. Er hatte, als der unglückliche Karl den Versuch machte, die bischöfliche Kirchenverfassung in Schottland einzuführen, und damit die von den Reformirten des Schweizerlandes entlehnte Einrichtung des Religions- und Kirchenwesens daselbst zu verdrängen, sich in seiner ganzen Kraft dagegen erhoben, und, ungeachtet eines wüthenden Aufstandes, dennoch mit großer Ordnung, im Jahre 1637 jene Verbindung unter den Mitgliedern dieser Kirche zu Stande

gebracht, welche unter dem Namen des Schottiſchen Convenants ſo berühmt iſt. Kraft derſelben hatten alle Theilnehmer nicht nur feierlich dem Pabſtthum, für welches man dem Hauſe Stuart zu viel Gunſt beimaß, entſagt, ſondern ſich auch verpflichtet, allen Neuerungen in Religions- und Kirchenſachen gegen Jedermann den kräftigſten Widerſtand zu leiſten. Geſinnungen und Handlungen der Schottländer, wie dieſe, und Karl's fruchtloſe, ja ſelbſt nachtheilige Waffenverſuche dagegen hatten die Abſichten derjenigen befördert, die auch in England mit ſeiner Regierung mißvergnügt waren. Die Mitglieder des im Jahre 1640 verſammelten Parlamentes, muthig gemacht durch die in der Nähe zu Newcaſtle ſtehende Schottländiſche Inſurgenten-Armee, hatten den König nöthigen dürfen, dieß Parlament für beſtändig zu erklären, oder wenigſtens zu verſprechen, daß er dasſelbe, ohne ſelbſt eigene Einwilligung, nicht aufheben wolle. Dieſe wichtige Einräumung hatte den Knoten zu dem nachfolgenden großen handlungsvollen Schauſpiele geſchürzt, welcher ſich endlich ſo tragiſch für den König löſte. Wiewohl der Convenant ſich nicht eben gegen die Perſon des Königs und deſſen Regierung geäußert, ſondern vielmehr Anhänglichkeit daran erklärt hatte, ſo war dieß dennoch nur unter der Bedingung geſchehen, daß der Religions- und Kirchenzu-

stand in Schottland unversehrt erhalten würde. Der erwähnte Hader mit den Schotten war zwar längst durch Friedensverträge beigelegt; aber dennoch hatten in den nachmaligen Kämpfen zwischen dem Könige und dem Englischen Parlamente die Schotten nichts weniger, als eine allgemeine Gunst für die Sache des Königs an den Tag gelegt. Als dieser nach seiner bei Naseby durch den Lord Fairfax erlittenen entscheidenden Niederlage, und nach der gänzlichen Zerrüttung seiner Angelegenheiten seine Zuflucht zu der Schottischen Armee zu Newmark genommen, hatten ihn die Schotten zwar mit dem äußerlichen Anscheine der ihm gebührenden Ehrfurcht aufgenommen, allein ihn auch unter dem Vorwande, seine Person zu schützen, unter die Obhut einer Wache gesetzt, die ihn in der That zum Gefangenen machte. Die Schotten hatten endlich sogar seine Person an das Englische Parlament ausgeliefert. Der letzte Versuch, den die Schottischen Königsfreunde, auf Betrieb und unter Anführung des Herzogs von Hamilton, gegen das Englische Parlament durch einen Einfall mit zwanzig tausend Mann gemacht hatten, war durch den siegreichen Cromwell gänzlich vereitelt, und dadurch die Königspartei in Schottland ganz unterdrückt worden. Die heftigsten Widersacher des Königs hatten dadurch das Heft der

Schottischen Regierung in die Hände bekommen. Alles war nunmehr zur Freundschaft und Eintracht mit dem Englischen Parlamente gestimmt. Diese Stimmung und die friedliche Lage der Angelegenheiten würden vielleicht von Dauer gewesen seyn, wenn in den letzten Acten des Schauspiels die Gestalt des Englischen Parlamentes diejenige geblieben wäre, die sie in den ersten war. Es bestand nämlich damals dasselbe aus drei Parteien, aus gemäßigten Royalisten, aus Presbyterianern und Independenten. Die Ersten, noch immer für die Beibehaltung der Monarchie und bischöflichen Kirchenverfassung gestimmt, widersetzten sich nur den unbefugten Anmaßungen derselben, und strebten, ihre Gewalt in die gehörigen Schranken zurückzuführen. Die Zweiten arbeiteten zwar nicht gegen die Monarchie, allein desto mehr gegen die Bischofsgewalt. Die Dritten waren wider Beide eingenommen, und trachteten nach einer Republik. Lange vermochten die ersten Parteien, besonders die Presbyterianer, mehr, als die Independenten. Endlich gelang durch Beistand der Officiere von der Armee, besonders aber Cromwell's, der von der Independenten-Partei war, oder zu Erreichung seiner damals noch geheimen ehrgeizigen Absichten zu seyn vorgab, jene berühmte „Säuberung" des Parlamentes, wodurch die gemäßigten Royalisten und Presbyteria-

ner ausgetrieben wurden, und die Independenten die Herrschaft allein behielten. Dieser Streich entschied über das Schicksal der Monarchie und des Königs.

Kaum hatten die Schotten, denen weit mehr an ihrem Religions- und Kirchen-System, als an einer noch so vortrefflichen auf Freiheit und Gleichheit gegründeten Staatsverfassung gelegen war, den Sturz ihrer presbyterianischen Brüder in England vernommen, so gerieth die Bigotterie in heftige Verzuckungen. Die von den Independenten behauptete Gewissensfreiheit, und die nunmehr zu befürchtende gesetzmäßige Duldung waren ihr ein Gräuel. Alles, was nunmehr in England verhandelt wurde, schien ihr das Werk einer sündlichen, und gottlosen Ketzerei zu seyn. An die Stelle der kaum noch bestandenen Eintracht traten Widerspruch und Hader. Schottische Abgeordnete erschienen sogleich in England, um gegen den Königsproceß, gegen Ketzerei und Kirchenspaltung zu protestiren, „damit die rechtgläubigen Presbyterianer, wie die Abgeordneten sich ausdrückten, sich fremder Sünden nicht theilhaftig machen möchten.“ Das Englische Parlament zog nicht eher, als nach der Hinrichtung des Königs, die Einreden der Schotten in Erwägung. Es vertheidigte sein Verfahren, als der Englischen Grundverfassung angemessen, und erklärte,

daß es der Ausübung seiner Macht durch keine Schottischen Ausſprüche Schranken setzen lassen würde. So wie man nicht gesonnen wäre, sich in Schottlands Angelegenheiten zu mischen, sondern die Einrichtung der Regierung daselbst dem Belieben seiner Einwohner überließe, so wären auch die Engländer entschlossen, ihre Freiheiten, so weit Gott ihnen solches gestattete, zu handhaben. „Sie glaubten, fügten sie hinzu, daß das gegen den König beobachtete Verfahren, so wie auch das, welches sie noch gegen die übrigen Hauptfeinde ihres Friedens zu beobachten gesonnen wären, zur Wohlfahrt beider Nationen gereichte. Wollten die Schotten von diesen Umständen Gebrauch machen, ihre Freiheiten und Gerechtsame zu behaupten, so wären die Engländer bereit, ihnen allen freundnachbarlichen Beistand zu leisten. Übrigens forderten sie selbige auf das ernstlichste auf, Alles vorher auf das reiflichste zu überlegen, ehe sie einen Hader anfingen, der ihnen keinen Vortheil bringen, wohl aber sie selbst und ihre Nachkommenschaft in das Elend eines langwierigen Krieges stürzen, und zuletzt unter das Joch eines Tyrannen und seiner Abkömmlinge beugen könnte."

Die Antwort auf die freundliche Erklärung und Warnung war so bitter, so beleidigend, so anmaßend, daß das Parlament die Schottischen Abgeordneten in Verhaft nahm,

„um, wie es sich ausdrückte, ihre Personen vor den Gewaltthätigkeiten des Pöbels sicher zu stellen, und ihnen den Umgang mit allen denen abzuschneiden, welche das in ihren Schriften enthaltene Gift des Aufruhrs weiter zu verbreiten Lust haben möchten.“

Das Schottische Parlament hieß nicht nur Inhalt und Ausdruck der Erklärungen seiner Abgeordneten gut, und beklagte sich über das an ihren Personen verletzte Völkerrecht, sondern nahm auch keinen Anstand, den Karl Stuart, ältesten Sohn des hingerichteten Königs, zum Erben und Thronfolger in dem Königreiche Schottland unter der Bedingung zu erklären, daß derselbe, bevor er zur wirklichen Ausübung der königlichen Gewalt zugelassen würde, das Königreich in Ansehung alles desjenigen, was die Sicherheit der Religion, die Vereinigung beider Königreiche und die Wohlfahrt und den Frieden von Schottland, der feierlichen National-Verbindung des Convenants gemäß, beträfe, zufrieden stellte.

Die unmittelbare Frucht dieses unweisen Verfahrens war, daß sich ein zahlreiches Corps Royalisten unter Middleton versammelte, um dem Könige sogleich bei seiner Ankunft dienstbar zu seyn und vermuthlich die Bedingungen vernichten zu helfen, unter welchen er ernannt worden

war. Das Schottiſche Parlament ſah ſich daher genöthigt, unter Lesley ein Heer gegen dieſe Dienſtbefliſſenheit der Höflinge aufzuſtellen. Die Kirche machte eine Erklärung bekannt, den König, ungeachtet ſeines anerkannten Rechtes der Nachfolge, dennoch nicht eher aufnehmen zu wollen, als bis er den Convenant unterzeichnet, ſich der Kirchenzucht unterworfen, und ſowohl den Sünden ſeines väterlichen Hauſes, als der Gottloſigkeit ſeiner Mutter entſagt hätte. Karl aber verſprach ſich damals noch allzu feſt die Erhaltung des Königreichs Irland, und durch dasſelbe eine ſo kräftige Unterſtützung ſeiner Sache, daß er nicht nöthig zu haben glaubte, ſich von ſeinen neuen Unterthanen Bedingungen vorſchreiben zu laſſen.

Während die Schotten auf dieſe Weiſe den Samen zu neuen bürgerlichen Unruhen und zu Fehden mit dem Auslande ausſtreueten, ſuchte das Engliſche Parlament durch kräftige Maßregeln, nicht nur einen feſten Grund zu der künftigen Verfaſſung zu legen, ſondern auch derſelben bei Auswärtigen Ehrfurcht zu verſchaffen. Nachdem die Levellers unterdrückt waren, wurde es durch eine Parlaments Acte für Hochverrath erklärt, die gegenwärtige Regierung für tyranniſch, angemaßt und unrechtmäßig auszugeben; den Gemeinen im Parlamente die oberſte Staatsgewalt abzu-

sprechen; nach dem Umsturze der gegenwärtigen Regierung zu trachten; Meutereien unter den Soldaten anzustiften; sich mit denen zu vereinigen, welche England oder Irland angriffen; sich gegen das Parlament zu empören, seinen fremden oder einheimischen Feinden anzuhangen; oder das große Siegel nachzumachen. Alle Mitglieder des Parlaments, so wie auch alle diejenigen, welche irgend ein bürgerliches, geistliches oder militärisches Amt innerhalb des Britischen Gebietes bekleideten, mußten sich verpflichten, der Republik England treu, hold und gewärtig zu seyn. Eben diese Verpflichtung wurde, durch eine nachherige Acte, Allem, was achtzehn Jahre alt war, auferlegt. Reynoldson, der Lord-Mayor von London, welcher sich geweigert hatte, die Acte bekannt zu machen, welche die königliche Regierung abschaffte, wurde in zwei tausend Pfund Sterling Strafe genommen, seines Amtes entsetzt, und auf einen Monat eingekerkert. Vier andere Aldermänner wurden ihrer Posten unfähig erklärt. Das republikanische Interesse gewann, bei der neuen Besetzung der obrigkeitlichen Ämter, die Oberhand. Dieser Umstand verschaffte der Regierung ein solches Zutrauen, daß sie ein hundert und zwanzig tausend Pfund Sterling von der Stadt borgen, und die Zinsen von acht auf hundert zu sechs herabhandeln konnte. Zum Beweise der Eintracht zwi-

schen der Bürgerschaft und der regierenden Macht gab jene bei der Rückkehr des Generals von der Unterdrückung der Levellers dem Parlamente ein kostbares Fest. Das Parlament, um das Volk mit seinen Handlungen auszusöhnen, die Factionswuth zu besänftigen, und das Gift papistischer, prälatistischer und presbyterianischer Bigotterie zu mildern, ließ verschiedene Erklärungen ausgehen, worin dasselbe, nach Maßgabe der richtigsten Staatsgrundsätze und der Erfahrungen aus den Zeiten monarchischer Sclaverei, sein Verfahren in Anordnung der neuen Regierungsform vertheidigte. Es verhieß dem Volke die ganze Erfüllung seiner wärmsten Wünsche in Ansehung der Freiheit, der Beförderung der echten protestantischen Religion, einer dauerhaften Kirchenverfassung, und der allgemeinen Wohlfahrt von England und Irland. „Da man sich, hieß es, in die Regierungs-Angelegenheiten fremder Königreiche und Staaten weder bisher gemischt, noch auch künftig zu mischen gedenke, so verspräche man sich von außen her ein Gleiches, und hoffe nicht, daß diejenigen, denen es nicht gebühre, sich in Englands Angelegenheiten mischen würden. Sollte aber gleichwohl eine solche Beleidigung vorgehen, so hoffe man, durch den Muth und die Kraft der Englischen Nation, unter göttlichem Beistande, seine Gerechtsame vollkommen vertheidigen zu können."

Dieſes republikaniſche Muth- und Kraftgefühl äußerte ſich nicht nur in Worten, ſondern auch in Thaten. Durch ausgeſendete Geſchäftsträger ſuchte das Parlament ein freundſchaftliches Verkehr mit den übrigen Mächten von Europa zu unterhalten. Zwei derſelben fielen durch die Hände royaliſtiſcher Meuchelmörder. Dorislaus im Haag, und Aſham zu Madrid. Beider Örter Regierungen thaten der Gerechtigkeit gar wenig Genüge. Das Parlament beſchwerte ſich darüber nicht nur in ſehr hohem Tone, ſondern ließ auch zur Wiedervergeltung und zum Schrecken dieſer giftigen Partei ſechs royaliſtiſchen Verbrechern, die noch keine Verzeihung erhalten hatten, ſogleich den Todesproceß machen.

Der junge König der Schotten hatte ſich bisher im Haag aufgehalten. Mit ſo ungünſtigen Blicken auch die Holländer der Kraft entgegen ſahen, wozu die junge Republik bald empor zu wachſen verſprach; ſo ſehr ſie daher aus Grundſätzen der Selbſtvertheidigung der Königsſache geneigt ſeyn mochten: ſo ſtand es ihnen doch nicht an, durch einen längern Aufenthalt des Königs in Holland das beſondere Ziel des Mißvergnügens des Parlamentes zu werden. Sie legten es daher, beſonders nach Dorislaus Ermordung, dem Könige ſo nahe, ſich hinweg zu begeben, daß dieſer nicht

mehr umhin konnte, förmlichen Abschied von der dasigen Regierung zu nehmen, und nach Frankreich zurückzukehren. Der hierselbst nach Richelieu's Tode an das Staatsruder getretene Cardinal Mazarin hatte zu viel gegen einheimische Widersacher seiner Person und Macht zu kämpfen, als daß er sich auch noch in fremde Händel zu verwickeln Lust gehabt hätte. Da also Karl an dem Französischen Hofe keine Unterstützung fand, so begab er sich bald von dannen nach der Britischen Insel Jersey, welche sich der neuen Regierung noch nicht unterworfen hatte. Zu Jersey bat Winram, Laird von Liberton, der Schottische Abgeordnete, ihn auf das dringendste, die Regierung des Königreichs unter den vorgeschlagenen Bedingungen anzunehmen. Da nun seine bisherigen Hoffnungen, Irland zu erhalten, durch die Fortschritte der parlamentarischen Waffen daselbst gänzlich gelähmt wurden, so fing er allmählig an, den Schottischen Anerbietungen ein geneigtes Ohr zu leihen. Liberton bekam eine höfliche Antwort, und die Stadt Breda wurde zu einer Zusammenkunft der Schottischen Abgeordneten mit dem Könige bestimmt, um daselbst diese Angelegenheit zur Zufriedenheit der Schotten in Richtigkeit zu bringen. Beide Theile kamen wirklich in Breda zusammen, und die Unterhandlung wurde eröffnet. Da aber die unnachlaßli-

chen Bedingungen der Schottischen Abgeordneten zum Theil von solcher Beschaffenheit waren, daß Karl's Englische Anhänger und Rathgeber ihre Rechnung dabei nicht fanden, so setzten sich diese mit allen Künsten sophistischer Überredung dagegen, und erfüllten den König mit Hoffnungen, auch wohl ohne Bedingungen mit den Schotten noch fertig zu werden. Diese verfehlten keinesweges ihr Ziel bei einem jungen leichtsinnigen Menschen, der ganz von allen Grundsätzen entblößt war, die ihn selbst hätten leiten sollen, und welcher zu wenig Religion und Sittlichkeit hatte, um auch die schlechteste Rolle von sich abzulehnen, wenn sie nur egoistischen Absichten beförderlich zu seyn schien. Anstatt jetzt ein redliches und offenherziges Nein den Schottischen Abgeordneten zu antworten, und dann ohne Hehl, wie es einem edeln und tapfern Manne geziemet, zu verfahren, that er vielmehr, mit eben der verächtlichen Hinterlist und Schlauheit, womit auch sein Vater bei ähnlichen Gelegenheiten zu verfahren gewohnt war, die Unterhandlung und schieden in die Länge; suchte aber gleichwohl indessen sein königliches Ansehen durch Waffen in Schottland herzustellen. James Graham, Marquis von Monrose, der giftigste und gefährlichste Schwärmer für die Königssache, der sich ehedem seine Rolle, wiewohl mit schlechtem Erfolge,

Schottland als General-Capitän gespielt, und sich, aus mancherlei Ursachen, den Haß aller Parteien daselbst zugezogen hatte, war von ihm in dem vorigen Posten von neuen bestätigt worden, und er hatte bereits im Haag Maßregeln gegen Schottland mit ihm verabredet. Als Karl dem Vertrage mit den Schotten zu Breda nicht mehr ausweichen zu können glaubte, schrieb er einen sehr dringenden Brief an Monrose, seine Zubereitungen zu einer Landung in Schottland zu beschleunigen, um den Schluß des Vertrages, wie er sich ausdrückte, noch abzuwenden, Falls es Gott gefiele, ihn mit gutem Erfolge zu segnen. Monrose hatte, der Verabredung gemäß, beim Kaiser, ingleichen bei den Höfen von Dänemark und Schweden um Unterstützung mit Geld, Waffen und Mannschaft angehalten. Da aber diese Unterstützung Theils spät einlief, Theils seinen hochfliegenden Erwartungen nicht entsprach, und Monrose nunmehr trachtete, daß der König zu einem solchen Vertrage mit den Schotten genöthigt werden möchte, der ihn seiner Stelle und mithin der Gelegenheit beraubte, seine vermeinte Heldenrolle fort zu spielen, so segelte er mit nicht mehr, als fünf hundert Mann, die er im nördlichen Holland und Deutschland zusammen gerafft hatte, nach den Orkney-Inseln ab.

Dieser abenteuerliche Ritterzug mißlang, wie nicht anders zu erwarten war. Monrose'ns Häuflein, das nirgends, selbst bei den Königlichgesinnten keine Unterstützung fand, wurde bald durch Lesley zersprengt, Monrose selbst gefangen genommen; mit einem schaudererweckenden Schaugepränge nach Edinburg gebracht und nach einem kurzen Processe daselbst öffentlich hingerichtet.

Mit der Nachricht hiervon sanken Karl's Hoffnungen, die Schotten nach seiner Willkür zu behandeln. Er weigerte sich nicht länger gegen ihre Bedingungen; ging, unter einer Bedeckung von sieben Holländischen Kriegsschiffen, unter Segel; und kam wohlbehalten zu Frith in Cromarty an. So viele Zuneigung ihm die Schotten auch bewiesen haben würden, wenn sein Betragen bei und während der Unterhandlung redlich und offenherzig gewesen, und so Manches nicht vorgegangen wäre, was sich bei dieser Lage der Dinge nicht geziemte, so war doch nunmehr ein solches Mißtrauen bei ihnen rege geworden, daß sie ihn nicht eher an das Land kommen lassen wollten, als bis er den Convent unterzeichnet hätte. Keiner von seinen Englischen Begleitern, als nur der Herzog von Buckingham, durften mit seiner Person und im Königreiche bleiben.

Während dieser Verhandlungen hatte zwar das Englische Parlament nichts unversucht gelassen, die Schottischen Anhänger des Convenants zu überführen, wie widersprechend und thöricht es wäre, ihr Interesse mit dem Interesse des Stuartischen Hauses zu vereinigen. Als es aber sah daß Alles nichts half, und die Unterhandlung sich zur Aussöhnung neigte, so rüstete es sich zu einem Kriege, der bei einem solchen Ausgange unvermeidlich zu seyn schien. Fairfax, der noch immer die Stelle eines General-Capitäns über die republikanische Armee bekleidete, war wegen seiner Enthaltsamkeit, bei dem ununterbrochensten Glücke, und bei seinen allgemein anerkannten kriegerischen Fähigkeiten der einzige Befehlshaber, dem die junge Republik wichtige Unternehmungen anvertrauen konnte, welche, wenn ein glücklicher Erfolg sie krönte, nothwendig Macht, Ruhm und Volksgunst erwerben mußten. Allein ein Kampf mit den Schotten, an deren Spitze der natürliche Feind der Englischen Republik stand, hatte zu viel Reiz für Cromwell's rege und täglich wachsende Ehrsucht, um nicht ine Rolle dabei zu verlangen. Der Ruhm, welchen er urch seine schnellen Siege in Irland erworben hatte, gab en Freunden und Geschöpfen seines Ansehens einen scheinaren Vorwand zu dem Antrage, daß er von der Be-

fehlshaberschaft in diesem Königreiche abgerufen werden möchte, um die kriegerischen Zurüstungen in England leiten zu helfen. Der Groll zwischen den Independenten und Presbyterianern trug das Seinige bei, daß der Antrag durchging. Cromwell wurde, wie ein siegreicher General, mit mehr Ehrenbezeigungen von dem Parlament empfangen, als ein so selbstsüchtiger Charakter ohne Nachtheil der öffentlichen Wohlfahrt ertragen konnte. Auf die Nachricht, daß man in Schottland ein großes Heer errichtete, und bereits Truppen nach den Grenzen gegen England anrücken ließe, indessen sich die Royalisten hierselbst zum Aufstande anschickten, beschloß das Parlament, nicht nur seine verdächtigen Nachbarn zuerst anzugreifen, sondern traf auch die Verfügung, daß Beide, Fairfax und Cromwell, seine Armee anführen sollten.

So sehr es auch der Staatsklugheit und der Würde der Republik gemäß seyn mochte, den Krieg in des Feindes Land zu spielen, und ihn zu entwaffnen, ehe er seine Rüstungen zum Anfalle vollendet hatte, so waren doch sehr viele der eifrigsten Republikaner dawider, die Nation schnell in diesen Krieg zu jagen, weil sie eines Theils Cromwell's Einfluß bei der Armee, andern Theils die Auflagen scheueten, welche nothwendig die Auflagen vermehren [illegible]

ten, worüber ohnehin schon gemurrt wurde. Besonders laut erhoben die Presbyterianer ihre Stimmen gegen das Vorhaben, ihre Brüder anzugreifen, mit welchen sie durch die geheiligten Bande des Convenants vereinigt wären. Fairfax, auch ein Presbyterianer, stimmte um so mehr mit ein, da er mit der neuen Verfügung, wodurch Cromwell ihm an die Seite gesetzt wurde, mißvergnügt war. Fairfax war zwar, ungeachtet seines Presbyterianismus, in Ansehung sowohl politischer, als religiöser Gegenstände, ein Mann von einer ungleich edlern Unbefangenheit der Gesinnungen, als der größte Theil seiner Glaubensverwandten. Er hatte gegen eine republikanische Verfassung nichts einzuwenden, wofern sie nur von einem echten Geiste der Freiheit und Gerechtigkeit belebt würde. Eben so wenig war er auch ein Feind der Duldung, wofern die äußere Verfassung nur presbyterianisch bliebe. Gleichwohl, gekränkt durch die gänzliche Ausschließung seiner Secte von aller geist- und weltlichen Landesregierung; täglich angestachelt von seinem ungestümen herrschsüchtigen Weibe, einer engbrüstigen, von Priestern geleiteten Calviniſtinn; dabei zu gewissenhaft, die öffentliche Treue zu verletzen, und zu unwillig über die, auf seine Kosten von dem Parlamente an Cromwell verschwendeten Ehrenbezeigungen; gerieth er unglücklicher Weise in eine

so widerwärtige Gemüthsstimmung, daß er sich selbst eine Gewalt entschlug, die nothwendig in so rechtschaffenen Händen, wie die seinigen, bleiben mußte, wenn die junge, noch nicht zur vollen Kraft ausgewachsene Freiheit nicht der Selbstsucht ihrer minder tugendhaften Bekenner zum Raube werden sollte. Er erklärte der Commission des großen Siegels, wie er seine vorige Bestallung durch die neue Verfügung für erloschen ansehe, und sich solcher Gestalt seiner Pflichten entbunden achtete; wie ihm seine schwache Gesundheit und sein Gewissen verböten, von neuen ein so großes und wichtiges Amt zu übernehmen; und wie er daher bäte, ihn bei dem Parlament bestens zu entschuldigen.

Sobald das Parlament den Bericht hiervon erhalten hatte, verordnete dasselbe, daß ein Ausschuß des Senatsrathes sich bemühen sollte, dem General seine Bedenklichkeiten zu benehmen, und ihn zur Verwendung seiner Dienste bei einer so wichtigen Angelegenheit zu bewegen. Allein umsonst bestrebten sich die dazu ernannten Mitglieder, Cromwell, Lambert, Harrison, St. John und Whitlock, die von Fairfax aufgestellten Einwürfe zu widerlegen. Fairfax fuhr immer fort, die Zärtlichkeit seines Gewissens vorzuschützen, und blieb unwandelbar bei seinem Entschlusse,

den Befehlshaberstab nicht anzunehmen, obgleich Cromwell, der die Unbiegsamkeit seines Gemüthes, sobald er sich einmal irgend wozu entschlossen hatte, wohl kannte, das Heuchelspiel der Zuredung so weit trieb, daß er selbst Thränen dabei vergoß. Zum großen Verdrusse, und zur nicht geringen Besorgniß aller echten Freunde der Freiheit, die hinter dem blauen Dunste der Heuchelei Cromwell's unredliche Absichten wohl wahrzunehmen vermochten, und sich nur auf Fairfax Tugend verließen, entsagte dieser seiner Bestallung, und Cromwell wurde zum Oberbefehlshaber der ganzen Englischen Macht angestellet. Verwegnern und gefährlichern Händen konnte eine Republik, die bisher fast allein durch die Gewalt der Waffen bestand, ein so wichtiges Commando nicht anvertrauen.

Im Anfange des Monats Julius 1650 rückte Cromwell mit einem Heere von sechszehn tausend Mann in Schottland, nachdem das Parlament zuvor, in der Absicht, die presbyterianischen Gewissen zu beruhigen, eine Erklärung ausgehen lassen, welche die Gründe und Ursachen dieses Angriffes ins Licht setzte. Die Schotten hatten es an den nöthigen Gegenrüstungen gleichfalls nicht ermangeln lassen. Ein Heer von zwölf tausend Mann, angeführt von Lesley, lag verschanzt zwischen Edinburg und Läth. Lesley, an-

statt sich mit einem so erfahrnen und glücklichen Feldherrn, wie Cromwell, in eine offene Feldschlacht einzulassen, suchte vielmehr erst durch kleinere Gefechte den Muth und die Kräfte seiner noch ungeübten und verzagten Truppen zu beleben. Durch eine genaue Befolgung dieser weisen und behutsamen Maßregel gelang es ihm, sein Heer nicht nur an Zahl, sondern auch an Kraft zu verstärken.

Die Schottischen Puritaner hatten sich durch ihre letzten Schritte in solche Schwierigkeiten verwickelt, daß, während sie auf der einen Seite ihren feierlichen Convenant gegen eine Englische Heeresmacht zu vertheidigen hatten, sie auf der andern noch weit mehr von ihren natürlichen Feinden, nämlich ihrem neu erwählten Oberherrn und seinen Anhängern, befürchten mußten. Vier tausend Königsfreunde, damals durch die Namen der „Übelgesinnten und Anwerber" (Malignants and Engagers) ausgezeichnet, nebst dem Könige selbst, welcher die Herzen der Soldaten durch kriegerische Unternehmungen für sich einzunehmen gesucht hatte, mußten das Lager verlassen. Und da der König bisher noch immer der Ablegung eines öffentlichen Zeugnisses von der Aufrichtigkeit seiner, neuerdings angenommenen Gesinnungen ausgewichen war, so ließen nicht nur die allgemeine

Versammlung, sondern auch, nach deren Beispiele, der Staatenausschuß und die Armee-Erklärungen ausgehen, worin sie betheuerten, daß ihre Sache keineswegs die Sache der „Übelgesinnten" wäre, daß sie fest ihren vorigen Grundsätzen anhingen, und nur für diese die Waffen führten. Sie sagten sich von der Schuld ihres Beherrschers und seines Hauses los, und behaupteten, daß sie sich seiner Person und Sache nicht anders annähmen, als in so fern er diese der Sache Gottes unterordnete, dieselbe anerkennte und beförderte, und die Sünde seines Hauses sowohl, als auch seine eigene vorige Aufführung bereuete.

Da Karl, welcher den Convenant angenommen, an welchen er nicht glaubte, und feierlich geschworen hatte, etwas zu erhalten, was er bei der ersten günstigen Gelegenheit zu vernichten gedachte, endlich sah, daß bloße Privatversicherungen, ohne das von ihm verlangte öffentliche Zeugniß der Aufrichtigkeit, die Anhänger des Convenants nicht beruhigen würden, so entschloß er sich endlich zu dem folgenden mehr kundbaren, aber auch desto entscheidendern Denkmale seiner Verstellung. Er dankte in einer öffentlichen Erklärung für die guädigen Fügungen der Vorsehung, wodurch er aus den Schlingen böser Rathgeber erlöset, wodurch er nunmehr von der Rechtmäßigkeit des Convenants

vollkommen überzeugt, und so fest bestimmt worden wäre, sich und seine Sache ganz allein Gott anheim zu stellen. Er gab vor, tief gebeugten und zerschlagenen Geistes darüber zu seyn, daß sein Vater so bösen Rathschlägen gefolgt wäre, daß er sich dem Convenant und dem Reformations-Werke widersetzt, und das Blut des Volkes Gottes in allen Bezirken seiner Herrschaft vergossen hätte. Er beklagte die Abgötterei seiner Mutter, und die Duldung derselben in seinem väterlichen Hause. „Ein großes Ärgerniß, — so lauteten seine eigenen Worte, — für alle protestantischen Kirchen, und eine große Beleidigung desjenigen, der ein eifriger Gott ist, und die Sünden der Väter an ihren Kindern heimsucht!“ Er erklärte, keine anderen Feinde haben zu wollen, als die des Convenants; er behauptete seinen Abscheu gegen Pabstthum, Aberglauben, Prälatenschaft, Ketzerei, Religionsspaltung und Ruchlosigkeit, und gab vor, wie er fest entschlossen wäre, von dem Allen nichts in seinem Gebiete zu begünstigen, oder zu dulden. Er gelobte, nimmermehr denen wohl zu wollen, welche ihren Vortheil dem Evangelium und dem Königreiche Christi vorzögen. Er bekannte in seinem Gewissen von der ausnehmend großen Sündlichkeit und Unrechtmäßigkeit des mit den blutigen Irländischen Rebellen eingegangenen Friedensvertrages überzeugt zu seyn; und, so wie

er denſelben für ganz ungültig erklärte, ſo verſicherte er auch, daß er es tief vor dem Herren bereue, eine ſo widerrechtliche Hülfe zur Wiedererlangung des Thrones geſucht zu haben. Trübſal ſollte ihm künftig lieber, als Sünde ſeyn; und auf dieſe Weiſe hoffte er, daß, was für Unglück auch ſeine vorige Verſchuldung über ſein Haupt gebracht haben möchte, dennoch nunmehr, da ihm die Gnade widerfahren wäre, auf Gottes Seite zu ſtehen, und den Vorzug der Sache ſeines Schöpfers vor der ſeinigen zu erkennen, die göttliche Vorſehung ſeine Waffen mit Glück krönen würde. — Und dieſe ganze Erklärung war Lug, wie er ſelbſt, zur Zeit der Unterzeichnung, gegen den Dechanten von Tuam in Irland erklärte. So pflicht- und ehrvergeſſen können Menſchen ſeyn, wenn es um Kronen zu thun iſt!

Karl I. ſuchte, bei ſeiner Verſtellungskunſt, durch Jeſuitiſche Ausflüchte doch wenigſtens den Schein der Ehrlichkeit beizubehalten. Deſſen weit leichtſinnigerem Sohne verurſachte es kein Bedenken, ſeine eben ſo böſen Abſichten hinter einem Betruge zu verbergen, der keinerlei Ausflucht zur Ehrenrettung ſeines Charakters mehr übrig ließ. Gleichwohl beſaß er nicht Verſchlagenheit genug, die Nichtswürdigkeit ſeiner Geſinnungen ſo tief zu verſtecken, daß man ſich auf ſeine, durch die Zeitumſtände veranlaßte Nachgiebigkeit,

und auf die Feierlichkeit seiner Eidschwüre und Verheißungen überall verlassen hätte. Die Schottischen Convenants-Genossen, mehr, um ihre Brüder, die Englischen Presbyterianer, zu beruhigen, welche das Parlament überredet hatte, daß die Schotten durch Karl's Erhebung von ihren Grundsätzen abgewichen waren, als weil sie etwa mehr Sicherheit gehofft hätten, wenn sie dem Gewissen des Leichtsinnigen neue Fesseln anlegten, leiteten einen Proceß gegen ihn ein, der noch weit furchtbarer und kränkender war, als der, unter welchem sein Vater erlag. Anstatt der Krönungsfeier, die vor der Hand noch ausgesetzt wurde, verurtheilten sie ihn zu einer öffentlichen Demüthigung und Buße vor allem Volke für seine, seines Vaters und Großvaters Sünden und für die Abgötterei seiner Mutter.

Während die Schottischen Convenants-Genossen bemüht waren, durch solche öffentlichen Ausstellungen der Unzuverlässigkeit ihres Königs sich selbst und Andere zu täuschen, behauptete Lesley, ihr General, durch seine Stellung das Übergewicht über Cromwell im Felde. Aus den Grafschaften Meosse und Loth war Alles entfernt worden, was zum Unterhalte der Englischen Armee hätte dienen können; und Cromwell, der es versäumt hatte, auf den Nothfall hinlängliche Vorräthe zur See herbeiführen zu lassen,

ah sich in einer solchen Verlegenheit, daß er sich nach Dunbar zurückziehen mußte. Hieher folgte ihm Lesley sogleich nach, und lagerte sich, nachdem er die schwierigen Pässe zwischen Berwick und Dunbar eingenommen hatte, auf den Anhöhen von Lammermure, von wo aus man diese Stadt überschauet. Cromwell war dermaßen auf das äußerste gebracht, daß er schon alle sein Fußvolk und sein Geschütz über Meer nach England zurücksenden, und nur mit seiner Reiterei durch die feindliche Armee sich durchzuschlagen versuchen wollte, als der Unsinn und die Raserei der Schottischen Geistlichkeit seine Schmach in Ruhm, seine Verzweifelung in Triumph verwandelten. Voll Zuversicht auf die eingebildete Verdienstlichkeit ihrer Sache, und die hohe Guade, worin sie deßhalb bei Gott ständen, und voll des Wunsches, die Angreifer nicht ungestraft entkommen zu lassen, behaupteten diese kriegerischen Priester, Offenbarungen zu haben, daß dieses Heer von Sectirern und Ketzern, sammt Agag, seinem Feldherrn, von Gott selbst zum Rachopfer geweiht wäre. Durch die Stärke solcher Versicherungen zwangen sie ihren Anführer, eine Stellung zu verlassen, die ihm die Eroberung zusicherte, und hernach mit ungleichen Waffen um den Sieg zu kämpfen. Cromwell, der durch ein Fernglas das Schottische Lager beobach-

tete, und diese unerwartete Bewegung wahrnahm, rief freudig aus: „Der Herr hat den Feind in unsere Hände gegeben!“ Und sogleich gab er Befehl zum Angriffe. Weder die überwiegende Anzahl, noch der Rausch der Schwärmerei, noch die Wuth der Bigotterie vermochten die Schotten standfest gegen den Anfall von Cromwell's Veteranen zu erhalten. Kaum angegriffen, flohen sie, verfolgt mit grossem Gemetzel. Mehr als vier tausend fielen auf dem Schlachtfelde und auf der Flucht; zehn Tausend, und unter diesen viele angesehene Officiere, wurden gefangen genommen; und alle ihre Fahnen, Geschütz, Waffen, Ammunition, Zelte und Gepäcke fielen in die Hände des Siegers.

Die puritanischen Convenants-Genossen in Schottland geriethen durch die Niederlage bei Dunbar in eine so seltsame Lage, daß nicht nur ihre erklärten Feinde, die Englischen Independenten, sondern selbst ihre mitverbundenen Freunde darüber triumphirten, und sich in ihrem Geiste erhoben. Zwar ließ ihre Geistlichkeit eine Erklärung ausgehen, worin sie die Schuld des Unglücks auf mancherlei Weise von sich abzulehnen suchte. Die noch unbereueten Sünden des Königlichen Hauses, hieß es; der heimliche Eindrang der „Übelgesinnten“ in Hof und Lager; die Zulassung einer

[illegible]gesinnten und gottlosen Garde zu Pferde bei dem Ge-

echte; die Herabwürdigung der Sache der Religion und Freiheit unter die Sache des Königs, die sich so viel zu Schulden kommen lassen, hätten die Niederlage veranlaßt. Allein, Trotz diesen Beschönigungen, sah doch nunmehr die Partei sich nicht nur genöthigt, dem Könige mehr Ansehen, als bisher, einzuräumen, sondern sich sogar an ihn um Unterstützung zu wenden. Das Schottische Parlament, welches sich zu St. John's Town versammelte, hob die Einschränkung auf, unter welchen es bisher die Faction der Engager gehalten hatte. Unter der Bedingung, daß sie öffentliche Buße thäten, und Reue über ihre letzten Übertretungen bezeigten, sollten sie sowohl im Lager, als bei Hofe gelassen werden; und die Erniedrigung und Buße des Königs wurde in eine Krönungsfeier verwandelt, welche mit großer Pracht zu Scone vollzogen wurde.

Die Annäherung des Winters und ein Fieber, welches Cromwell'n befiel, verhinderten ihn, die durch den Sieg bei Dunbar erlangten Vortheile weiter zu verfolgen. Noch immer blieb der Feind im Besitze des Passes bei Stirling; und sobald es nur die Jahrszeit gestattete, wurde ein neues Heer zusammen gebracht, über welches, ungeachtet der bewährten Fähigkeiten des Generals Lesley, Hamilton den Oberbefehl hatte. Dem Könige wurde gestatt

tete, und diese unerwartete Bewegung wahrnahm, rief [er] dig aus: „Der Herr hat den Feind in unsere Hände ben!“ Und sogleich gab er Befehl zum Angriffe. die überwiegende Anzahl, noch der Rausch der Schw rei, noch die Wuth der Bigotterie vermochten die S standfest gegen den Anfall von Cromwell's Veteran erhalten. Kaum angegriffen, flohen sie, verfolgt mi ßem Gemetzel. Mehr als vier tausend fielen auf Schlachtfelde und auf der Flucht; zehn Tausend, und diesen viele angesehene Officiere, wurden gefangen men; und alle ihre Fahnen, Geschütz, Waffen, Ammu Zelte und Gepäcke fielen in die Hände des Siegers.

Die puritanischen Convenants-Genossen in Sch geriethen durch die Niederlage bei Dunbar in eine same Lage, daß nicht nur ihre erklärten Feinde, die schen Independenten, sondern selbst ihre mitverbu Freunde darüber triumphirten, und sich in ihrem Geis ben. Zwar ließ ihre Geistlichkeit eine Erklärung au worin sie die Schuld des Unglücks auf mancherlei We sich abzulehnen suchte. Die noch unbereueten Sünd Königlichen Hauses, hieß es; der heimliche Eindr „Übelgesinnten“ in Hof und Lager; die Zulassung übelgesinnten und gottlosen Garde zu Pferde bei de

echte; die Herabwürdigung der [illegible]
Freiheit unter die Sache des [illegible]
Schulden kommen lassen, [illegible]
Mein, Trotz diesen [illegible]
Partei sich nicht nur [illegible]
ls bisher, einzuräumen, [illegible]
stützung zu wenden. [illegible]
ch zu St. Johns [illegible]
ung auf, [illegible]
halten hatte. [illegible]
ße thäten, [illegible]
gten, sollten [illegible]
den; und [illegible]
in eine [illegible]
Pracht zu [illegible]
Die [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

tete, und diese unerwartete Bewegung wahrnahm, rief freudig aus: „Der Herr hat den Feind in unsere Hände gegeben!“ Und sogleich gab er Befehl zum Angriffe. Weder die überwiegende Anzahl, noch der Rausch der Schwärmerei, noch die Wuth der Bigotterie vermochten die Schotten standfest gegen den Anfall von Cromwell's Veteranen zu erhalten. Kaum angegriffen, flohen sie, verfolgt mit grossem Gemetzel. Mehr als vier tausend fielen auf dem Schlachtfelde und auf der Flucht; zehn Tausend, und unter diesen viele angesehene Officiere, wurden gefangen genommen; und alle ihre Fahnen, Geschütz, Waffen, Ammunition, Zelte und Gepäcke fielen in die Hände des Siegers.

Die puritanischen Convenants-Genossen in Schottland geriethen durch die Niederlage bei Dunbar in eine so seltsame Lage, daß nicht nur ihre erklärten Feinde, die Englischen Independenten, sondern selbst ihre mitverbundenen Freunde darüber triumphirten, und sich in ihrem Geiste erhoben. Zwar ließ ihre Geistlichkeit eine Erklärung ausgehen, worin sie die Schuld des Unglücks auf mancherlei Weise von sich abzulehnen suchte. Die noch unbereueten Sünden des Königlichen Hauses, hieß es; der heimliche Eindrang der „Übelgesinnten“ in Hof und Lager; die Zulassung einer übelgesinnten und gottlosen Garde zu Pferde bei dem Ein-

chte; die Herabwürdigung der Sache der Religion und reiheit unter die Sache des Königs, die sich so viel zu chulden kommen lassen, hätten die Niederlage veranlaßt. lein, Trotz diesen Beschönigungen, sah doch nunmehr die artei sich nicht nur genöthigt, dem Könige mehr Ansehen, s bisher, einzuräumen, sondern sich sogar an ihn um Unrstützung zu wenden. Das Schottische Parlament, welches h zu St. John's Town versammelte, hob die Einschränng auf, unter welchen es bisher die Faction der Engager halten hatte. Unter der Bedingung, daß sie öffentliche ße thäten, und Reue über ihre letzten Übertretungen beigten, sollten sie sowohl im Lager, als bei Hofe gelassen erden; und die Erniedrigung und Buße des Königs urde in eine Krönungsfeier verwandelt, welche mit gror Pracht zu Scone vollzogen wurde.

Die Annäherung des Winters und ein Fieber, welches romwell'n befiel, verhinderten ihn, die durch den Sieg i Dunbar erlangten Vortheile weiter zu verfolgen. Noch mer blieb der Feind im Besitze des Passes bei Stirling; d sobald es nur die Jahrszeit gestattete, wurde ein ues Heer zusammen gebracht, über welches, ungeachtet r bewährten Fähigkeiten des Generals Lesley, Hamiln den Oberbefehl hatte. Dem Könige wurde gestattet,

tete, und diese unerwartete Bewegung wahrnahm, rief freudig aus: „Der Herr hat den Feind in unsere Hände gegeben!“ Und sogleich gab er Befehl zum Angriffe. Weder die überwiegende Anzahl, noch der Rausch der Schwärmerei, noch die Wuth der Bigotterie vermochten die Schotten standfest gegen den Anfall von Cromwell's Veteranen zu erhalten. Kaum angegriffen, flohen sie, verfolgt mit großem Gemetzel. Mehr als vier tausend fielen auf dem Schlachtfelde und auf der Flucht; zehn Tausend, und unter diesen viele angesehene Officiere, wurden gefangen genommen; und alle ihre Fahnen, Geschütz, Waffen, Ammunition, Zelte und Gepäcke fielen in die Hände des Siegers.

Die puritanischen Convenants-Genossen in Schottland geriethen durch die Niederlage bei Dunbar in eine so seltsame Lage, daß nicht nur ihre erklärten Feinde, die Englischen Independenten, sondern selbst ihre mitverbundenen Freunde darüber triumphirten, und sich in ihrem Geiste erhoben. Zwar ließ ihre Geistlichkeit eine Erklärung ausgehen, worin sie die Schuld des Unglücks auf mancherlei Weise von sich abzulehnen suchte. Die noch unbereueten Sünden des Königlichen Hauses, hieß es; der heimliche Eindrang der „Übelgesinnten“ in Hof und Lager; die Zulassung einer übelgesinnten und gottlosen Garde zu Pferde bei dem Ge-

hte; die Herabwürdigung der Sache der Religion und reiheit unter die Sache des Königs, die sich so viel zu chulden kommen lassen, hätten die Niederlage veranlaßt. Kein, Trotz diesen Beschönigungen, sah doch nunmehr die artei sich nicht nur genöthigt, dem Könige mehr Ansehen, s bisher, einzuräumen, sondern sich sogar an ihn um Unterstützung zu wenden. Das Schottische Parlament, welches h zu St. John's Town versammelte, hob die Einschränng auf, unter welchen es bisher die Faction der Engager halten hatte. Unter der Bedingung, daß sie öffentliche ße thäten, und Reue über ihre letzten Übertretungen beigten, sollten sie sowohl im Lager, als bei Hofe gelassen rden; und die Erniedrigung und Buße des Königs rde in eine Krönungsfeier verwandelt, welche mit grore Pracht zu Scone vollzogen wurde.

Die Annäherung des Winters und ein Fieber, welches romwell'n befiel, verhinderten ihn, die durch den Sieg i Dunbar erlangten Vortheile weiter zu verfolgen. Noch mer blieb der Feind im Besitze des Passes bei Stirling; d sobald es nur die Jahrszeit gestattete, wurde ein nes Heer zusammen gebracht, über welches, ungeachtet e bewährten Fähigkeiten des Generals Lesley, Hamilen den Oberbefehl hatte. Dem Könige wurde gestattet,

tete, und dieſe unerwartete Bewegung wahrnahm, rief freudig aus: „Der Herr hat den Feind in unſere Hände gegeben!“ Und ſogleich gab er Befehl zum Angriffe. Weder die überwiegende Anzahl, noch der Rauſch der Schwärmerei, noch die Wuth der Bigotterie vermochten die Schotten ſtandfeſt gegen den Anfall von Cromwell's Veteranen zu erhalten. Kaum angegriffen, flohen ſie, verfolgt mit großem Gemetzel. Mehr als vier tauſend fielen auf dem Schlachtfelde und auf der Flucht; zehn Tauſend, und unter dieſen viele angeſehene Officiere, wurden gefangen genommen; und alle ihre Fahnen, Geſchütz, Waffen, Munitions-Zelte und Gepäcke fielen in die Hände des Siegers.

Die puritaniſchen Convenants-Genoſſen in Schottland geriethen durch die Niederlage bei Dunbar in eine ſo ſeltſame Lage, daß nicht nur ihre erklärten Feinde, die Engliſchen Independenten, ſondern ſelbſt ihre mitverbundenen Freunde darüber triumphirten, und ſich in ihrem Geiſte erhoben. Zwar ließ ihre Geiſtlichkeit eine Erklärung ausgehen, worin ſie die Schuld des Unglücks auf mancherlei Weiſe von ſich abzulehnen ſuchte. Die noch unbereueten Sünden des Königlichen Hauſes, hieß es; der heimliche Eindrang der „Übelgeſinnten“ in Hof und Lager; die Zulaſſung einer übelgeſinnten und gottloſen Garde zu Pferde bei dem

hte; die Herabwürdigung der Sache der Religion und
eiheit unter die Sache des Königs, die sich so viel zu
chulden kommen lassen, hätten die Niederlage veranlaßt.
lein, Trotz diesen Beschönigungen, sah doch nunmehr die
rtei sich nicht nur genöthigt, dem Könige mehr Ansehen,
s bisher, einzuräumen, sondern sich sogar an ihn um Un-
stützung zu wenden. Das Schottische Parlament, welches
h zu St. Johnʼs Town versammelte, hob die Einschrän-
ng auf, unter welchen es bisher die Faction der Engager
halten hatte. Unter der Bedingung, daß sie öffentliche
ße thäten, und Reue über ihre letzten Übertretungen be-
gten, sollten sie sowohl im Lager, als bei Hofe gelassen
rden; und die Erniedrigung und Buße des Königs
rde in eine Krönungsfeier verwandelt, welche mit gro-
: Pracht zu Scone vollzogen wurde.

Die Annäherung des Winters und ein Fieber, welches
: o m w e l l'n befiel, verhinderten ihn, die durch den Sieg
: Dunbar erlangten Vortheile weiter zu verfolgen. Noch
mer blieb der Feind im Besitze des Passes bei Stirling;
b sobald es nur die Jahrszeit gestattete, wurde ein
ues Heer zusammen gebracht, über welches, ungeachtet
: bewährten Fähigkeiten des Generals L e s l e y, H a m i l-
n den Oberbefehl hatte. Dem Könige wurde gestattet,

tete, und diese unerwartete Bewegung wahrnahm, rief freudig aus: „Der Herr hat den Feind in unsere Hände gegeben!“ Und sogleich gab er Befehl zum Angriffe. Weder die überwiegende Anzahl, noch der Rausch der Schwärmerei, noch die Wuth der Bigotterie vermochten die Schotten standfest gegen den Anfall von Cromwell's Veteranen zu erhalten. Kaum angegriffen, flohen sie, verfolgt mit grossem Gemetzel. Mehr als vier tausend fielen auf dem Schlachtfelde und auf der Flucht; zehn Tausend, und unter diesen viele angesehene Officiere, wurden gefangen genommen; und alle ihre Fahnen, Geschütz, Waffen, Ammunition, Zelte und Gepäcke fielen in die Hände des Siegers.

Die puritanischen Convenants-Genossen in Schottland geriethen durch die Niederlage bei Dunbar in eine so seltsame Lage, daß nicht nur ihre erklärten Feinde, die Englischen Independenten, sondern selbst ihre mitverbundenen Freunde darüber triumphirten, und sich in ihrem Geiste erhoben. Zwar ließ ihre Geistlichkeit eine Erklärung ausgehen, worin sie die Schuld des Unglücks auf mancherlei Weise von sich abzulehnen suchte. Die noch unbereueten Sünden des Königlichen Hauses, hieß es; der heimliche Eindrang der „Übelgesinnten“ in Hof und Lager; die Zulassung einer übelgesinnten und gottlosen Garde zu Pferde bei dem Ge-

hte; die Herabwürdigung der Sache der Religion und
heit unter die Sache des Königs, die sich so viel zu
hulden kommen lassen, hätten die Niederlage veranlaßt.
ein, Trotz diesen Beschönigungen, sah doch nunmehr die
rtei sich nicht nur genöthigt, dem Könige mehr Ansehen,
s bisher, einzuräumen, sondern sich sogar an ihn um Un-
rstützung zu wenden. Das Schottische Parlament, welches
h zu St. John's Town versammelte, hob die Einschrän-
ung auf, unter welchen es bisher die Faction der Engager
halten hatte. Unter der Bedingung, daß sie öffentliche
ße thäten, und Reue über ihre letzten Übertretungen be-
igten, sollten sie sowohl im Lager, als bei Hofe gelassen
erden; und die Erniedrigung und Buße des Königs
urde in eine Krönungsfeier verwandelt, welche mit gro-
r Pracht zu Scone vollzogen wurde.

Die Annäherung des Winters und ein Fieber, welches
romwell'n befiel, verhinderten ihn, die durch den Sieg
i Dunbar erlangten Vortheile weiter zu verfolgen. Noch
mer blieb der Feind im Besitze des Passes bei Stirling;
d sobald es nur die Jahrszeit gestattete, wurde ein
eues Heer zusammen gebracht, über welches, ungeachtet
r bewährten Fähigkeiten des Generals Lesley, Hamil-
n den Oberbefehl hatte. Dem Könige wurde gestattet,

sich in der Eigenschaft eines Generals im Lager mit aufzuhalten. Diese Verfügungen machten die Einwohner der westlichen Grafschaften so unzufrieden, daß sie sich weigerten, zu einer Armee zu stoßen, welche so weit von den echten Grundsätzen abgewichen wäre, daß sie sich nicht allein von „Auwerbern und Übelgesinnten" Beistand leisten, sondern sogar von solchen anführen ließe. Sie versammelten sich daher zu einem eigenen besondern Corps, und ließen sich von einem Officier, Namens Ker, anführen. Der König von Schottland lagerte sich mit seinem Heere zu Torwood, wo ihn von vorn starke Verschanzungen, und von hinten die Stadt Stirling deckten. Da seine Generale unabläßig eben die Maximen befolgten, welche Lesley in dem vorigen Feldzuge, so lange es in seiner Macht war, beobachtet hatte, so lockte sie Cromwell nur vergebens, sich mit ihm in ein Gefecht einzulassen. Nach manchen fruchtlosen Versuchen sendete der Englische Heerführer, in der Absicht den Schotten die Zufuhr abzuschneiden, einen abgesonderten Haufen, unter Lambert's Anführung über den Firth nach Fife. Lambert schlug ein starkes Corps Schotten unter Holbourne und Browne; bemächtigte sich aller Pässe am Firth; und verschaffte auf diese Weise dem ganzen Heere einen sichern Übergang. Da nun dasselbe zwischen den Feind und die

nördlichen Provinzen zu stehen kam, von diesen aber dessen meiste Stärke und die Zufuhr der Lebensmittel abhing, so konnte er nicht länger mit Sicherheit seine vorige Stellung behalten.

Jetzt schmeichelte sich Cromwell, die Schotten zum Gefechte genöthigt zu haben. Allein, anstatt dieses Wagestück zu unternehmen, brachen sie, zu seinem unaussprechlichen Erstaunen, ihr Lager ab, und wendeten sich, vierzehn tausend Mann stark, mit starken Märschen gerade nach England. Cromwell wurde durch diese unerwartete Wendung zwar überrascht, aber nicht außer Fassung gesetzt. Er sandte sogleich Befehle zu Truppenversammlungen in die nördlichen Grafschaften von England, um sich dem Einfalle entgegen zu setzen; er fertigte einen Haufen Reiterei unter Lambert ab, um des Feindes Nachtrab zu beunruhigen, und seinen Marsch zu verzögern; sieben tausend Mann ließ er unter Monk's Anführung zur Bezähmung Schottlands zurück; er selbst zog mit dem übrigen Theile seines Heeres mit aller möglichen Eile dem Könige nach; und, um keinen Vorwurf gegen sich aufkommen zu lassen, als habe er das Land einer Gefahr ausgesetzt, welche hätte abgewendet werden können, rechtfertigte er, in seinem Briefe an das Parlament, sein Betragen. Er behauptete

darin, daß, wenn die Regierung nur das Ihrige thäte, den König hinzuhalten, und die haltbaren Päſſe zu vertheidigen, alsdann unſtreitig ſein ganzes Heer aufgerieben werden würde; da hingegen durch einen Winterfeldzug in Schottland die Parlaments-Armee hätte zu Grunde gehen können, indem die daſigen Eingeborenen weit mehr, als die Engländer, zu Beſchwerden und Mühſeligkeiten abgehärtet wären. Das, was Cromwell ſolcher Geſtalt zur Rechtfertigung ſeines militäriſchen Verfahrens, und zur Stärkung des Muthes ſeiner Landsleute prophezeiet hatte, traf pünctlich ein. Karl ſah ſich bei ſeiner Ankunft in England gänzlich in ſeinen Hoffnungen betrogen, daß nicht nur alle ſeine Anhänger, ſondern auch alle mit der gegenwärtigen Regierung Unzufriedenen ſogleich ſeinen Fahnen zuſtrömen würden. Die Engliſchen Presbyterianer waren nicht nur ganz unvorbereitet, ſich in ein ſo plötzliches und unerwartetes Abenteuer einzulaſſen, ſondern auch unwillig über die lange Weigerung des Königs, ſich öffentlich und auf gehörige Weiſe zu Gunſten des Convenants zu erklären. Die Royaliſten, obgleich von mehr Eifer belebt, wurden dennoch durch einen ausgelaſſenen Miniſterial-Befehl, daß Jeder, der zugelaſſen werden wollte, zuvor den Convenant unterzeichnen müßte, abgeſchreckt, ſich zu dem Schottiſchen Heere zu ſchla-

gen. Aus diesen und andern hinzutretenden Ursachen war der Zuwachs desselben nicht nur sehr unbedeutend, sondern auch viele Schotten waren auf dem Marsche davon entwichen, entweder, weil ihnen aus politischen Ursachen die ganze Unternehmung mißfiel, oder weil das Wagestück sie schreckte, England anzugreifen, und eine Englische Armee im Rücken zu haben. Als daher der König mit seinem abgematteten Heere zu Worrester anlangte, fand er dasselbe nicht zahlreicher, als es schon bei seinem Aufbruche von Torwood gewesen war.

Während auf diese Weise das Glück die Absichten des Feindes vereitelte, und seine anmaßenden Hoffnungen in Verzweifelung verwandelte, hatten die Verfügungen des Parlamentes gegen diesen Einfall den besten Erfolg. Männer von jeder Nationalpartei, Royalisten nur ausgenommen, ergriffen freiwillig die Waffen zur Vertheidigung der gegenwärtigen Regierung gegen die Anmaßungen des Königs der Schotten. Sogar einige der ausgeschlossenen Parlaments-Glieder traten bei dieser Gelegenheit wieder auf, und der Eifer des Volkes für die Republik war so allgemein, daß Viele bloß die Freiwilligen schon für hinreichend hielten, die Schotten, ohne Beistand der Armee, aus dem Felde zu schlagen.

Unter den wenigen Wagehälsen, die Karl Stuart's Sache verfochten, war der Graf von Derby derjenige, auf welchen sich die Royalisten am meisten verließen. Dieser hatte bisher noch die Insel Man inne behalten, und der Macht der Republik sowohl zu Lande, als zu Wasser Widerstand geleistet. Um die Zeit, da die Schotten in England einbrachen, unternahm er, an der Spitze von funfzehn hundert Mann Reiterei, eine Landung in Lancashire. Allein, ehe es ihm noch gelang, eine beträchtliche Verstärkung an sich zu ziehen, wurde er von dem Obersten Lilbourn bei Wigan angegriffen und auf das Haupt geschlagen. Er selbst rettete sich, wiewohl verwundet, mit kaum noch dreißig Reitern nach Worcester, und erweckte daselbst böse Vorahndungen der Zukunft.

Man ging darüber zu Rathe, ob Karl unverzüglich auf die Hauptstadt losgehen sollte. Allein ein Hinderniß, welches Lambert, durch seine auf der Londoner Straße genommene Stellung, verursacht hatte; die Ermüdung des Heeres; die Annäherung Cromwell's; und die Zuneigung der Stadt Worcester, welche allein von allen dem Parlamente sich noch nicht ergeben hatte, und dem Könige jetzt die Thore willig eröffnete, entschieden für den Entschluß, hier zu bleiben, und abzuwarten, was für günstige Gelegenheiten die

vielen Empörungen, worauf man hoffte, etwa darbieten möchten. Entweder aus Nachläſſigkeit, oder aus Mangel an Zeit, hatten es die Schotten unterlaſſen, die gehörigen Anſtalten zur Vertheidigung der Stadt zu treffen, als die Nachricht einlief, daß der furchtbare Cromwell, deſſen Heer auf ſeinem Zuge von allen Seiten her Verſtärkung erhalten hatte, kaum noch eine halbe Tagereiſe entfernt wäre. Jetzt war es zu ſpät, noch auf Befeſtigung zu denken. Cromwell verlor bei ſeiner Ankunft keinen Augenblick, die gehörigen Anordnungen zum Angriffe zu machen, und ſicherte zu dem Ende ſeinen Truppen den Übergang über den Fluß Severn. Sobald die Landmiliz von Eſſex, Cheſhire und Surry, bei vierzig tauſend Mann ſtark, und von ſtarken Corps regulärer Truppen unterſtützt, angerückt war, drang er am 3. September, 1651, dem Jahrstage der Schottiſchen Niederlage bei Dunbar, von allen Seiten her auf die Schotten ein. Dieſe wurden, nach einem Gefechte von wenigen Stunden, in einer ſolchen Unordnung und Verwirrung in die Stadt zurückgetrieben, daß es den Engländern gelang, mit ihnen hineinzudringen. Die von Lesley angeführte Reiterei, die ſich außer dem Gefechte hielt, ſuchte ihr Heil in der Flucht, und überließ das Fußvolk der Willkür des Siegers.

In diesem Treffen wurde das ganze Schottische Heer, sammt hohen und niedern Officieren sowohl, als Gemeinen, wenige Einzelne ausgenommen, entweder niedergemacht, oder gefangen genommen. Denn auch die Reiterei wurde eingeholt, noch ehe sie Lancashire erreichte. Dem Könige, dem Herzoge von Buckingham, und einigen wenigen glücklicheren Abenteurern gelang es, aller Nachforschungen ungeachtet, aus dem Königreiche zu entkommen.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

JAN 11 '56 H

DEC 22 '64 H
(439-65)

AUG 27 '65 H

CANCELLED

B-178

Widener Library
3 2044 100 916 584